universität wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Die *Praxis* multilokalen Wohnens.
Ein Leben an mehreren Orten – Habitus, Aktanten und Netzwerke

Verfasser

Marc Michael SEEBACHER, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 066 855
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Masterstudium Geographie
Betreuerin / Betreuer:	Univ.-Prof. i.R. Dr. Peter WEICHHART

Kurzfassung / Abstract

Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit dem Phänomen des *multilokalen Wohnens*, mit der sozial-räumlichen Praxis eines „aktiven" Lebens an mehreren Orten und demnach mit Prozessen der gesellschaftlichen Raumproduktion entlang eines Spannungsfeldes von Mobilität und Immobilität. Auf Basis einer *praxistheoretischen Ausrichtung* wird eine spezifische Beobachtungsperspektive zu entwickeln versucht, welche bestimmte Aspekte von mehrörtigen Wohnpraktiken besonders in den Fokus nimmt. Vor allem die raumkonstituierende Rolle der *Körperlichkeit* multilokaler Akteure und die im konkreten „Tun" relevant werdenden *Materialitäten* stellen konzeptionelle Fokussierungspunkte der Arbeit dar. Unter Heranziehung der „*Theorie der Praxis*" nach PIERRE BOURDIEU und der *Akteur-Netzwerk Theorie* (v.a. nach BRUNO LATOUR) werden die Konzepte eines „*multilokalen Habitus*" und der „*multilokalen Werknetze*" systematisch entwickelt, theoretisch eingebettet und schließlich auch empirisch angewandt. Hierbei wird auf die „hybride" Methode der „*reflexiven Autofotografie*" zurückgegriffen, wo sowohl textuelle Daten, als auch visuelle Daten erhoben werden. Diese ermöglichen Einblicke in komplexe multilokale Lebenswelten und dabei speziell in multilokale Wohnpraktiken, und somit auch in die *Relationalität* einer an mehreren Orten ausgerichteten Praxis des Wohnens

This master thesis is concerned with the phenomena of multilocal living arrangements, with the socio-spatial practices of „active" living in and between different places and so with the processes regarding space and place production along an axis of mobility and immobility. On the basis of a *practice-orientated approach*, the aim oft the thesis is to develop a scientific perspective, which tries to catch specific aspects of multilocal dwelling practices in detail. Especially the "place-making" role of the *body (corporality)* on the one hand and the *materialities* standing in connection with dwelling practices on the other hand, are considered as central conceptual focus-points. In relation to PIERRE BOURDIEU'S theoretical work on a "*theory of practice*" and BRUNO LATOURS work on *Actor-Network Theory*, the two main concepts "*multilocal habitus*" and "*multilocal worknet"* were systematically developed and finally empirical applied. The empirical study used here the method of "*reflexive autophotography*", where both textual data and visual data are collected. This leads to a deeper understanding auf multilocal living and dwelling configurations, and provides insights in the *relational character* of practices of living and dwelling in different places.

Vorwort

Die vorliegende Masterarbeit wurde in ihren zentralen Teilen im Laufe des Sommersemesters 2013 verfasst, wobei die Beschäftigung mit den theoretischen Grundlagen und einzelne konzeptionelle Vorarbeiten in Bezug auf das Thema schon länger zurückreichen. Die Arbeit markiert dabei den „formalen" Endpunkt meines Masterstudiums der Geographie an der Universität Wien, gleichzeitig ist sie aber eingebettet in einen kontinuierlichen Fluss der theoriegeleiteten Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Praktiken des „Raum-machens", mit komplexen sozialen, ökonomischen und politischen Raumverhältnissen und mit der Disziplin der Geographie im Allgemeinen. Diese Auseinandersetzung endet nicht an dieser Stelle. Vielmehr verhalfen die in den vergangenen Jahren neu angeeigneten Erkenntnisse und Erfahrungen zur Etablierung einer persönlichen Perspektive auf die Welt, auf die „Realität" mit ihren „räumlichen" Phänomenen, die eine weitere (konstruktivistische) Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Gesellschaft, Mensch und „Raum" auch in Zukunft, eingebettet in neue Kontexte, möglich und zu einem interessanten und sinnhaften Ziel macht.

Diese Arbeit ist für mich demnach auch weniger als allumfassender Abschluss oder singulärer „Milestone" zu sehen, sondern mehr als Teil eines Prozesses, als ein wichtiger Bestandteil meines Studiums und auch meiner persönlichen Entwicklung. Sie ist – in einem theoretisch-metaphorischen Sinne – Teil eines „Netzwerkes", das durch verschiedene Akteure und „Aktanten" aufgebaut und zusammengehalten wird, ein Puzzlestück in meiner Auseinandersetzung mit geographisch-wissenschaftlichen Fragestellungen.

Der Dank der an dieser Stelle ausgesprochen wird, bezieht sich daher auch nicht rein auf diese Arbeit, sondern auf die unzähligen Beiträge der „Akteure" im „Netzwerk Studium", die mein „akademisches" Leben an der Universität Wien in den letzten Jahren, abgesehen von wenigen Frustrationen, spannend, erfahrungsreich und heiter gemacht haben.

Allen voran ist PETER WEICHHART zu danken, der die Betreuung dieser Arbeit übernommen hat, mich auch sonst in zahlreichen Belangen erheblich unterstützte und ebenso meinen persönlichen „Blick" auf die Geographie und die „räumliche Welt" entscheidend geprägt hat. Auch meinen Kolleginnen und Kollegen in der Arbeitsgruppe wie auch am gesamten Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien ist zu danken, für interessante Lehrveranstaltungen, eine nette, kollegiale Zusammenarbeit und eine produktive Arbeitsatmosphäre. Meinen Studienkolleginnen und Studienkollegen bin ich ebenso zu speziellem Dank verpflichtet, für eine schöne gemeinsame Zeit, tolle Exkursionen und die gegenseitige, hilfreiche Unterstützung. Besonders zu erwähnen ist dabei vor allem MATTHIAS THUR, mit dem der oft stressige Uni-Alltag mit zahlreichen Projekten, Prüfungen und Arbeiten stets auf eine unterhaltsame Art und Weise, und

schlussendlich auch äußerst erfolgreich, bewältigt wurde. Abschließend gilt es natürlich auch besonders meiner Familie und allen meinen Freunden zu danken, die mich vielfach unterstützt haben, mit denen ich in den letzten Jahren viel erleben durfte und mit denen der multilokale Lebens- und Wohnalltag zwischen Wien und Kärnten stets eine schöne und auch spannende Angelegenheit geblieben ist.

Wien, im September 2013
Marc M. Seebacher

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG **1**

1. MULTILOKALES WOHNEN ALS *SOZIAL-RÄUMLICHES PHÄNOMEN*: EINE ERSTE ANNÄHERUNG **3**

1.1 MULTILOKALITÄT UND MULTILOKALES WOHNEN 6

1.1.1 „Mehrörtigkeit": Begriffsvielfalt *6*

1.1.2 Multilokalität versus multilokales Wohnen *7*

1.1.3 Wohnen und Wohnung *8*

1.1.4 Migration – Multilokales Wohnen – Zirkulation *9*

1.1.5 Multilokalität und multilokales Wohnen als Thema der Wissenschaft *10*

1.2 ENTSTEHUNGSBEDINGUNGEN MULTILOKALEN WOHNENS 11

1.3 DIMENSIONEN MULTILOKALEN WOHNENS 14

1.3.1 Entstehungsbedingungen: Zwang versus Privileg *14*

1.3.2 Anlass und Kontext: Beruf, Freizeit, Lebensform *15*

1.3.3 Haushaltsorganisation *15*

1.3.4 Zeitlicher Rahmen: Periodizität und Dauer *16*

1.3.5 Räumlicher Rahmen: Distanz und Reisezeit *16*

1.3.6 Hierarchie der Wohnsitze *17*

1.4 TYPOLOGIEN MULTILOKALEN WOHNENS 18

1.4.1 Berufsbedingtes multilokales Wohnen: „Shuttles" *19*

1.4.2 Freizeitbedingtes multilokales Wohnen: Freizeitwohnsitze *21*

1.4.3 Lebensformbedingtes multilokales Wohnen: „LAT" – Living Apart Together *23*

2. MULTILOKALES WOHNEN ALS *RAUMKONSTRUKTION*: FORSCHUNGSFRAGEN UND KONZEPTIONELLE GRUNDLAGEN **26**

2.1 MULTILOKALE RAUMKONSTRUKTIONEN 26

2.2 EINE „PRAXEOLOGISCHE" GRUNDPERSPEKTIVE 28

2.3 „THEORIE DER PRAXIS" UND ERSTE FORSCHUNGSFRAGE (*MULTILOKALER HABITUS*) 30

2.4 AKTEUR-NETZWERK THEORIE UND ZWEITE FORSCHUNGSFRAGE (*MULTILOKALE WERKNETZE*) 31

3. THEORETISCHER RAHMEN: MULTILOKALES WOHNEN ALS *PRAXIS* - „RAUM-MACHEN" ZWISCHEN *HABITUS* UND *AKTANTEN* **35**

3.1 EIN „*PRACTICE TURN*": PRAXISTHEORIEN ALS THEORIEN DES „SOZIALEN" 35

3.1.1 Praxistheorien und Sozialtheorien *37*

3.1.2 Grundelemente der Praxistheorien *39*

3.1.3 Körperlichkeit und Materialität in den Praxistheorien *41*

3.2 DIE „THEORIE DER PRAXIS" NACH PIERRE BOURDIEU ALS PRAXISTHEORIE 47

3.2.1 Kapital *48*

3.2.2 Multilokale Praktiken – „Residenzielles Kapital" *51*

3.2.3 Sozialer Raum/Feld *54*

3.2.4 Multilokale Praktiken – „räumliches Feld" *58*

3.2.5 Habitus *59*

3.2.6 Multilokale Praktiken – „multilokaler Habitus" *61*

3.3 Die Akteur-Netzwerk Theorie nach Bruno Latour als Praxistheorie 66
3.3.1 Non-Dualismus und Nicht-Dichotomie: Mikro (Handlung) vs. Makro (Struktur) *68*
3.3.2 Non-Dualismus und Nicht-Dichotomie: Natur vs. Gesellschaft *70*
3.3.3 Non-Dualismus und Nicht-Dichotomie: Subjekt vs. Objekt *74*
3.3.4 Akteur-Netzwerke/Werknetze – Der Prozess der „Übersetzung“ *77*
3.3.5 Multilokale Werknetze *80*
3.4 Zusammenfassung: Ein praxistheoretischer Blick mit *Habitus*, *Aktanten* und *Netzwerken* 83

4. METHODISCHER RAHMEN: *ERFASSUNG* MULTILOKALER WOHNPRAKTIKEN MITTELS „REFLEXIVER AUTOFOTOGRAFIE“ 89
4.1. Methodologische Grundfragen – Möglichkeiten der Erfassung multilokaler Wohnpraktiken 89
4.1.1 Erfassung des Phänomens „multilokales Wohnen“ *90*
4.1.2 Erfassung von sozialen Praktiken *91*
4.2. Reflexive Autofotografie als Methode 95
4.2.1 Reflexive Autofotografie und Habitus: Habitusanalyse *99*
4.2.2 Reflexive Autofotografie und Aktanten: Analyse von Akteur-Netzwerken *101*

5. EMPIRISCHER RAHMEN: *MULTILOKALER HABITUS* UND *MULTILOKALE WERKNETZE* 107
5.1 Erhebung der fotografischen und textuellen Daten 108
5.2 Der *multilokale Habitus* und die *körperliche Relationalität* des multilokalen Wohnens ... 110
5.2.1 Fall 1 ..... *111*
5.2.2 Fall 2 ..... *115*
5.2.3 Fall 3 ..... *119*
5.2.4 Fall 4 ..... *123*
5.3 *Multilokale Werknetze* und die *materielle Relationalität* des multilokalen Wohnens 127
5.3.1 Fall 1 ..... *128*
5.3.2 Fall 2 ..... *130*
5.3.3 Fall 3 ..... *131*
5.3.4 Fall 4 ..... *132*

ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN 136
LITERATURVERZEICHNIS ..... A
ABBILDUNGS- UND TABELLENVERZEICHNIS ..... J

Einleitung

Die vorliegende Arbeit hat zum Ziel, das Phänomen des *multilokalen Wohnens* aus einer *praxistheoretischen Perspektive* theoretisch-konzeptionell und auch empirisch zu beschreiben. Ein „aktives" Wohnen an mehreren Orten wird gegenwärtig für einen immer größeren Teil der Gesellschaft zur Normalität, sei es beispielsweise aus beruflichen Gründen, wo ein „Arbeitswohnsitz" parallel zu einem weiteren Wohnsitz erhalten wird, oder auch aus Gründen der Erholung, der Freizeit oder als Ausdruck eines bestimmten Lebensstils oder einer Lebensweise. Multilokales Wohnen ist damit als ein äußerst vielschichtiges und komplexes sozial-räumliches Phänomen zu verstehen, das von den (Sozial-)Wissenschaften zusehends mehr und mehr thematisiert wird.

In dieser Arbeit wird dabei versucht einen Einblick in die Konfiguration multilokaler Lebenswelten zu geben, wobei bestimmte Aspekte besonders deutlich hervorgehoben werden sollen. Auf Basis der *Theorie der Praxis* nach PIERRE BOURDIEU und der *Akteur-Netzwerk Theorie*, primär nach BRUNO LATOUR, wird eine verstehende Rekonstruktion des Wohnalltags an mehreren Wohnorten angestrebt. Hierbei wird mittels der systematisch entwickelten Konzepte des *„multilokalen Habitus"* und der *„multilokalen Werknetze"* gezielt der sozialen Körperlichkeit und der Materialität multilokaler Wohnpraktiken nachgegangen. Mit Hilfe der Heranziehung der zwei genannten theoretischen Ansätzen und der Entwicklung einer darauf aufbauenden konzeptionellen Grundbasis, soll in der Arbeit exemplarisch illustriert werden, wie multilokale Wohnpraktiken, in ihrer „praktischen Logik" und in ihren körperlich-materiellen Konfigurationen, beschrieben, gedeutet und verstanden werden können.

In einem *ersten Kapitel* wird zu Beginn ein allgemeiner Überblick über das Phänomen des multilokalen Wohnens gegeben. Es wird hierzu das Spannungsfeld von Mobilität und Immobilität, in welches die Praxis multilokalen Wohnens ständig eingespannt ist, aufgezeichnet, es werden relevante Definitionen, Entstehungsbedingungen, Dimensionen und Typisierungen vorgestellt. So soll ein grober Überblick über den aktuellen „Stand der Forschung" geboten werden.

In einem *zweiten Kapitel* werden anschließend die Forschungsfragen und konzeptionellen Fokussierungspunkte der Arbeit näher vorgestellt, sowie auch ein erster Einblick in eine praxistheoretische Perspektive auf die „soziale Wirklichkeit" gegeben.

Weiter ausgeführt werden die Charakteristika der Praxistheorien im wichtigen *Kapitel 3* der Arbeit, in welchem der theoretische Rahmen aufgespannt wird. Im Detail werden hier die *Theorie der Praxis* nach PIERRE BOURDIEU und die *Akteur-Netzwerk Theorie* vorgestellt und Möglichkeiten der Anwendung auf Fragen in Bezug auf multilokale Wohnpraktiken erörtert. Abschließend werden auch Möglichkeiten der Verknüpfung beider Ansätze präsentiert.

Im folgenden *vierten Kapitel* stehen dann methodologische und methodische Fragen im Mittelpunkt. Die Methode der *„reflexiven Autofotografie“* wird, nach der Klärung allgemeiner methodologischer Fragen, im Detail vorgestellt. Über sie soll ein Zugriff auf einen multilokalen Habitus der Akteure und auf multilokale Werknetze möglich werden.

Den Abschluss der Arbeit bilden dann exemplarische empirische Erhebungen in *Kapitel 5*, anhand derer gezeigt werden soll, wie die vorgestellten theoretisch-konzeptionellen Ansätze über eine „hybride“ Methode, wo textuelle aber auch visuelle Daten gleichermaßen im Zentrum stehen, konkret empirisch angewandt werden können Die fallbezogene Betrachtung multilokaler Lebenswelten steht dabei im Mittelpunkt der Ausführungen. Eine kurze Zusammenfassung schließt die Arbeit im Anschluss daran ab.

1 Multilokales Wohnen als *sozial-räumliches Phänomen*: Eine erste Annäherung

Wir leben gegenwärtig scheinbar in einem Zeitalter grenzloser Mobilität. In der Moderne wurde das uneingeschränkte, das ständige Mobil- und Unterwegs-Sein, die räumliche „Entankerung" und zunehmende Ungebundenheit zu zentralen Dimensionen der menschlichen Welterfahrung und des gesellschaftlichen Lebens. Im Alltag erscheint uns heute das Reisen als Tourist in ferne Gegenden der Welt, das tägliche oder wöchentliche Pendeln an den Arbeitsort mit PKW, Bahn oder Bus, aber auch der Konsum von Produkten aus fremden Regionen und das virtuelle „Bewegen" mittels neuer Technologien in technischen Netzwerken als völlig normal und nur selten erfolgt eine nähere Reflexion darüber, wie mobil die Welt „um uns" und wir als Menschen selbst, sowohl im physischen wie im virtuellen Sinn, eigentlich sind. „All the world is on the move" (SHELLER und URRY 2006, 207) könnte man zusammenfassend sagen, räumliche Mobilität ist das zentrale Funktionsprinzip spätmoderner Gesellschaften, sie ist zugleich „...Voraussetzung und Folge einer zunehmend globalen räumlichen Arbeitsteilung und [einer] immer weiter ausgreifenden Organisation auch privater sozialer Netzwerke..." (HESSE und SCHEINER 2007, 138). Die große Bedeutung von Mobilität und Bewegung schlägt sich dabei auch in einem paradigmatischen Wandel in den Sozialwissenschaften nieder: Gefordert wird, so z.B. von JOHN URRY (2000), vielfach ein „mobility turn" (vgl. auch CRESSWELL 2006, HANNAM, SHELLER und URRY 2006) und die Etablierung eines „new mobilities paradigm", durch das eine „a-mobile", statische Betrachtung von Gesellschaft vermieden und innerhalb der Sozialwissenschaften vermehrt eine stärkere Analyse der Rolle von multiplen Mobilität*en* – d.h. der räumlichen Bewegungen von Körpern, Dingen, Bildern und Informationen – im Rahmen der Konstituierung sozialer Verhältnisse forciert werden soll (vgl. SHELLER und URRY 2006, 208 und 212f). Dieser wissenschaftliche Fokus und die enorme Bedeutung, welche in spät-modernen Gesellschaften der Bewegung, dem allgemeinen und vielfältigen Unterwegs-Sein zugemessen wird, scheint auf den ersten Blick eine vordergründige Konzentration auf Fragen der „reinen" und gänzlich entgrenzten und entlokalisierten Mobilität zu induzieren. So betont beispielsweise CASTELLS (2001), dass die Welt sich heute als deterritorialisierte Netzwerkgesellschaft zeigt, in welcher der „space of flows", der „Raum der Ströme", in dem alles unterwegs und ständig „on the move" ist, den ortsverbundenen, territorialen „space of places" vollständig abgelöst hat. Auch BAUMAN (2003) unterstreicht in seinem Ansatz der „liquiden", der „flüchtigen Moderne", deutlich die Vorherrschaft der Bewegung und der Geschwindigkeit vor territorialen, physischen Fixierungen und festen Begrenzungen.

Bei einer genaueren Betrachtung wird jedoch rasch deutlich, dass die grenzenlose, „reine", allumfassende Mobilität eine praktisch-empirische und auch theoretische Illusion

ist. Mobilität ist ursächlich und ganz zentral mit *Immobilität* verbunden. *Ent*ankerung mit *Ver*ankerung und Bewegung mit Stillstand. Eine analytische Betrachtung von Mobilität*en* hat demnach konsequent auch immobile Infrastrukturen, welche die räumlichen Bewegungen von Menschen, Dingen, Bildern und Informationen erst möglich machen, in den Blick zu nehmen, da das „Lokale", der materielle „Ort", fundamentaler Bestandteil jeglicher „globaler Bewegungsströme" ist (vgl. HANNAM, SHELLER und URRY 2006, 3). „Mobility is always located and materialised, and occurs trough mobilisations of locality and rearrangements of the materiality of places." (SHELLER und URRY 2006, 210). So ist die gestiegene und weiter wachsende Mobilität von Personen und Gütern im Bereich des Flugverkehres nur durch einen ständigen Neu- und Ausbau von „immobilen" Landebahnen, Terminals und technischen Infrastrukturen an konkreten Örtlichkeiten möglich (vgl. HANNAM, SHELLER und URRY 2006, 6; vgl. POTTHAST 2012, 278). Auch die gegenwärtig scheinbar ubiquitär verfügbare Mobilität im Bereich des motorisierten Individualverkehrs (MIV) benötigt räumlich „verankerte" und fixierte Einheiten um zu „funktionieren", wie z.B. Tankstellen, Werkstätten, Parkgebäude und Straßeninfrastrukturen, die als komplexe Konfigurationen materieller und immaterieller Entitäten verstanden werden können. Das Phänomen der Mobilität lässt sich also – im materiellen Sinne – nur gemeinsam mit Immobilität denken, die „Ströme" nicht ohne die „Orte", das „Globale" nicht ohne das „Lokale".

Allgemein war und ist die gesellschaftliche und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Mobilität zusammenfassend durch zwei konzeptionelle Pole gekennzeichnet, um die sich empirisch beobachtbare Phänomene gruppieren lassen (vgl. CRESSWELL 2006): Einerseits das Konzept der *Sesshaftigkeit* mit einer Betonung von Stabilität, Fixierung und Ortsbindung, andererseits das Konzept des „*Nomadismus*", welches die ständige Bewegung, den Fortschritt und die (individuelle) Freiheit ins Zentrum stellt (vgl. SHELLER und URRY 2006, 208-210). Im gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskurs erfährt dabei vor allem das letztgenannte Konzept eine gesteigerte Wertschätzung: „Ways of thinking that emphasize mobility and flow over stasis and attachment have recently come to the fore." (REVILL 2011, 375). Mobilität und Bewegung werden allgemein positiv bewertet, ein „Beweglichkeitsdiktat" (WÖHLER 2008 zit. nach. HILTI 2009, 82) scheint sich zu etablieren. Andererseits wird aber einem zu viel an Bewegung und Unterwegs-Sein immer wieder auch erhebliche Kritik, vor allem von Seiten der Politik und der staatlichen Verwaltung entgegen gebracht (vgl. ROLSHOVEN 2007, 172f). „Neben das Beweglichkeitsdiktat gesellt sich das ‚Sesshaftigkeitsdiktat'. Je nach Perspektive verstört das allzu Bewegliche ebenso wie das allzu Statische." (HILTI 2009, 82). Bewegung und Verortung bilden also auch in Bezug auf gesellschaftliche Wertungen zwei Pole, welche in einem sich gegenseitig beeinflussenden Verhältnis stehen.

Damit ist vor allem die Verbindungslinie zwischen den beiden konzeptionellen Polen – Bewegung und Verortung, Mobilität und Immobilität – jene zentrale Achse, um

welche sich heute die vielfältigen sozial-räumlichen Wirklichkeiten der Gesellschaft mehr und mehr aufspannen. Eine nomadische Flexibilität und eine sesshafte Stabilität sind nicht unbedingt als Gegenpole zu sehen, sondern vielmehr als einander ergänzende Seiten der selben Medaille. Wie bereits gesagt: Mobilität gibt es nicht ohne Immobilität, Freiheit nicht ohne Verbundenheit und Bewegung nicht ohne Stillstand. Dies zeigt sich sowohl am dargestellten Wechselspiel der Wertungen: Mobilität und Bewegung werden positiv bewertet und wertgeschätzt, ein nicht-sesshaftes und allzu „bewegtes" Leben aber gleichzeitig auch oft außerhalb der gesellschaftlichen Normalität lokalisiert, als auch in Bezug auf „Lokalisierungen" in der physisch-materiellen Welt (z.B. Infrastrukturen), welche komplexe Mobilität*en* erst möglich machen.

Die Dialektik von Mobilität und Immobilität, sowohl im materiellen als auch im wertenden-symbolischen Bereich, trifft auch auf den einzelnen Menschen als physisch-körperliches und gleichzeitig soziales Wesen zu. Die gestiegenen Mobilitätsmöglichkeiten aber auch die zunehmenden Mobilitätszwänge führen zu einem fortwährenden und über größere Distanzen ausgerichteten Unterwegs- und in Bewegung-Sein unserer Körper, sei es als reisender Tourist, als pendelnder Arbeitnehmer oder als Konsument. Damit einhergeht geht aber notwendigerweise auch der verstärkte Aufbau von Verbindungen zu immobilen, physischen Orten, denn aufgrund der Körperlichkeit und der damit einhergehenden Einbindung in die physisch-materielle Welt (vgl. Kapitel 3), aber auch aufgrund seiner Rollen als sozialer Akteur, benötigt der Mensch zur Befriedigung seiner Grundbedürfnisse und zur Realisierung von Handlungen bestimmte Standorte an der Erdoberfläche (vgl. WEICHHART 2009, 1f).

Das gemeinsame Zusammenwirken von Bewegung einerseits und Sesshaftigkeit bzw. Standortbindung andererseits, führt dabei zur Lebensweise der *Multilokalität*, d.h. der Mehrörtigkeit bzw. der Verteilung des Lebensalltages auf mehrere Orte (vgl. HILTI 2009, 78f). Das Phänomen der Organisation des menschlichen Lebens über mehrere Orte hinweg, ist dabei an sich kein gänzlich neues (vgl. WEICHHART 2009, 3; PETZOLD 2013, 28), in einem Zeitalter in welchem die individuelle räumliche „Beweglichkeit" der Menschen jedoch rasch ansteigt, nimmt es aber quantitativ wie auch qualitativ neue Dimensionen an und verankert sich mehr und mehr auch in der Mitte der Gesellschaft (vgl. HILTI 2009, 77; ROLSHOVEN 2007, 160). Dass wir unser Leben heute multilokal organisieren, an einem Ort wohnen, an einem anderen Ort arbeiten und an einem wiederum anderen Ort unsere Freizeit verbringen und damit ständig vielfältige „räumliche" Grenzen überschreiten, scheint für viele Menschen ein zentraler Teil ihrer Lebenswelt zu sein und somit wesentliches Element sozial-räumlicher „Wirklichkeiten". Im Folgenden soll näher auf einige Charakteristika des Phänomens der *Multilokalität* und im Speziellen auf die des *multilokalen Wohnens* eingegangen werden.

1.1 Multilokalität und multilokales Wohnen

Nach ROLSHOVEN (2006) lässt sich Multilokalität folgend beschreiben: „Multilokalität bedeutet Vita activa an mehreren Orten: Der tätige Lebensalltag in seiner Gesamtheit verteilt sich auf verschiedene Orte, die in mehr oder weniger großen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger großen Funktionsteilung genutzt werden" (ROLSHOVEN 2006, 181). Eine multilokale Lebensweise umfasst also allgemein die abwechselnde „aktive" Nutzung mehrerer Orte oder Standorte, welche jeweils spezifische Nutzungspotentiale bereithalten und so die individuellen Lebensvollzüge der Menschen bedeutend prägen und sie gleichsam auch mit „konstituieren". Eine, wie es ULRICH BECK auch formulierte, „ortspolygame" (BECK 1997) Organisationen des Lebens, eine zeitlich-räumlich funktionsgeteilte Lebensführung über mehrere Orte hinweg, ist für viele Menschen heute die „Norm", bzw. wird sie für zumindest einen Teil des Leben zunehmend zu einer Selbstverständlichkeit (vgl. HILTI 2009, 77). Seien es Kinder, welche zwischen den Wohnorten ihrer geschiedenen Eltern oder ihrer Stiefeltern hin und her reisen, seien es Studierende, welche für eine Studium in eine andere Stadt ziehen und gleichzeitig aber auch noch Bindungen an ihren Heimatort aufrechterhalten, seien es Berufstätige die zwischen dem Arbeits- und dem Wohnort pendeln oder aber auch Personen im Ruhestand, welche die kalten Wintermonate an einem Alterswohnsitz am Mittelmeer verbringen. Sie alle sind mobil, da sie räumliche Distanzen im physischen Raum überwinden, sie sind aber gleichzeitig auch *im*mobil, da sie sich an mehreren physischen Orten *re-lokalisieren*. Das Phänomen der Multilokalität ist somit tief eingebettet in das dialektische *Spannungsfeld von Mobilität und Sesshaftigkei*t (vgl. HILTI 2009, 77; siehe oben) und lässt sich sowohl aus einer Mobilitäts-Perspektive als auch aus einer Wohnorts-Perspektive betrachten (vgl. PETZOLD 2013).

1.1.1 „Mehrörtigkeit": Begriffsvielfalt

Ein über mehrere Orte verteilter Lebensalltag wird aber nicht nur unter dem Begriff der „Multilokalität" zusammengefasst. Zur Beschreibung des Phänomens haben sich in den Sozialwissenschaften in den letzten Jahren zahlreiche unterschiedliche (und neue) Begriffe herausgebildet, wodurch die große Heterogenität und Komplexität des Themenbereiches noch deutlicher zu Tage tritt (vgl. PETZOLD 2013, 48ff; PETZOLD 2010, 236f). Zu erwähnen ist hier z.B. der Begriff der „Plurilokalität", der „Polytopizität" (vgl. STOCK 2009) und auch der von ULRICH BECK in die Diskussion gebrachte Begriff der „Ortspolygamie" (vgl. BECK 1997), welcher vor allem der Erfassung der sich verändernden sozialen Realitäten am Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne dienen soll. Auch zu erwähnen sind die Begriffe der „Transnationalität" und der „Translokalität" (vgl. STEINBRINK 2009), wobei der erstgenannte eher die Erfahrung kultureller Gegensätze und das „Bewegen" zwischen verschiedenen nationalen Kulturen, z.B. im Rahmen von Migrationserfahrungen, betont. Transmigranten

befinden sich in einer „hybriden Situation", das sie gleichsam in „zwei Welten" (Herkunftsland *und* Zielland) leben (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 142).

Nach PETZOLD (2013, 50f) zeigen all die angeführten Begriffe, dass gegenwärtige komplexe sozial-räumliche Phänomene mit einer traditionellen Begrifflichkeit analytisch immer weniger zu fassen sind („Begriffskrise"). Durch die Anwendung neuer Begriffe und Konzepte wird versucht die verstärkte „Unübersichtlichkeit" der Zweiten Moderne, welche ganz wesentlich auch aus dem Entstehen neuer Konfigurationen zwischen Bewegung und Verankerung, zwischen Mobilität und Immobilität resultiert, zu bewältigen (vgl. auch WEICHHART 2010, 48f). Die oben vorgestellten Begriffe zeigen dabei einige Ähnlichkeiten zum Begriff der Multilokalität, umfassen aber z.T. auch andere Perspektiven und Phänomene (vgl. PETZOLD 2013, 51).

1.1.2 Multilokalität versus multilokales Wohnen

Multilokalität gilt somit als spezifische Form einer mehrörtigen Alltagsorganisation, welche „...zum zentralen räumlich-zeitlich-sozialen Ordnungsmuster fast jedweden spätmodernen Lebensstils" (HILTI 2009, 79) geworden ist. HILTI (2009) weist aber darauf hin, dass der Begriff Multilokalität nur ausdrückt, dass das Leben über mehrere Orte hinweg gelebt wird. Von diesem Überbegriff zu unterscheiden ist das *multilokale Wohnen* bzw. die *residenzielle Multilokalität* als Unterkategorie. Multilokales Wohnen bedeutet, dass an mehreren Orten ein Wohnsitz oder eine Form von „Behausung"[1] vorhanden ist, welche von den multilokal lebenden Akteuren in bestimmten zeitlichen Rhythmen genutzt wird (vgl. HILTI 2009, 78). Mit dem Begriff multilokales Wohnen wird also explizit der Bereich des Wohnens und der Wohnung im Kontext einer multilokalen Lebensweise angesprochen. „Das Spezifikum der multilokal Wohnenden ist ihr (mehr oder weniger) häusliches Niederlassen an mehreren Orten, was sich vom täglichen Unterwegssein und Aufhalten an verschiedenen Orten sowohl hinsichtlich der Mobilitätsmuster als auch des Seins vor Ort(en) und der Identifikation mit dem- oder denselben unterscheidet." (HILTI 2009, 79). Somit wird die Wohnung und die Praxis des Wohnens an sich zu einer zentralen Dimension einer multilokalen Lebensweise, Wohnen und Mobilität bzw. Bewegung werden hier zusammengedacht, und nicht als zueinander in Widerspruch stehend (vgl. ROLSHOVEN und WINKLER 2009, 101). Auch in den folgenden Kapiteln dieser Arbeit wird die Wohnung und das Wohnen vor allem in Bezug auf die *Materialität* und die *Körperlichkeit* einer multilokalen Lebenspraxis intensiv diskutiert werden. Daher wird das allgemeine und eher offene Konzept der Multilokalität von nun an primär aus der spezifischen Perspektive des *multilokalen Wohnens* oder auch der Residenziellen Multilokalität angesprochen.

[1] Mit der Verwendung des allgemeinen Begriffes „Behausung" soll darauf hingewiesen werden, dass es eine große Vielfalt an möglichen Wohnformen gibt und dass der Wohnbegriff konzeptionell nur schwer zu fassen ist (vgl. HILTI 2009, 77f und 85). So können z.B. im Bereich der Freizeit und des Tourismus auch Wohnmobile („mobile homes"), Jachten, Boote oder auch Gartenhütten als Wohnungen dienen (vgl. ROLSHOVEN 2007, 163ff).

1.1.3 Wohnen und Wohnung

Der Mensch benötigt, sowohl aufgrund seiner physisch-biologischen Körperlichkeit, als auch aufgrund seiner Einbindung in soziale Gruppen, Gemeinschaften und Netzwerke, eine Art von „Behausung", welche ihm Schutz gibt und die Befriedigung existenzieller Grundbedürfnisse zulässt. So bedingen bestimmte körperliche Regenerationserfordernisse, wie z.B. regelmäßiger Schlaf, das Aufsuchen einer Wohnung (vgl. WEICHHART 2009, 2). Auch das soziale Leben erfordert das Vorhandensein einer Wohnung, in welcher enge Sozialkontakte, z.B. innerhalb der Familie bzw. einer Partnerschaft ablaufen können und welche einen privaten Rückzugsraum bietet, der die individuelle Verwirklichung personaler Autonomie zulässt (vgl. WEICHHART 2009, 4). Auch ist eine Wohnung in unserem Gesellschaftssystem eine wesentliche Voraussetzung für das Erfüllen gültiger gesellschaftlicher Normen und Konventionen sowie für die Partizipation am Leben in menschlicher Gemeinschaft. Wer keine Wohnung oder „Behausung" hat, wie z.B. Obdachlose, oder zweitweise auch Häftlinge, steht meist außerhalb der Gesellschaft (vgl. ebd., 4). Die Wohnung ist somit „unverzichtbare Voraussetzung der menschlichen Existenz" (ebd., 4) und auch das Zentrum der Lebenswelt der Menschen.

Eine Wohnung bietet aber zusätzlich auch eine spezifische Art von materieller „Rahmung" durch welche Dinge und Artefakte, die in alltäglichen Handlungsvollzügen Bedeutung erlangen und die Praxis des Wohnens mit konfigurieren und konstituiert, erst in ein zusammenhängendes Netzwerk gebracht, lokalisiert und „gebunden" werden. Dieses Netzwerk von materiellen Elementen erfährt durch die Wohnung, oder allgemein durch eine „Behausung", eine Stabilisierung und erhält eine spezifische Ordnung bzw. Dauerhaftigkeit (vgl. SCHAD 2012, 26). Für die Praxis des Wohnens bzw. des multilokale Wohnens im Speziellen ist diese Funktion der Wohnung ein zentraler Aspekt, wird doch durch die Stabilisierungs- und Ordnungsfunktion, durch die „Rahmung", eine multilokale Wohnpraxis als menschliches Tun, durch das Zusammenführen von Akteur und (materiellem) Netzwerk, erst dauerhaft ermöglicht. Auf diese Zusammenhänge zwischen Wohnung, materieller Dingwelt und Praxis als menschliches, soziales Tun wird – mit Verweis auf die Akteur-Netzwerk Theorie als Praxistheorie – in den weiteren Kapiteln noch intensiv einzugehen sein (vgl. Kapitel 3.3).

Wohnungen oder „Behausungen" weisen immer einen spezifischen Standort an der Erdoberfläche auf, sie sind immer irgendwo im physischen Raum lokalisiert. Aufgrund der oben dargelegten existenziellen Bedeutung der Wohnung für den Menschen und für die Verwirklichung sozialer Praktiken, schränkt die Lage des Wohnstandortes bestimmte Handlungs- und Nutzungsmöglichkeiten ein. „Der Wohnstandort legt gleichsam die Rahmenbedingungen der Lebens- und Verwirklichungschancen der Person (der Mitglieder eines Haushaltes) fest." (WEICHHART 2009, 5). Da eine regelmäßige Rückkehr in die Wohnung erforderlich ist (üblicherweise im Rhythmus eines Tages), lassen sich Orte mit

bestimmten Nutzungen die zu weit vom Wohnstandort entfernt sind, nicht dauerhaft – abgesehen von Übernachtungen in Hotels beispielsweise – besuchen (vgl. ebd., 5). Ein Arbeitsplatz der in zu großer Distanz zur Wohnung liegt kann meist nicht angenommen werden, da eine tägliche Rückkehr in die Wohnung nicht möglich oder zu aufwendig ist. Als Lösung bietet sich hier einerseits eine vollständige Verlagerung des Wohnstandortes an den Standort des Arbeitsplatzes an, was einem Migrationsprozess entspricht. Andererseits besteht aber eben auch die Möglichkeit multilokal zu Wohnen, d.h. am Standort des Arbeitsplatzes wird eine neue Wohnung begründet, die ursprüngliche Wohnung am Wohnort wird gleichzeitig aber – aufgrund einer bestehenden „Bindungswirkung" – nicht aufgegeben. Man lebt nun also multilokal in zwei Wohnungen, an zwei unterschiedlichen Orten, wo auch unterschiedliche Funktionen (Arbeiten, Wohnen, Freizeit) im Mittelpunkt des Alltags stehen. (vgl. ebd., 5).

1.1.4 Migration – Multilokales Wohnen – Zirkulation

Multilokales Wohnen kann demnach von *Migration* und der *tagesrythmischen Zirkulation* unterschieden werden, bzw. zwischen diesen beiden Formen räumlicher Mobilität eingeordnet werden (PETZOLD 2013, 43; WEICHHART 2009, 6f.). Bei Migrationsprozessen erfolgt eine vollständige Verlagerung des Wohnstandortes von Ort A nach Ort B, wobei unterschiedliche Grenzen (Gemeinde-, Bundesland- oder Nationalstaatsgrenzen) überschritten werden und es entweder zu einer gänzlichen oder aber auch nur teilweisen Verlagerung des räumlichen Aktionsfeldes der migrierenden Person kommt (Interregionale Wanderung vs. Innerregionale Wanderung) (vgl. WEICHHART 2009, 7f). Bei einer Zirkulation erfolgt hingegen ein tägliches Rückkehren an den Wohnort, die Wohnung ist hier Ausgangs- und Endpunkt täglicher räumlicher Bewegungen. So wird z.B. an den Arbeitsort gependelt, man kehrt jedoch täglich in die Wohnung zurück. Hier kann durchaus von einer multilokalen Lebensweise gesprochen werden, da sich der Lebensalltag (Arbeiten, Wohnen etc.) ja auf unterschiedliche Orte verteilt, jedoch nicht von multilokalem Wohnen, da es nur eine Wohnung an einem Ort gibt (vgl. HILTI 2009, 78). Zentral beim multilokalen Wohnen ist vielmehr das Vorhandensein mehrerer Wohnungen an mehreren Orten, welche regelmäßig und einem zeitlichen Rhythmus folgend aufgesucht werden. An jedem Wohnstandort finden sich dabei sog. lokalisierte „*Standortofferte*", d.h. aus der subjektiven Sicht der multilokal wohnenden Akteure spezifisch bewertete Nutzungs- und Aneignungspotentiale, welche die Etablierung von zwei oder mehreren Wohnstandorten individuell rechtfertigen und in ihrer Verknüpfung für die multilokal lebenden Personen gegenüber einer monolokalen Lebensweise einen „Mehrwert" bringen (vgl. WEICHHART 2009, 8f). Dieser „Mehrwert" muss dabei die „Kosten", welche durch eine multilokale Lebensweise entstehen, beispielsweise durch das Erhalten zweier Wohnungen oder durch die Inanspruchnahme von Verkehrsdienstleistungen zur Überbrückung der Distanz zwischen den Wohnorten („Transitionskosten"), übersteigen (vgl. ebd., 8f). So kann

z.B. ein gut bezahlter Arbeitsplatz dazu führen, dass an einem Ort B zusätzlich zu einem bestehendem Wohnsitz in Ort A, welcher aufgrund bestehender „Bindungswirkungen" nicht aufgegeben werden soll (z.B. Familie, Wohneigentum), ein weiterer Wohnsitz errichtet wird. Die Kosten durch diesen weiteren Wohnsitz (Kosten der doppelten Lebensführung und der Transition zwischen den Wohnorten) werden durch das erhöhte Einkommen, so die Sicht des Akteurs, gerechtfertigt. „Multilokalität kann damit als soziale Praxis angesehen werden, mit deren Hilfe es für (kollektive) Akteure möglich wird, die akteursspezifischen Standortnutzen von zwei (oder mehreren) Lokalitäten zu kombinieren und dadurch den Ertrag ihrer Handlungspraxis zu erhöhen." (ebd., 9). Multilokalität bzw. multilokales Wohnen kann dabei weiters auch „...*als Strategie zur Nutzung von Chancen*..." oder „...als *Substitut* oder *Alternative* von Migration..." (PETZOLD 2013, 30; Hervorhebung im Original) aufgefasst werden. In der untenstehenden Tabelle sind zusammenfassend die oben beschriebenen Unterschiede zwischen Migration, multilokalem Wohnen und Zirkulation dargestellt (vgl. Tabelle 1).

Migration	**Multilokalität – Multilokales Wohnen**	**Zirkulation**
Vollständige, permanente Verlagerung des Wohnsitzes von Ort A *nach* Ort B.	Zwei oder mehrere „aktive" Wohnsitze (Ort A *und* B), zwischen denen eine Funktionsteilung besteht, die in einem bestimmten zeitlichen Rhythmus aufgesucht werden und deren spezifische „Nutzen" mit einander verknüpft werden. *„Standortofferte"* *„Bindungswirkungen"*	Ein Wohnsitz (Ort A) dient als Ausgangs- und Endpunkt aller Aktivitäten. *Tagesrythmische Zirkulation* – „klassisches (tägliches) Pendeln"

Tabelle 1: Formen räumlicher Mobilität und Verankerung: Migration, multilokales Wohnen, Zirkulation. Eigene Darstellung nach WEICHHART 2009, 7f.

1.1.5 Multilokalität und multilokales Wohnen als Thema der Wissenschaft

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen der Multilokalität und des multilokalen Wohnens ist an sich nicht neu, erfährt jedoch in den letzten Jahren in vielen Disziplinen einen erheblichen Bedeutungsaufschwung. Frühe Forschungen über Multilokalität und multilokales Wohnen gab es z.B. in der Sozialanthropologie (vgl. PETZOLD 2013, 27), aber auch innerhalb der Geographie wurden bereits in den 1970iger Jahren Fragen zu diesem Themenbereich bearbeitet. So interessierte sich vor allem die Münchener Schule der Sozialgeographie für das Phänomen der Wochenpendler und der Zweit- sowie Freizeitwohnsitze, wobei hier eine raumwissenschaftliche Zugangsperspektive vorherrschend war (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 139). Heute ist das Themenfeld der Multilokalität und des multilokalen Wohnens in den Blickwinkel

unterschiedlicher Disziplinen getreten, wobei vor allem die Geographie, die Soziologie, die Psychologie (ebd., 139), aber auch das breite Feld der raumbezogenen Planungswissenschaften und auch die Politikwissenschaften (vgl. PETZOLD 2013, 44) ein verstärktes Interesse an derartigen Fragestellungen zeigen. Der Zugang gegenwärtiger Multilokalitätsforschung ist dabei weniger makroanalytisch-raumwissenschaftlich, als vielmehr mikroanalytisch-sozialwissenschaftlich ausgerichtet. Der Fokus liegt „...auf den Haushalten selbst, ihrer Lebensweise und Alltagsorganisation sowie ihrem subjektiven Befinden." (HESSE und SCHEINER 2007, 139). Eine umfassende Systematisierung des breiten und interdisziplinären Forschungsfeldes „Multilokalität" und „multilokales Wohnen" wurde bislang jedoch noch nicht entwickelt, vielmehr existieren diverse Forschungsstränge parallel zueinander, die sich nur teilweise überschneiden und zueinander in Beziehung setzen lassen (vgl. ebd., 139). Auch konnte bislang keine einheitliche Operationalisierung sowie auch kein übergeordneter definitorischer Rahmen in Bezug auf das Phänomen entwickelt werden, was vor allem der Vielfalt multilokalen Wohnens sowie den unterschiedlichen disziplinären Zugängen geschuldet ist.

Im Folgenden soll näher auf die Entstehungsbedingungen des multilokalen Wohnens eingegangen werden. Im Mittelpunkt stehen hier aber nicht die individuellen Begründungslogiken (subjektive Bewertung von „Standortofferten"), welche zur Ausbildung einer multilokalen Wohnpraxis beitragen und welche oben bereits im Überblick erörtert wurden, sondern vielmehr gesellschaftliche Makrotrends und Entwicklungsprozesse, die zu einer zunehmenden Verbreitung des Phänomens des multilokalen Wohnens – als eine spezifische Form der Verknüpfung von Mobilität und Immobilität – in der Bevölkerung führen.

1.2 Entstehungsbedingungen multilokalen Wohnens

Wie kommt es dazu, dass eine multilokale Lebensweise heute für einen immer größer werdenden Teil der Bevölkerung zu einer Selbstverständlichkeit wird? Was sind die sozialen und ökonomischen Makrotrends, welche ein Leben an mehreren Orten möglich machen und es zudem auch stark forcieren?

Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel bereits angesprochen, ist multilokales Wohnen eng mit räumlicher Mobilität verbunden. Der multilokal lebende Menschen ist ein mobiler Mensch, dessen Körper sich in Raum und Zeit immer uneingeschränkter bewegt, der aber auch, aufgrund physischer und sozialer Erfordernisse, eine wiederkehrende Verankerung, eine Verortung braucht. *Räumliche Mobilität und „Erreichbarkeit*" sind damit Grundbedingungen des multilokalen Wohnens und somit haben der Ausbau der materiellen Verkehrsinfrastrukturen, vor allem im Bereich des Fernverkehres (z.B. Hochgeschwindigkeitszüge, Flugverbindungen, Autobahnen) und die damit verbundene Beschleunigung von Transportprozessen, der allgemeine Kostenverfall im Verkehrswesen

(z.B. im Flugverkehr) sowie auch die Entwicklungen im Bereich der Telekommunikationsmedien (angebotsseitig) erheblich zu einer Zunahme multilokaler Alltagsorganisationen mit mehreren „aktiven" Wohnsitzen beigetragen (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 140). Generell wird übergeordnet die *Globalisierung*, d.h. die Zunahme globaler Verflechtungen und Abhängigkeiten im Bereich der Ökonomie, der Politik und auch der Kultur als ein „Haupttreiber" von räumlicher Mobilität und in weiterer Folge auch von Multilokalität interpretiert (vgl. PETZOLD 2013, 28). Durch eine zunehmend intensivere räumliche „Verknüpfung" der Welt im Rahmen des Überganges von der Ersten Moderne zur „Zweiten/Reflexiven Moderne", weitet sich der Handlungsraum und auch der Alltagsraum der Menschen, es kommt zu einer Loslösung von „monolokalen", statischen Ortsbindungen und zu einer fortschreitenden „Enträumlichung" (vgl. BECK 1997). Räumliche Bezüge lösen sich jedoch nicht vollständig auf, sondern werden auf eine andere (räumliche) Ebene übertragen: Die Globalisierung bewirke eine strukturelle Forcierung räumlicher Mobilitätsprozesse, aber auch vielfältige, multiple räumliche (Wieder-)Verankerungen und somit Multilokalität als Lebensweise und in Konsequenz auch multilokales Wohnen, so eine vielfach vorherrschende Meinung.

Auch Veränderungen im Bereich der sozialen Strukturen und der partnerschaftlichen Beziehungen werden als zentrale Gründe für die anwachsende Verbreitung des Phänomens des multilokalen Wohnens angesehen. So ist die gegenwärtige Gesellschaft durch eine zunehmende *Individualisierung und Pluralisierung* von Lebensentwürfen gekennzeichnet, was zu einer abnehmenden Stabilität sozialer Bindungen und zu einer geringeren Normiertheit und einer geschwächten Einbettung der verwirklichten individuellen Biographien und Lebensstile in kollektive Institutionen führt („Bastelbiographien") (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 140; PETZOLD 2013, 28f). Konsequenzen daraus sind primär hohe Scheidungsziffern, eine „aufgeschobene" und allgemein geringe Fertilität sowie eine wachsende Zahl an Single-Haushalten (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 140f). Auch kommt es zu einer Auflösung der ursprünglich engen Verknüpfungen von Haushalt und Familie, d.h. familiäre Beziehungen werden in wachsender Zahl über mehrere Haushalte hinweg organisiert und dabei nicht einfach nur „gelebt" sondern gezielt „hergestellt" (vgl. ebd., 141), was z.B. bei Scheidungskindern, die zwischen den Haushalten ihrer Eltern hin und her reisen, deutlich wird oder aber auch bei Personen in einer Partnerschaft, welche jedoch gleichzeitig zwei selbständige Haushalte betreiben (LATs – „Living Apart Together").

Ein weiterer treibender Faktor des multilokalen Wohnens sind Wandlungsprozesse in der *Arbeitswelt*. In einer postfordistischen Wirtschaft wird Flexibilität ein zentrales Schlagwort, was sich ganz offensichtlich in der Zunahme kurzfristiger und vielfach prekärer Beschäftigungsverhältnisse zeigt (vgl. ebd., 141), sowie im Wachstum „mobiler" Arbeit und Beschäftigung, v.a. im Dienstleistungsbereich. Auch eine zunehmende Konzentration bestimmter Arbeitsplätze, die mit bestimmten Qualifikationen einhergehen,

an spezifischen Orten (z.B. Großstädte) und eine wachsende Disparität zwischen Räumen mit einer steigenden Nachfrage nach Arbeitskräften (ökonomisch stabile und wachsende Zentralräume) auf der einen Seite und Räumen mit Arbeitsplatzverlusten auf der anderen Seite (ökonomische Peripherien) prägen ganz entscheidend das (räumliche) Bild der heutigen Arbeitswelt. Damit verbunden ist auch eine („gewollte" oder „erzwungene") Zunahme der räumlichen Flexibilität: Zu einem Wohnortwechsel aufgrund des Arbeitsplatzes sind heute immer mehr Menschen bereit – vor allem jene, welche meist jung, gut ausgebildet sind und einen karriereorientierten Lebensstil verfolgen, ihre berufliche Entwicklung also gegenüber eines and der Familie orientierten Lebensstils (noch) in den Vordergrund rücken (vgl. ebd., 141). Dadurch kommt es oft zu einem (zeitweisen) multilokalen Wohnarrangement, da die Bindung an einen „Heimatwohnort" meist nicht gänzlich aufgegeben wird, dieser als „Ankerpunkt" und „Rückzugsraum" erhalten werden soll.

Und auch der Bereich der *Freizeit* und der *Erholung* bleibt durch strukturelle Wandlungsprozesse nicht unbeeinflusst. Eine Zunahme der arbeitsfreien Zeit, ein hohes Wohlstandsniveau, wie auch die oben angesprochenen Preisreduktionen im Transportwesen (z.B. *low-cost* Airlines), machen ein räumlich „geteiltes" Leben an mehreren Wohnorten – an einem Arbeitsort und einem (oder mehreren) Freizeitwohnsitz(en) – zu einem Modell, das immer mehr Menschen als wichtigen Teil ihrer individuellen Alltagsorganisation und Lebenspraxis begreifen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass zahlreiche Entwicklungen auf der Makroebene der Gesellschaft als ganz wesentliche Treiber bzw. „Determinanten" des Phänomens des multilokalen Wohnens in den letzten Jahrzehnten anzusehen sind. So sind allgemein Globalisierungsprozesse, die damit in Zusammenhang stehende quantitative wie auch qualitative Zunahme räumlicher Mobilität, der Wandel sozialer Strukturen und Beziehungen im Übergang zur „Zweiten/Reflexiven Moderne" (vgl. PETZOLD 2013, 28f) – wobei hier vor allem die sich abzeichnende Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft („Individualisierungsthese" nach BECK 1995) wichtig ist – sowie ein im Kontext der postfordistischen Wirtschaftsformation stattfindender Wandel der Arbeitswelt und der Freizeit, welcher durch das Prinzip der sozialen und räumlichen „Flexibilisierung" beschrieben werden kann, als bedeutungsvolle gesellschaftliche Entwicklungen und Strukturierungen festzuhalten.

Eine nähere Beschäftigung mit diesen strukturellen Tatsachen auf einer sozialen „Makroebene" muss und soll in dieser Arbeit aber unterbleiben. Die kurze Darstellung der Entwicklungen soll vielmehr verdeutlichen, dass eine Annäherung an das Phänomen des multilokalen Wohnens sowohl aus einer Makroperspektive auf die Gesellschaft, als auch aus der Mikroperspektive der Akteure möglich ist. Beide Perspektiven können ausgehend von unterschiedlichen Theorieansätzen verschiedene Facetten des Phänomen beleuchten und Erklärungen anbieten. Auf einer globalen, strukturellen Ebene seien hier z.B. diverse

Globalisierungstheorien oder auch die Theorie der „Zweiten/Reflexiven Moderne" zu nennen, auf einer lokalen, individualistischen Ebene z.B. Handlungstheorien die eine akteurszentrierte Rationalitätslogik ins Zentrum stellen (vgl. WEICHHART 2009). In der vorliegenden Arbeit soll der Blick aber primär auf das Zusammenwirken von Mikro- und Makroebene, von „Lokalem" und „Globalem" gelenkt werden, was durch einen theoretischen Rahmen ermöglicht wird, der sich auf einer *Mesoebene* dem sozial-räumlichen Phänomen des multilokalen Wohnens annähert (vgl. Kapitel 3).

Im folgenden Kapitel werden im Überblick zentrale Dimensionen, über welche das Phänomen des multilokalen Wohnens strukturiert und gleichzeitig auch besser analytisch „erfasst" werden kann, näher diskutiert, wobei diese Dimensionen ursprünglich von HESSE und SCHEINER (2007) entwickelt wurden.

1.3 Dimensionen multilokalen Wohnens

Wie lässt sich ein so komplexes und vielfältiges Phänomen wie das des multilokalen Wohnens strukturieren, gleichsam „in Ordnung" bringen und empirisch Operationalisieren? HESSE und SCHEINER (2007, 142-144) schlagen sechs Dimensionen vor anhand derer eine sinnvolle Strukturierung und Erfassung möglich sein soll.

1.3.1 Entstehungsbedingungen: Zwang versus Privileg

Diese erste Dimension zielt nicht so sehr auf die vielfältigen kausalen Verursachungsprinzipien, welche zu einer multilokalen Lebensweise führen und die bereits weiter oben angesprochen wurden ab, vielmehr steht hier die Tatsache im Mittelpunkt, dass die (individuelle) Verwirklichung einer multilokalen Lebenspraxis zwischen den beiden „Extrempolen" „freiwillige Entscheidung" und „externer Zwang" oszilliert. Multilokalität und multilokales Wohnen als sozial-weltliches Phänomen bewegt sich damit in einem Spannungsfeld von *Zwang* und *Privileg* (vgl. HILTI 2007; HESSE und SCHEINER 2007, 142f) und kann auf Basis dieses wechselseitigen Verhältnisses auch strukturiert werden. Wie die einführenden Beispiele in Kapitel 1.1 gezeigt haben, können die Beweggründe, warum verschiedene Orte in unterschiedlichen zeitlichen Abständen aufgesucht und die dort lokalisierten spezifischen „Standortofferte" (vgl. WEICHHART 2009, 2) genutzt werden, äußerst vielfältig sein. So kann ein Leben an mehreren Orten notwendig werden, weil am Wohnort keine adäquaten Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten zur Verfügen stehen. In diesem Fall wird gegenwärtig von einer zunehmenden Zahl an Menschen ein multilokales Leben in Angriff genommen, d.h. es gibt einen Arbeitsort, wo man primär einer Beschäftigung nachgeht, und einen Wohnort, welchen man aufgrund bestimmter Faktoren („kritische Standortofferte", vgl. WEICHHART 2009, 8) wie z.B. bestehende familiäre Bindungen, Wohneigentum oder einem subjektiven Verbundenheitsgefühl („Heimat"; „place-identity" vgl. auch WEICHHART, WEISKE und WERLEN

2006) nicht aufgibt. Die Folge ist ein gleichzeitiges Leben an zwei Orten und meist auch in zwei unterschiedlichen „Welten", und das zeitlich-rhythmische Hin- und Herbewegen zwischen diesen. Für viele Menschen ist so eine multilokale Lebensführung kein anzustrebendes Ideal, vielmehr wird ein räumlich verteilter Alltag als Belastung empfunden. Multilokalität ist für sie die Folge externer ökonomischer Zwänge, wird als „aufgezwungen" interpretiert und die Herauslösung aus einem monolokalen Kontext wird meist negativ bewertet. Umgekehrt kann Multilokalität aber auch gezielt erwünscht sein. Die Ferienhausbesitzer, welche an einem Ort leben und arbeiten und an einem anderen Ort am Wochenende und in den Ferien ihre Freizeit verbringen, sehen diese räumliche „Funktionsteilung" meist positiv. Die Möglichkeit der Nutzung von unterschiedlichen „Standortofferte" bedeutet für diese Gruppe einen Gewinn, ein multilokales Leben Freiheit, Selbstbestimmung und auch ein produktives Wechseln zwischen verschiedenen sozialen Rollen und Identitäten. Aus Akteursperspektive kann demnach eine multilokale Lebensweise, bei welcher unterschiedliche Aktionsfelder an räumlich getrennten Orten im alltäglichen Lebensvollzug miteinander verbunden werden, höchst unterschiedlich bewertet werden. Multilokalität als zentrales Element gegenwärtiger sozial-räumlicher Wirklichkeiten steht damit sowohl für Freiheit, Offenheit und Vielfalt, aber auch für Zwang, Druck und Belastung (vgl. auch ROLSHOVEN und WINKLER 2009, 103).

1.3.2 Anlass und Kontext: Beruf, Freizeit, Lebensform

Multilokales Wohnen lässt sich auch anhand der eigentlichen „inhaltlichen" Gründe, welche der Realisierung dieser Lebenspraxis zugrunde liegen, strukturieren: So kann grob zwischen einer berufs- und ausbildungsbezogenen multilokalen Wohnpraxis, einer freizeitorientierten, sowie einer an Familie und Partnerschaft ausgerichteten multilokalen Lebensweise unterscheiden werden. *Beruf und Ausbildung, Freizeit* sowie *Lebensform(en)* sind demnach drei wesentliche Gründe für multilokales Wohnen, wobei die Übergänge als fließend und als nicht trennscharf zu sehen sind. (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 143). Als konkrete Beispiele lassen sich z.B. der zwischen einem Arbeitsort und einem Wohnort wöchentlich pendelnde Arbeitnehmer (Beruf), der Großstadtbewohner mit einem Ferienhaus in einer landschaftlich reizvollen Gegend (Freizeit), das Paar, welches in einer gemeinsamen Partnerschaft, jedoch in zwei getrennten Haushalten lebt („freiwillige Lebensform") oder auch das Scheidungskind, das zwischen den beiden Wohnsitzen der Eltern unterwegs ist („gezwungene Lebensform") (vgl. auch SCHIER o.J., online) anführen.

1.3.3 Haushaltsorganisation

Hier interessiert die Frage, wie die *Organisation des Haushaltes* im Rahmen einer multilokalen Wohnpraxis aussieht und wie das *Verhältnis von Familie* einerseits und *Haushalt als Wirtschaftsgemeinschaft* andererseits gestaltet ist. So besteht die Möglichkeit, dass Familie und Haushalt im Rahmen einer multilokalen Wohnpraxis eine Einheit bilden.

Dies ist z.B. dann der Fall, wenn die gesamte Familie ihre Wochenenden am Freizeitwohnsitz verbringt oder wenn ein Single multilokal wohnt. Ebenso ist es aber auch möglich, dass die Familie getrennt mehrere Haushalte an unterschiedlichen Wohnorten betreibt, so z.B. wenn ein berufstätiger Vater am Arbeitsort einen eigenen Haushalt führt, an den Wochenende jedoch im Haushalt seiner Familie am „eigentlichen" Wohnort lebt. Auch besteht die Möglichkeit, dass eine Familie oder ein Paar permanent in (räumlich) getrennten Haushalten organisiert sind. (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 143).

1.3.4 Zeitlicher Rahmen: Periodizität und Dauer

Eine weitere wichtige Strukturierungsdimension des Phänomens des multilokalen Wohnens ist der *zeitliche Rhythmus* des Wechsels zwischen den einzelnen Wohnorten bzw. die *Dauer des Aufenthaltes* in den verschiedenen Wohnungen. Die zeitliche Dimension multilokalen Wohnens zeigt dabei eine große Vielfalt (vgl. ebd., 143): So kann es auf der einen Seite eine lange Aufenthaltsdauer an einem Wohnort geben, verbunden mit einer geringen periodischen „Bewegungsfrequenz". Dies ist beispielsweise bei Freizeitwohnsitzen am Mittelmeer der Fall, welche saisonal, also mehrere Monate lang, vor allem von Pensionisten aus dem europäischen Norden und Westen genutzt werden. Auf der anderen Seite ist auch eine zeitlich kurze Aufenthaltsdauer an den Wohnorten möglich, was mit einer erhöhten Frequenz der räumlichen Bewegung zwischen diesen einhergeht. Hierfür typisch ist z.B. ein Pendeln zwischen den Wohnsitzen im Wochenrythmus, was sowohl berufsbedingt, man ist Werktags am Arbeitsort und an den Wochenenden dann am „reinen" Wohnort, als auch freizeitbedingt, mit einem wöchentlichen Wechsel zwischen Arbeitsort und Freizeitwohnsitz, verursacht sein kann. Des weiteren sind natürlich auch andere zeitliche Rhythmen und Aufenthaltsdauern vorstellbar, welche von wenigen Tagen bis hin zu mehreren Monaten reichen können und sowohl periodisch, also einer bestimmten Regelhaftigkeit folgend, als auch episodisch strukturiert sein können (vgl. ebd., 143). Bei sehr häufigen aber nur kurz andauernden Abwesenheiten von einem Wohnort, wie sie bei bestimmten Berufsgruppen (z.B. Flugpersonal, Kreative etc.) häufig vorkommen, wird auch von varimobilen Personen gesprochen. Diese Fälle können, wenn ein weitere „Behausung" am „Zielort" vorhanden ist, durchaus in die Kategorie des multilokalen Wohnens eingeordnet werden (vgl. HUCHLER et.al. 2009; vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 143).

1.3.5 Räumlicher Rahmen: Distanz und Reisezeit

Multilokales Wohnen ist nicht nur zeitlich, sondern natürlich auch räumlich strukturiert. Da die einzelnen Wohnsitze einen fixierten erdräumlichen Standort aufweisen, ist in konsequenter Weise auch danach zu fragen, wie diese Standorte in *räumlicher Perspektive* zueinander angeordnet sind, wie ihre *relationale räumliche Lage* aussieht. Befinden sie sich in räumlicher Nähe zueinander oder distanziell weiter

voneinander entfernt? Auch hier ist eine große Vielfalt an Formen und Typen auszumachen: So können die Wohnsitze von Menschen, welche als Paar gemeinsam – aber in getrennten Haushalten – leben, oft in direkter räumlicher Nachbarschaft zueinander liegen. Auch können sich Freizeitwohnsitze oft recht nahe am Arbeitswohnsitz befinden (z.B. innerhalb einer Stadtregion), andererseits gibt es aber auch Freizeitwohnsitze, die in anderen Ländern oder gar anderen Kontinenten lokalisiert sind. Auch bei berufsbezogenen multilokalen Wohnformen ist eine große räumliche Distanz zwischen den einzelnen Wohnorten möglich, welche heute aufgrund der meist gut ausgebauten Verkehrsinfrastruktur und entsprechenden Verkehrsmitteln in vielen Fällen relativ schnell und unkompliziert überbrückt werden kann (Bsp: *low-cost* Airlines, Fernverkehrszüge). Generell ist daher nicht so sehr die metrische Distanz von Bedeutung, sondern vielmehr die Zeit, welche aufgebracht werden muss, um die Entfernung zwischen den Wohnsitzen zu überwinden. Auch die Wegekosten spielen eine gewisse Rolle. (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 143). Bei einer ansteigenden (subjektiven) Belastung der multilokal lebenden Person durch die bei der Raumüberwindung anfallenden Zeitverluste und Kosten, verringert sich die Häufigkeit des räumlichen Bewegens zwischen den Wohnorten und es entstehen vermehrt Anreize zu einer „monolokalen" Lebensweise.

1.3.6 Hierarchie der Wohnsitze

Als letzte Dimension führen HESSE und SCHEINER (2007, 143f) noch die Frage nach einer *Hierarchisierung* der einzelnen Wohnsitze im Rahmen einer multilokalen Wohnpraxis an. Damit ist gemeint, dass ein Wohnsitz aus der subjektiven Sicht der multilokal lebenden Akteure als „wichtiger" oder „höherwertiger" bewertet wird als ein anderer. Dies kann z.B. dann der Fall sein, wenn eine Wohnung am Arbeitsort unter der Woche vorwiegend nur zur Übernachtung verwendet wird. In solchen Fällen ist die Wohnung oft auch nur spartanisch ausgestattet (Einrichtung, persönliche Gegenstände etc.) und es bestehen meist auch eher nur geringe Sozialkontakte. Das „wahre" Leben spielt sich hier am Wochenendwohnsitz ab, welcher als „eigentlicher" Lebensmittelpunkt verstanden wird und wo z.B. bestimmte persönlich wichtige Dinge verwahrt werden und auch eine Einbindung in soziale Gruppen und Netzwerke gegeben ist. Auch im Bereich des freizeitorientierten multilokalen Wohnens kann der Wohnsitz, der für Freizeit- und Erholungszwecke genutzt wird, als „wichtiger" und allgemein auch „positiver" bewertet werden als der Arbeitswohnsitz. In der Literatur wie auch in vielen amtlichen Statistiken wird diese Hierarchisierung der einzelnen Wohnsitze auch durch die Begriffe *Hauptwohnsitz* und *Nebenwohnsitz* ausgedrückt. In vielen Fällen multilokalen Wohnens kann aber davon ausgegangen werden, dass es keine Hierarchie zwischen den einzelnen Wohnorten gibt, diese also von den Akteuren subjektiv als gleichrangig bewertet werden und zusammen die Zentren der eigenen Lebenswelt und individuellen Alltagsorganisation bilden. (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 143f).

Die vorgestellten sechs Dimensionen bilden eine Art von „Grundgerüst" mit dessen Hilfe eine erste Strukturierung des Phänomens des multilokalen Wohnens im Kontext gegenwärtiger sozial-räumlicher Wirklichkeiten möglich ist. Anhand der vorgestellten Dimensionen lässt sich die Komplexität multilokaler Wohnpraktiken reduzieren, es lassen sich durch sie empirische Regelhaftigkeiten sowie Ordnungsmuster aufdecken und sie bilden somit auch erste Anhaltspunkte für die Entwicklung möglicher systematischer Typologien des multilokalen Wohnens. Im folgenden Kapitel stehen im Überblick die bisher von der Forschung entwickelten Typologien im Mittelpunkt, wobei nur auf für diese Arbeit besonders relevante und weit verbreitete Typen multilokaler Lebensformen näher eingegangen werden kann.

1.4 Typologien multilokalen Wohnens

HESSE und SCHEINER (2007) grenzen insgesamt, auf Basis der oben vorgestellten Dimensionen, sechs verschiedene Typen multilokaler Wohnorganisation voneinander ab, wobei auch einzelne Untertypen ausgewiesen werden. Tabelle 2 gibt einen Überblick über diese Typologie.

Im Folgenden werden einzelne Typen näher beschrieben, wobei sowohl der Bereich des berufsbedingten multilokalen Wohnens („Shuttles"), jener des freizeitbedingten multilokalen Wohnens (Freizeitwohnsitze), als auch die mit spezifischen Lebensformen in Zusammenhang stehenden multilokalen Wohnpraktiken (LATs, Kinder und Jugendliche) thematisiert werden (vgl. Tabelle 2),

Typ		Entstehungsbedingung	Anlass	Haushaltsorganisation (Trennung)	Periodizität des Pendelns	Distanz	Hierarchie der Wohnsitze
1	(Wochen-)Pendler mit definiertem Hauptwohnsitz („*Shuttles*")	Zwang?	Beruf	ja	häufig	groß	ja
2	Arbeitsmigranten, Transmigranten	(Zwang)	Beruf	ja	selten	sehr groß	ja
3A	LATs über große Distanzen („Pendler"/ Transmigranten ohne definierten Hauptwohnsitz)		Beruf, Lebensform	ja	häufig (?)	(sehr) groß	nein
3B	LATs über kleine Distanzen	freiwillig	Lebensform	ja	häufig	gering	nein
4A	Zweitwohnsitz als Altersruhesitz / Freizeitwohnsitz	freiwillig	Freizeit	nein	selten	(sehr) groß	ja / evtl.
4B	Freizeitwohnsitz in der Nähe des Hauptwohnsitzes	freiwillig	Freizeit	nein	häufig	gering	ja
4C	Gemeinsamer Zweitwohnsitz	freiwillig	Beruf	nein	Distanz	unterschie	ja

	als Alterswohnsitz				abhängig (?)	dlich	
5	Häufig-Umzieher („Moderne Nomaden“)		Beruf	teilweise	selten	groß	entfällt
6	Pendelnde Kinder/Jugendliche	Zwang	Lebensform	ja	häufig	unterschiedlich	evtl.

Tabelle 2: Typologie multilokalen Wohnens nach HESSE und SCHEINER 2007, 145; leicht ergänzt.

1.4.1 Berufsbedingtes multilokales Wohnen: „Shuttles“

Als „Shuttles“ (Typ 1, vgl. Tabelle 2) werden multilokal wohnende Akteure bezeichnet, welche aus beruflichen Gründen zwischen einem Arbeitswohnsitz (Nebenwohnsitz) und einem (familiären) Hauptwohnsitz pendeln („Fernpendler“), dabei typischerweise einem wöchentlichen Rhythmus folgen und meist größere räumliche Entfernungen überwinden (vgl. PETZOLD 2013, 32).

Die Distanz zwischen den Wohnorten bestimmt hierbei in vielen Fällen die Frequenz des Pendelns: Bei einer geringen Entfernung, bzw. wenn eine schnelle, zeiteffiziente Raumüberwindung möglich ist, wird öfter zwischen den Wohnsitzen gependelt, als wie wenn große räumliche Distanzen mit viel Zeitaufwand überwunden werden müssen. REUSCHKE (2009) konnte bei einer quantitativen Studie über Shuttles in den deutschen Städten München, Stuttgart, Düsseldorf und Berlin zeigen, dass ab einer Entfernung von mehr als 295 km die Pendelfrequenz deutlich abnimmt. Die Medianentfernung zwischen den Wohnsitzen lag bei diesem Sample bei 218 km, bei einem Viertel der Shuttles lag die Entfernung zwischen Haupt- und Nebenwohnsitz gar bei mehr als 375 km (vgl. REUSCHKE 2009, 34). 59% der befragten Shuttles pendelten dabei im wöchentlichen Rhythmus, vor allem jene, welche in einer Partnerschaft leben. Auch mit dem Alter steigt der Anteil der Personen, welche sich wöchentlich zwischen ihren Wohnorten bewegen (vgl. ebd., 34 und 37).

Die Aufenthaltsdauer am Arbeitsort bzw. am Ort des Nebenwohnsitzes ist vor allem abhängig von den spezifischen beruflichen Erfordernissen. So kann es möglich sein, dass aufgrund der beruflichen Tätigkeit eine Anwesenheit am Arbeitsplatz nicht ständig erforderlich ist und dass bestimmte Arbeitsschritte auch vom Wohnstandort aus durchgeführt werden können. Ist bei der Ausübung des Berufes folglich eine räumliche Flexibilität gegeben, kann sich die Dauer des Aufenthaltes entsprechend reduzieren und nur auf einzelne Tage einer Arbeitswoche beschränken. Bei einer sehr geringen Aufenthaltsdauer und einer häufigen Pendelfrequenz ist auch ein Übergang zum Tagesfernpendeln, wo also täglich zum Arbeitsplatz gependelt wird, möglich (Zirkulation). (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 145).

Die Beweggründe für eine Lebensweise als multilokales Shuttle sind primär auf den Beruf bezogen, aber auch lebensstilspezifische Aspekte oder bestimmte Lebensformen (Partnerschaft, Familiensituation etc.) können im individuellen Abwägungsprozess über ein Leben und Wohnen an mehreren Orten eine wichtige Rolle spielen. Im Detail sind die

Motive für diesen Typ multilokalen Wohnens damit recht vielfältig, da auch die beruflichen Gründe in sich heterogen sind: So kann eine multilokale Lebensweise einerseits mit einem beruflichen Aufstieg verbunden sein, andererseits aber auch mit einem beruflichen Abstieg, mit der Verhinderung von Arbeitslosigkeit und mit dem Wechsel des Arbeitgebers (vgl. PETZOLD 2013, 35). Wenn in Tagespendeldistanz zum ursprünglichen Wohnstandort keine der Qualifikation entsprechenden Arbeitsplätze vorhanden sind, so kann ein multilokales Wohnarrangement notwendig werden, um weiter am Berufsleben entsprechend teilhaben zu können. Bei manchen Berufen ist eine multilokale Lebensorganisation gar *zwingend* erforderlich. So z.B. bei Piloten, Fernfahrern oder Bahnbediensteten. Die Ausübung dieser Berufe steht fast immer mit einer individuellen Alltagsorganisation über mehrere (Wohn-)orte hinweg in direktem Zusammenhang. Daneben gibt es auch Berufsgruppen bei denen ein Leben an mehreren Orten nicht unumgänglich, aber dennoch *häufig* erforderlich und mit dem Beruf verbunden ist. Hier wären z.B. Diplomaten, Professoren oder auch Berufsmusiker zu nennen. (vgl. PETZOLD 2013, 35 mit Verweis auf HILTI 2009, 21ff).

Mit dem Phänomen des berufsbezogenen Fernpendelns haben sich in der Vergangenheit bereits mehrere wissenschaftliche Studien beschäftigt (vgl. PETZOLD 2013, 35f, vgl. auch REUSCHKE 2009, 2010). Dabei wurde mehrheitlich festgestellt, dass Shuttles allgemein durch bestimmte sozio-demographische Merkmale charakterisierbar sind: Sie sind meistens männlichen Geschlechts und verfügen über eine hohe Bildungsqualifikation und auch eine hohe Stellung im Beruf. Aus einigen Erhebungen wurde deutlich, dass viele multilokal lebende „Shuttles" eher jüngeren Alters (< 35 Jahre) und in vielen Fällen nicht verheiratet sowie kinderlos sind. Diese junge Gruppe multilokal Wohnender steht meist am Beginn ihrer Berufslaufbahn und ist vielfach durch a-typische Beschäftigungsverhältnisse (Befristung, Teilzeit) gekennzeichnet. Aufgrund der beruflichen Unsicherheiten wird hier der (elterliche) Hauptwohnsitz nicht aufgegeben und am Arbeitsort ein Zweitwohnsitz begründet. (vgl. REUSCHKE 2010, 157). Andere Studien wiederrum stellten fest, dass Shuttles auch in der Altersgruppe der 40-50 Jährigen vorzufinden sind und meist in Lebensgemeinschaften mit Kindern leben (vgl. ebd., 140). Nach REUSCHKE (2010) lassen sich zusammenfassend zwei Gruppen von männlichen Shuttles unterschieden: „Das sind einerseits junge, ledige und meistens kinderlose Männer und andererseits ältere, verheiratete Männer in einer Lebensgemeinschaft mit Kind" (REUSCHKE 2010, 148).

REUSCHKE (2009) untersuchte auch räumlich-siedlungsstrukturelle Aspekte im Zusammenhang mit multilokal lebenden Shuttles, d.h. sie ging der Frage nach wo, in welcher räumlichen Lage und in welcher Siedlungsstruktur, sich der Hauptwohnsitz und wo der berufsbezogene Nebenwohnsitz fernpendelnder Personen befinden. Allgemein konnte dabei festgestellt werden, dass Shuttles ihren aufgrund des Berufes notwendigen Nebenwohnsitz vor allem in Großstädten und Metropolen begründen. Sie bilden quasi die „Zielräume" (Standorte der (berufsbezogenen) Nebenwohnsitze) der Shuttles, was ursächlich mit der Wirtschaftsstruktur und dem Arbeitsplatzangebot in diesen Regionen

zusammenhängt. Als „Herkunftsräume" (Standorte der Hauptwohnsitze) der Shuttles wurden sowohl Agglomerationsräume als auch ländlich periphere Regionen und Kleinstädte identifiziert. Innerhalb des Samples stammten 53% der multilokal lebenden Personen aus Agglomerationen und Großstädten, 31,1% aus als städtisch klassifizierten Regionen sowie 15,8% aus dem ländlichen Raum (vgl. REUSCHKE 2009, 35). Dabei wurden auch geschlechtsspezifische Differenzen deutlich: Frauen pendeln eher zwischen Großstädten, Männer hingegen haben ihren Hauptwohnsitz eher in einer ländlich-kleinstädtisch geprägten Region und pendeln zu ihrem (beruflichem) Nebenwohnsitz in einen Agglomerationsraum. Bei jenen Shuttles, welche aus ländlich strukturierten Räumen in eine Metropole pendeln, spielt vor allem am Hauptwohnsitz vorhandenes Wohneigentum eine wichtige Rolle, warum eine multilokale Wohnform der dauerhaften Migration vorgezogen wird. Bei einer multilokalen Lebensweise als Shuttle zwischen Großstädten oder Agglomerationen treten hingegen vor allem auf den Berufseinstieg bezogene Aspekte wie befristete Verträge oder Teilzeitbeschäftigung in den Vordergrund (vgl. ebd., 35ff). Die Wohnsitze der untersuchten Shuttles am Arbeitsort sind zu einem großen Teil in den Innenstädten oder in Innenstadt nahen Lagen lokalisiert. Nur ca. ein Fünftel hat einen Nebenwohnsitz am Stadtrand (vgl. ebd., 38). Die Wohnsitze von Shuttles sind vor allem an den Arbeitsstätten ausgerichtet. Kurze Wege zu den Arbeitsplätzen, welche sich auch primär in den Innenstädten konzentrieren, sind wichtig und bestimmten die Lage der Zweitwohnungen. Wenig Einfluss geht hingegen von den überregionalen Verkehrsverbindungen aus. Sie spielten im Sample nur eine untergeordnete Rolle in Bezug auf die Wahl des Wohnstandortes am Arbeitsort (vgl. ebd., 30). Viel wichtiger ist das Wohnumfeld, die infrastrukturelle Ausstattung, sowie – für jene Shuttles welche in der Innenstadt wohnen – auch das Vorhandensein von Kultur- und Freizeiteinrichtungen. REUSCHKE schließt daraus, „dass es sich [bei Shuttles] eher um wohnbezogene Lebensstile als um ‚Mobilitätsstile' handelt." (REUSCHKE 2009, 40).

In vielen Untersuchungen zu Shuttles wird weiters erwähnt, dass eine berufsbedingte multilokale Wohnpraxis für viele Akteure mit erheblichen individuellen Belastungen, vor allem im familiären und im sozialen Bereich einhergeht. Ein Leben als Fernpendler kann zu einer Verminderung der Sozialkontakte und damit zu sozialer Exklusion und Isolation, sowie zu Problemen in der Partnerschaft bzw. mit der Familie führen. Für viele Akteure ist ein ständiges Pendeln zwischen einem Arbeitsort und einem (Wochenend-)Wohnort daher kein beabsichtigter dauerhafter Zustand (vgl. REUSCHKE 2010, 155f), vielmehr wird eine monolokale Lebensweise und damit eine Ablegung des „Zwanges" der berufsbezogenen Multilokalität als Ziel angestrebt (vgl. PETZOLD 2013, 36f).

1.4.2 Freizeitbedingtes multilokales Wohnen: Freizeitwohnsitze

HESSE und SCHEINER (2007) weisen in ihrer Typologie zwei Typen freizeitbedingten multilokalen Wohnens aus: Einerseits handelt es sich um Freizweitwohnsitze, die weit

entfernt vom „Hauptwohnsitz“ oder Arbeitswohnsitz liegen, oft sogar in anderen Staaten und periodisch für einen längeren Zeitraum vom gesamten Haushalt, also ohne Trennung der Haushaltsmitglieder, aufgesucht werden (Typ 4A, vgl. Tabelle 2). Beispiele für diesen Typ sind z.B. Wohnsitze von älteren Paaren im Mittelmeerraum, welche in den Wintermonaten als Zweit- bzw. Freizeitwohnsitz genutzt werden. In der Literatur wird hier auch von „International Retirement Migration“ gesprochen, von „...der saisonalen Wanderung von Personen im Ruhestand zwischen Sommer und Winterquartieren.“ (PETZOLD 2013, 39). Die Frequenz des Pendelns ist hier gering, die Aufenthaltsdauer an den Wohnhorten lange (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 146). Anders verhält es sich beim zweiten Typ freizeitbedingten multilokalen Wohnens (Typ 4B, vgl. Tabelle 2). Hier ist die Aufenthaltsdauer am Freizeitwohnsitz eher kurz und primär auf die Wochenenden und die Ferien begrenzt. Die Pendelfrequenz zwischen den Wohnungen ist damit recht hoch (Wochen- oder Monatsrythmus) und die Wohnsitze sind in relativer räumlicher Nähe zueinander angeordnet – z.B. innerhalb einer Stadtregion oder eines Bundeslandes (vgl. ebd., 146).

Das Phänomen der freizeitinduzierten Neben- oder Zweitwohnsitze wurde in der Vergangenheit in einzelnen wissenschaftlichen Untersuchungen näher empirisch und theoretisch untersucht (vgl. PETZOLD 2013, 38ff; SEIDL 2009), wenn auch allgemein „...über einen längeren Zeitraum die Problematik des Freizeitwohnens im sozialwissenschaftlichen Spektrum nicht ausreichend thematisiert wurde.“ (VIELHABER 2012, 139). In den letzten Jahren treten Freizeitwohnsitze aber wieder vermehrt in das Zentrum der wissenschaftlichen wie auch der öffentlichen Diskussionen, wobei vor allem die Folgewirkungen und Konsequenzen, z.B. in den Bereichen der regionalen Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung und der Raumordnung, welche vielfach in den Zielregionen touristischen Wohnens heute deutlich ans Tageslicht treten, interessieren (vgl. VIELHABER 2012). So werden der Flächenverbrauch, die Unterauslastung und hohe Kostenintensität von technischen Infrastrukturen sowie vor allem auch die Auswirkungen von Zweitwohnsitzen auf lokale und regionale Immobilienmärkte von Seiten der Raumplanung äußerst kritisch gesehen. In einigen Regionen, welche aufgrund ihrer landschaftlichen Attraktivität für Standorte von tourismus- und freizeitbedingten Wohnungen besonders geeignet sind, wird in den letzten Jahren verstärkt eine rechtliche Einschränkung der Zulässigkeit von Zweitwohnsitzen gefordert und auch z.T. umgesetzt (Novellierung der Raumordnungsgesetze, Grundverkehrsgesetze). Zu beachten ist hierbei, dass „Freizeitwohnen“ nicht nur in „klassischen“ Landhäusern, Chalets oder Ferienwohnungen stattfindet, vielmehr können auch Wohnmobile, Haus- und Segelboote oder Kleingartensiedlungen und Schrebergärten als „Behausungen“ im Rahmen einer freizeitinduzierten multilokalen Wohnpraxis von Relevanz sein (vgl. ROLSHOVEN 2007).

Auf Ebene der einzelnen Akteure tritt bei einem freizeitinduziertem multilokalem Wohnarrangement, im Vergleich zur berufsbedingten Multilokalität (vgl. Kapitel 1.4.1), die

Frage der individuellen „Belastung" deutlich in den Hintergrund. Ein Wohnen an mehreren Orten aus freizeitorientierten Gründen bringe keine „Lasten" mit sich, so die vorherrschende Meinung (vgl. PETZOLD 2013, 40), es wird vielmehr mit Freiwilligkeit, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit assoziiert. Ähnlich wie bei den oben diskutierten „Shuttles" sind auch beim Freizeitwohnen demzufolge Aspekte des subjektiven Lebensstil, der lokalen und regionalen Identifikation und Integration, sowie der persönlichen Identität in Bezug auf eine umfassende Analyse des freizeitbedingten multilokalen Wohnens in den Blick zu nehmen.

1.4.3 Lebensformbedingtes multilokales Wohnen: „LAT" – Living Apart Together

In Bezug auf eine mit einer spezifischen Lebensform in Verbindung stehenden Praxis multilokalen Wohnens, weisen HESSE und SCHEINER (2007) in ihrer Typologie den Typ 3B (vgl. Tabelle 2) aus, welcher die Gruppe der sog. LATs („Living Apart Together") umfasst. Unter diese Gruppe fallen Personen in einer Partnerschaft, welche jedoch nicht in einem gemeinsamen Haushalt und einer Wohnung – also „unter einem Dach" – zusammenleben, sondern freiwillig ihren Lebensalltag über mehrere Wohnstandorte hinweg organisieren. So kann es sein, dass jeder Partner seine eigene Wohnung besitzt und man sich wechselweise entweder in der einen oder in der anderen Wohnung aufhält. Die räumliche Distanz zwischen den Wohnsitzen ist dabei in den meisten Fällen gering und die Pendelfrequenz allgemein hoch. Auch ist zwischen den Wohnsitzen in den meisten Fällen keine Hierarchisierung gegeben, die Standorte werden als gleichrangig behandelt. (vgl. HESSE und SCHEINER 2007, 146).

Der Begriff „Living Apart Together" wurde ursprünglich von amerikanischen Wissenschaftlern entwickelt und bezog sich zu Beginn auf Pendlerehen (vgl. PETZOLD 2013, 33). Heute werden damit vor allem Doppelkarrierepaare (oft auch in Fernbeziehungen) bezeichnet, welche entweder aufgrund des Berufes oder auch auf Basis von persönlichen Motiven wie Erhaltung persönlicher Freiheiten, Unabhängigkeit vom Partner und Selbständigkeit, auf ein dauerhaftes gemeinsames Wohnen an einem Ort verzichten. LATs lassen sich damit als sehr „heterogene Lebensform" (vgl. ebd., 33) beschreiben, da sie sowohl berufsorientiert, als auch lebensstil- bzw. partnerschaftsorientiert auftreten können und sich auch mit dem Lebensalter wandeln. In der Literatur werden meist zwei Gruppen von LATs unterschieden: Einerseits junge, oft gut ausgebildete und kinderlose Paare, die am Beginn ihrer Berufslaufbahn und vor der Phase der Gründung einer eigenen Familie stehen, andererseits „ältere Paare, die sich nach einer Trennung oder Verwitwung neu binden" (HESSE und SCHEINER 2007, 146). Bei beiden Gruppen wird der eigene Wohnsitz nicht aufgegeben, dieser wird vielmehr, zusammen mit dem des Partners, als multilokales Wohnarrangement weiter genützt. In einer mittleren Altersphase (Familiengründung) ist die multilokale Lebensform der LATs hingegen nicht sehr verbreitet.

Die hier zuerst allgemein und anschließend, unter Bezugnahme auf drei unterschiedliche Typen multilokaler Wohnformen, auch detaillierter vorgestellte Typologie nach HESSE und SCHEINER (2007) stellt nicht den einzigen Versuch dar, den komplexen Sachverhalt des „multilokalen Wohnens" zu ordnen und in eine systematische Übersichtlichkeit zu überführen. So entwickelten auch WEISKE, PETZOLD und ZIEROLD im Rahmen eines DFG-Projektes eine Übersicht über multilokale Haushaltstypen (vgl. WEISKE et.al. 2009), mit welcher das Ziel verbunden ist, die Unterschiede und spezifischen Charakteristika bestimmter multilokaler Wohnformen als „sozial-räumliche Arrangements" (vgl. ebd., 67) herauszuarbeiten. Als „gesellschaftliche Basiseinheit", von welcher aus die Typologie aufgebaut wird, fungiert hier das im Vergleich zur „Familie" umfassendere Konzept des „Haushaltes", welcher als eine Bedarfsgemeinschaft im wirtschaftlichen wie auch im sozialen Sinne verstanden werden kann.

Multilokales Wohnen wird in dieser Studie anhand von vier Dimensionen strukturiert (vgl. ebd., 68): So spielen das räumliche Arrangement der Wohnorte, die Zeitverwendung, also der Rhythmus und die Dauer der Aufenthalte an den Wohnsitzen, die Aktivitäten im Rahmen der multilokalen Praxis sowie besonders die Sinnkonstruktionen der Akteure bei der Ausweisung der einzelnen multilokalen Wohntypen eine zentrale Rolle. Im Unterschied zur Typologie nach HESSE und SCHEINER (2007) stehen bei der Untersuchung von WEISKE et.al. (2009) dabei weniger die „objektivierbaren" Fakten im Mittelpunkt, vielmehr basiert die handlungstheoretisch fundierte Charakterisierung multilokaler Wohnpraktiken vor allem auf den subjektiven Sinnkonstruktionen der Akteure, ihrer differenzierten Bereitschaft und Fähigkeit multilokal zu leben (vgl. WEISKE et.al. 2009, 70). Die Haushalte weisen verschiedene Potenziale für räumliche und soziale Mobilität auf, was mit einem je nach Typ unterschiedlichem „...kognitiv-sinnhaften und praktizierten Umgang mit der multilokalen Situation..." (PETZOLD 2013, 37) einhergeht. Neben der „praktizierten physischen Multilokalität", den physisch-materiellen Bedingungen, ist den sinnbezogenen, subjektiven Aspekten multilokaler Wohnpraktiken im Kontext einer Typologisierung besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, so die Autoren.

Hiervon ausgehend werden in der Studie insgesamt sechs multilokale Haushaltstypen ausgewiesen („Verschickung", „Kolonialisierung", „Re-Zentrierung", „Doppelleben", „Bi-Polarisierung" und „Expedition"), sowie ein Zusatztyp („Drift"), der aber „...aufgrund der noch großen Offenheit kein stabiles multilokales Arrangement..." (PETZOLD 2013, 37) darstellt. Die Typen unterscheiden sich hinsichtlich des Umgangs mit den Herausforderungen und praktischen Erfordernissen einer multilokalen Lebensform: So stellt beispielsweise für den Typ „Verschickung" die multilokale Wohnpraxis eine große Belastung dar, welche von den Akteuren am liebsten sofort aufgeben werden möchte (vgl. WEISKE et.al. 2009, 70f). Beim Typ „Bi-Polarisierung" verfügen die Haushalte hingegen über ein hohes multilokales Potential, eine multilokale Lebensweise wird als Bereicherung

interpretiert, durchaus als dauerhafte Lebensform verstanden, und die einzelnen Wohnorte werden auch als zueinander gleichrangig behandelt (vgl. ebd., 73).

****

Dieses erste Kapitel der Arbeit hatte zum Ziel, eine erste Einführung über das komplexe sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens zu geben. Der aktuelle „Stand der Forschung" zum Thema sollte kurz umrissen werden. Hierzu wurde zuerst allgemein das dialektische Verhältnis von Mobilität und Immobilität, von Bewegung und Verortung angesprochen und damit versucht aufzuzeigen, wie räumliche Mobilität und die vielfältigen Formen von „Bewegungen", von Mobilität*en,* immer auch mit einer räumlichen Verankerung und Re-Lokalisierung, sowohl im materiellen wie auch im immateriellen Sinne, verbunden sind. Daraus wird auch verständlich, wie ein Leben an mehreren Orten, ein multilokales Leben im Kontext steigender Mobilitätschancen und –erfordernisse, sowie wachsender Bewegungsströme zunehmend zur gesellschaftlichen Normalität wird.

In Folge wurde dann kurz die Vielfalt der Begrifflichkeiten im Umfeld der Diskussion um Multilokalität und „Mehrörtigkeit" angesprochen, welche vor allem als Ausdruck dafür gedeutet werden kann, das sich neue gesellschaftliche Phänomene, wie eben z.B. eine weit verbreitete multilokale Lebensweise, immer weniger durch etablierte Begriffe und Konzepte erfassen lassen. Die „Welt" fällt gewissermaßen durch das herkömmliche Netz unserer Begriffe, wie es WEICHHART (2010) formuliert hat.

Im Anschluss wurde dann eine Unterscheidung zwischen Multilokalität einerseits und multilokalem Wohnen andererseits vorgestellt. Auch wurde kurz auf relevante Aspekte des „Wohnens" an sich und der Wohnung hingewiesen, was für die folgenden Ausführungen noch von Bedeutung sein wird. Ebenfalls wurde das Phänomen des multilokalen Wohnens von anderen Formen der räumlichen Mobilität – Migration und Zirkulation – abgegrenzt sowie eine kurze Darstellung über die bisherige Bearbeitung des Themas in den Wissenschaften gegeben.

In weiteren einzelnen Unterkapiteln wurden schließlich auch die makrostrukturellen gesellschaftlichen Trends angesprochen, welche eine multilokale Lebensweise mehr und mehr forcieren und unterstützen. Weiters wurden mögliche Dimensionen vorgestellt, anhand derer eine erste Strukturierung und im Anschluss auch die Erarbeitung einer systematischen Typologie des komplexen sozial-räumlichen Phänomens des multilokalen Wohnens möglich sein sollte. Vor allem die Typologie multilokalen Wohnens nach HESSE und SCHEINER (2007) wurde näher erörtert, wobei drei spezifische Typen multilokaler Wohnpraktiken mit ihren Charakteristika detaillierter ausgeführt wurden.

2 Multilokales Wohnen als *Raumkonstruktion*: Forschungsfragen und konzeptionelle Grundlagen

Nach der allgemeinen Charakterisierung des sozial-räumlichen Phänomens „multilokales Wohnen" im vorangehenden Kapitel, stehen in diesem Abschnitt nun die der Arbeit zugrundeliegenden konkreten Forschungsfragen und die konzeptionellen Grundlagen im Mittelpunkt der Ausführungen. Aufgrund der Vielfältigkeit und der großen Heterogenität des Phänomens, gilt es spezifische Aspekte im vorhinein konzeptionell und inhaltlich zu identifizieren, sie damit auch gleichsam zu „isolieren", wodurch eine notwendige Strukturierung der wissenschaftlichen Fragen im Zusammenhang mit einer Untersuchung multilokaler Wohnpraktiken erreicht werden kann. Auf diese konzeptionellen „Fokussierungen", auf die spezifischen Aspekte multilokalen Wohnens, welche im Rahmen dieser Arbeit näher ergründet werden sollen, wird im vorliegenden Kapitel eingegangen.

2.1 Multilokale Raumkonstruktionen

Es kann davon ausgegangen werden, dass eine multilokale Wohnpraxis als eine spezifische Form des sozialen „Raum- oder Geographie-machens" (vgl. WERLEN und LIPPUNER 2011, 699-704) bezeichnet werden kann. Multilokal lebende und wohnende Akteure machen „Räume", sie schaffen, produzieren und konstruieren verschiedene Formen von individuellen und gesellschaftlichen „Raumkonstruktionen" (vgl. SEEBACHER 2012). Denn Multilokalität geht nicht mit „Ortslosigkeit" oder mit einer gänzlichen Unabhängigkeit von „räumlichen" Gegebenheiten und Bedingungen im Kontext vollständiger Mobilität einher, vielmehr bewirkt eine multilokale Lebensweise, im Vergleich zu einer „monolokalen", neue, anders konfigurierte Ortsbindungen und „räumliche Verankerungen". Über ein Leben und Wohnen an mehreren Orten werden vielfältige „alltägliche Regionalisierungen" (vgl. WERLEN 2010) produziert, werden Raumbezüge aktiv und routinisiert hergestellt und es erfolgen handlungsbezogene „Territorialisierungen", bzw. „Verankerungen". Dies kann auf einer sozial-symbolischen, immateriellen Ebene geschehen, als auch auf einer physisch-materiellen Ebene, die Praxis multilokalen Wohnens bringt damit sowohl vielfältige *materielle*, als auch *immaterielle*, „signifikative" Raumkonstruktionen hervor. Diese Konstruktionen sind dabei nicht essentialistisch, als „Ding" oder auf Basis eines „Container"-Raumkonzeptes, als „Behälter" zu deuten, sondern vielmehr als ein „...aktiv geknüpftes Netz." (KAMLEITHNER und MAYER 2013, 14). Orte werden praktisch, im „Tun", von den Akteuren miteinander verknüpft und dabei tut sich, auf Basis materieller wie symbolischer Relationen, eine spezifische (multilokale) Lebenswelt auf.

Auf Ebene der immateriellen, sinnbezogenen „räumlichen" Konstruktionen sind beispielsweise Fragen nach „Heimat", nach den möglichen Formen kognitiv-emotionaler Ortsbindungen („place identity", vgl. WEICHHART, WEISKE und WERLEN 2006, 21-95), nach der subjektiven wie auch kollektiven Bewertung von, und den Einstellungen zu Multilokalität, nach individuellen Lebensstilen sowie nach den jeweils geltenden symbolischen Bezugssystemen (Familie, Gruppe, Gemeinschaft), Kommunikationsmustern etc. zu stellen.

Auf Ebene der physisch-materiellen Raumkonstruktionen rücken hingegen Aspekte der physischen Körperlichkeit der multilokal lebenden Akteure, sowie der „Materialitäten" im Umfeld des multilokalen Wohnens ins Blickfeld. So werden z.B. durch das Vorhandensein mehrerer Wohnungen an unterschiedlichen Orten materielle räumliche Strukturen (Siedlungen, Wohnbauten, Wohnungseinrichtungen etc.) „gemacht" und geprägt, doch auch die (Verkehrs-)Infrastrukturen (Straße, Schiene, Verkehrsmittel etc.), durch welche es möglich wird, die Distanzen zwischen verschiedenen Orten zu überbrücken – den physischen Körper zu „bewegen", ihn zu „mobilisieren" –, stellen materielle Konfigurationen dar, die im Rahmen einer multilokalen Wohnpraxis zwingend erforderlich sind und ständig von den Akteuren „angeeignet" werden. Auch die Körper der multilokalen Akteure selbst sind von Bedeutung. Sie fungieren als das Zentrum alltäglicher Praktiken, als „Speicher" von inkorporierten Dispositionen, Handlungs- und Wahrnehmungsschemata. Weiters bringt die konkrete Körperlichkeit der Akteure auch erhebliche Einschränkungen bzw. „constraints" mit sich (vgl. Konzepte der Zeitgeographie, vgl. KRAMER 2012; HÄGERSTRAND 1970), die im multilokalen Lebensalltag relevant werden.

Um ein näheres Verständnis multilokaler Wohnpraktiken als sozial-räumliches Phänomen zu erreichen, sie „erklären" zu können, gilt es auch, diese gemachten, praktizierten und angeeigneten sozialen Raumkonstruktionen wissenschaftlich zu *rekonstruieren*, ihre Entstehung, ihre Formen und Wirkungen zu untersuchen, das dahinter stehende konkrete „Tun", also das *„Raum-machen" als soziale Praxis* offenzulegen. Auf Basis einer sozialwissenschaftlichen Zugangsperspektive ist hierbei traditionellerweise entweder einer akteurszentrierten und handlungsorientieren Tradition folgend bei den einzelnen Individuen und ihrem intentionalen, sozialen Handeln anzusetzen, oder, einer eher strukturalistisch-kollektivistischen Tradition folgend, bei den Makrostrukturen, bei der Gesellschaft und den sozialen Gruppen. Eine analytische Rekonstruktion kann demnach sowohl ausgehend von Theorien auf der Mikroebene des Sozialen, als auch ausgehend von einer gesellschaftlichen Makroebene erfolgen. So kann z.B. auf einer strukturellen Ebene die „globale" Makrotheorie der Zweiten/Reflexiven Moderne mit der Individualisierungsthese nach BECK (1995) zur Analyse multilokaler Wohnarrangements eingesetzt werden. Auf einer anderen „lokalen" Ebene finden sich hingen auch Erklärungszugänge, die das individuelle, intentionale Handeln ins Zentrum rücken und somit Multilokalität in Bezug auf die Nutzung unterschiedlicher Standortofferte und als

(Handlungs-)Prinzip zur individuellen, rationalen Nutzenmaximierung in den Mittelpunkt stellen (vgl. WEICHHART 2009; vgl. PETZOLD 2013).

2.2 Eine „praxeologische" Grundperspektive

Die vorliegende Arbeit nähert sich *weder* von einer Makroebene, *noch* von einer Mikroebene dem Phänomen des multilokalen Wohnens. Vielmehr wird versucht, die teilweise Dichotomie zwischen diesen „Maßstäblichkeiten" zu überwinden und beide Ebenen des Sozialen in ihren gegenseitigen Verknüpfungen zu betrachten. Demnach liegt der Arbeit ein theoretischer Rahmen zugrunde der eher auf einer *Mesoebene* lokalisiert ist. Konkret unternimmt die Arbeit den Versuch, das Phänomen des multilokalen Wohnens aus einer *praxistheoretischen Perspektive* zu beleuchten und dadurch mögliche (neue) Erklärungswege multilokaler Lebensweisen aufzuzeigen. Die sozialwissenschaftlich orientierten *Praxistheorien*, welche das konkrete, „praktische Tun", die sozialen Praktiken „an sich" in den Mittelpunkt der Betrachtung der sozialweltlichen Realität stellen und in Folge eines *„practice turns"* (vgl. RECKWITZ 2003, EVERTS et. al. 2011, ERNSTE 2012) gegenwärtig – auch innerhalb der Humangeographie – intensiv diskutiert werden, stellen einen Versuch dar, den Gegensatz zwischen übergeordneter Makrostruktur und individuellem Handeln zu überbrücken, beide Ebenen aufeinander zu beziehen. Praxeologisch argumentierende Autoren teilen „...the ambition to free human activity from the determining grasp of both objectified social and material structures as well as of individual subjective actions and thus [to] transcend the rigid action-structure opposition." (ERNSTE 2012, 58; vgl. auch SCHATZKI 2001, 10). Die theoretische Perspektive dieser Arbeit ist auf diese Prämisse praxistheoretischer Ansätze hin ausgerichtet. Über eine Bezugnahme auf „Theorien der sozialen Praxis" soll eine Rekonstruktion der vielfältigen „gemachten" Raumkonstruktionen im Rahmen multilokaler Wohnpraktiken vorgenommen werden, soll das „Soziale" als aus einem „praktischem Tun" hervorgehend, und nicht als Folge von überindividuellen Strukturen oder sozialen „Totalitäten", bzw. individuell-subjektivem Handeln erklärt werden. „...[T]he turn to practice as a basic ontological entity tries to overcome the main dispute between many social scientists about whether the individual or the non-individual social whole is the fundamental ontological phenomena at stake." (ERNSTE 2012, 58f).

Im Rahmen eines praxeologischen Zuganges stehen dabei bestimmte Raumkonstruktionen, gleichsam als Basis der sozialen Welt und damit auch sozialer Praktiken, besonders im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit: nämlich primär die materiellen *„räumlichen Bedingungen", Dinge und Artefakte*, welche mit einer multilokalen Lebensweise verbunden sind. Im Sinne eines *„material turns"* (vgl. KAZIG und WEICHHART 2009), soll hier also näher den *physisch-materiellen Elementen und Aspekten* im Kontext sozialer Praktiken nachgegangen werden. Denn multilokales Wohnen ist als sozial-räumliches Phänomen

fundamental rückgebunden an die Körperlichkeit des Menschen und die physisch-materielle Realität (vgl. SCHAD 2012). In der Praxis des multilokalen Wohnens werden materielle Dinge, Artefakte und der eigene Körper ständig neu miteinander konfiguriert, angeordnet, zueinander platziert. So werden z.B. notwendigerweise Verkehrsmittel und Infrastrukturen genutzt, es werden Wohnungen oder allgemein „Behausungen" mit unterschiedlichster Ausstattung an den Wohnorten aufgesucht (vgl. Kapitel 1.1.3), es wird eine Vielzahl an Dingen, Sachen, an Alltagsgegenständen im Rahmen der multilokalen Praxis angeeignet, verwendet, transportiert usw. Diese materielle Dimension von Multilokalität bildet den konzeptionellen Kern der Arbeit, wobei jedoch nicht – einem kruden Materialismus und Determinismus folgend – von physisch-materiellen Faktoren kausal auf soziale Phänomene geschlossen, sondern vielmehr die materielle Welt als ein Teil, als notwendiger Bestandteil jeglicher sozial-räumlicher Realitäten und Praktiken verstanden wird. Es geht demnach um eine Einbeziehung materieller Aspekte in eine allgemeine sozialwissenschaftliche Grundperspektive, um eine Überwindung der „Ding- und Körperblindheit" (vgl. STADELBACHER 2010) traditioneller Erklärungsansätze sozialen Handelns und sozialer Ordnung. Mit Hilfe der Heranziehung spezifischer Praxistheorien soll dies gelingen und eine nähere Analyse der Bedeutungen der Körperlichkeit und der Materialität (vgl. SCHMIDT 2012) multilokaler Wohnpraktiken möglich sein. Die gleichsam soziale, körperliche und materielle „multilokale Räumlichkeit" wird als Produkt von Praktiken angesehen, „*practice turn*" und „*body-"* bzw. „*material turn*" bilden beide zusammen (vgl. SCHMIDT 2012, 13) die konzeptionelle Blickrichtung der vorliegenden Arbeit.

Die Praxistheorien umfassen jedoch allgemein ein sehr weites Feld an unterschiedlichen theoretischen Zugängen, welche zueinander oft nur geringe Gemeinsamkeiten aufweisen und sich in ihren Entwicklungsursprüngen und ihren Schwerpunkten doch recht deutlich voneinander unterscheiden (vgl. RECKWITZ 2003, 282f; vgl. SCHMIDT 2012, 26). Es gibt nicht *eine* einzige Praxistheorie, sondern viele Praxistheori*en*, die als „...ein Bündel von Theorien mit ‚Familienähnlichkeit'." (RECKWITZ 2003, 283) angesehen werden können und sich im Laufe einer jahrhundertelangen geistesgeschichtlichen Entwicklung, auf Basis der Werke zahlreicher Autoren, ausgebildet haben (vgl. EVERTS et.al. 2011, 323).

Die vorliegende Arbeit baut auf zwei sehr wichtigen Praxistheorien auf, welche auch innerhalb der (Sozial-)Geographie gut bekannt sind und die jeweils auf spezifische Art und Weise eine nähere konzeptionelle Erfassung der Rolle von Materialität*en* und der Körperlichkeit in Bezug auf das „Machen" von multilokalen Raumkonstruktionen durch soziale (Wohn-)Praktiken ermöglichen. Durch diese Auswahl aus dem „weiten Feld" praxistheoretischer Theorieansätze lassen sich im Lichte der beiden theoretischen „Scheinwerfer" zwei Hypothesenkomplexe ableiten, aus welchen sich folgend dann die konkreten Fragestellungen dieser Arbeit auftun.

2.3 „Theorie der Praxis“ und erste Forschungsfrage (*multilokaler Habitus*)

Die erste theoretische Grundlage bildet die „*Theorie der Praxis*“ oder „Praxeologie“, wie sie von PIERRE BOURDIEU, einem der soziologischen „Gründerväter“ praxistheoretischer Ansätze, umfangreich entwickelt wurde und auf den zentralen Begriffen „Habitus“, „Feld“, „Kapital“ und „sozialer Raum“ aufbaut (vgl. BOURDIEU 1987a, 1979; DIRKSMEIER 2009a, 2007, 2006; FRÖHLICH 1994; LIPPUNER 2005, 2011; SCHMIDT 2012). Diese Theorie ermöglicht im Vergleich zu anderen sozialtheoretischen Ansätzen eine konsequente Einbeziehung der Körperlichkeit des Menschen in die Beobachtung sozialer „Realitäten“, wobei vor allem das Konzept des „Habitus“ und die damit verbundenen Prozesse der „Inkorporierung“ von Dispositionen zentral sind. Die Theorie geht davon aus, dass in den „sozialen Körpern“ ein nicht explizierbares „praktisches Wissen“ über die sozialen Praktiken „inkorporiert“ und damit gleichsam „gespeichert“ wird. Es kommt zur Ausbildung spezifischer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, zu körperlich angelegten Dispositionen, welche in Form eines „praktischen Sinns“ sozial wirksam werden (vgl. DIRKSMEIER 2007, 76ff). Dieser „praktische“ oder auch „leibgewordene“ Sinn schlägt sich, in Zusammenhang mit den „objektiven“ sozialen Strukturen und der Ausstattung an „Kapital“, in der Ausbildung eines bestimmten Habitus nieder (vgl. ebd.).

Soziale Praktiken, wie auch das multilokale Wohnen eine ist, werden nach „außen“ hin auch ganz erheblich durch die Performanz von „*skilled bodies*“ (SCHMIDT 2012, 62) bestimmt, durch „konkrete, situative praktische Verkörperungen“ (ebd., 62) quasi „am Leben erhalten“. Über den sozial „geprägten“ Körper werden performative Handlungen vollzogen – „skillfull performances“ aufgeführt – die der sozialen Verständigung dienen und so die soziale Welt gliedern und strukturieren, und routinisierte Bewegungen und Aktivitäten offenbaren (vgl. RECKWITZ 2003, 290). Der „kompetente“, mit einem „praktischen Sinn“ operierende Körper spielt im Kontext „performativer“ sozialer Praktiken demnach eine wichtige Rolle. Über die Heranziehung der „Theorie der Praxis“ nach PIERRE BOURDIEU können diese körperlichen Aspekte multilokaler Wohnpraktiken berücksichtigt werden.

Konkret geht folglich eine *erste Hypothese* dieser Arbeit davon aus, dass sich die Praktiken des multilokalen Wohnens in einer spezifischen Form des Habitus niederschlagen, dass es gewissermaßen einen *multilokalen Habitus* gibt, der sich im Wechselspiel von Praxis und Struktur im Kontext eines subjektiven, körperbezogenen Tuns äußert. „Der Habitus ist Produkt und Produzent von Praktiken zugleich: Frühere Erfahrungen kondensieren sich in den Menschenkörper als Wahrnehmungs-, Denk und Handlungsschemata und bleiben so aktiv präsent“ (FRÖHLICH 1994, 38). Die Praktiken einer multilokalen Lebensweise, so eine wichtige Annahme, bestimmen spezifische inkorporierte Wahrnehmungs-, Denk und Handlungsschemata, welche wiederum die Praktiken in ihrer

nach „Außen“ deutlich werdenden „Performanz“ leiten. Multilokales Wohnen führt zu einem „praktischem Wissen“, dass sich auch in einem körperhaften „praktischen Sinn“ in Bezug auf das „Wohnen“ niederschlägt. Die exemplarische Darstellung dieser Aspekte mit Hilfe einer qualitativen Habitusanalyse (vgl. Kapitel 4.2) stellt ein erstes Ziel der Arbeit dar.

Zusammenfassend kann daraus abgeleitet folgende *erste Forschungsfrage* formuliert werden: *Gibt es einen „multilokalen Habitus“, d.h. zeigt sich eine multilokale Wohnpraktik in spezifischen, akteursbezogenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata?* In Anlehnung an die Arbeiten von DIRKSMEIER (2006, 2009a), der sich mit der Beschreibung der „habituellen Urbanität“ in nicht-städtischen Räumen beschäftigt hat und dabei zeigen konnte, das „Urbanität“ kein „räumliches“ Attribut „an sich“ darstellt, sondern vielmehr subjektbezogen und akteurszentriert zu verstehen ist und sich in Form eines individuellen, inkorporierten Habitus äußert, soll hier geklärt werden, inwiefern sich auch multilokale Wohnarrangements nicht nur „räumlich-objektiv“ darstellen lassen, sondern ebenfalls in Bezug auf körperliche Akteure und ihre sozialen Praktiken zu erfassen sind. Die Frage nach einem multilokalen Habitus wird dabei praxiszentriert erörtert, in dem jene Dinge, Szenen, Plätze und Aktivitäten an den einzelnen Wohnorten ausgemacht werden sollen, welche im Rahmen sozialer Wohn-Praktiken für multilokale Akteure von subjektiver Relevanz und Bedeutung sind. Diese Relevanz-Zuschreibungen können als eine direkte Folge inkorporierter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata verstanden werden, wodurch über sie ein Rückschluss auf einen möglicherweise multilokalen Habitus argumentierbar erscheint.

2.4 Akteur-Netzwerk Theorie und zweite Forschungsfrage (*multilokale Werknetze*)

Den zweiten praxistheoretischen Zugang dieser Arbeit zum Phänomen des multilokalen Wohnens bildet die Akteur-Netzwerk Theorie (ANT), welche vor allem auf Schriften BRUNO LATOURS, JOHN LAWS und MICHEL CALLON zurückzuführen ist und innerhalb der Sozialwissenschaften eine neues Verständnis des „Sozialen“ – unter durchgängiger Berücksichtigung materieller Aspekte – einfordert (vgl. Kapitel 3.3). Soziale Praktiken werden nicht alleine nur durch sozialisierte, mit „praktischem Wissen“ ausgestattete „Körper“ vollzogen, vielmehr spielt auch die *Materialität der Dinge* im „sozialen Tun“ eine wichtige Rolle. Artefakte sind als ein zentrales Teilelement von sozialen Praktiken anzusehen, welche zusammen mit einem „Körper“ vorhanden sein bzw. mit diesem zusammengeführt werden müssen, um konkrete Praktiken überhaupt erst zu ermöglichen (vgl. RECKWITZ 2003, 290f). Die Materialität der Köper und die Materialität der Dinge spielen zusammen: „Sie [die Praktiken, Anmerkung M.S.] vollziehen sich in je konkreten Infrastrukturen und können als Zusammenspiel von entsprechend befähigten Körpern, natürlichen Dingen und Gegebenheiten sowie – nicht zuletzt – von gegenständlichen Artefakten verstanden werden.“ (SCHMIDT 2012, 62). Wie bereits erwähnt, trifft dies für

multilokale Wohnpraktiken in besonderer Weise zu. Multilokales Wohnen ist sehr deutlich ein zutiefst *sozio-materielles* Phänomen. Daher wendet sich diese Arbeit, zur Erfassung der *„Materialität"* der Praxis des multilokalen Wohnens, in einem zweiten Teil der Akteur-Netzwerk Theorie (ANT) (vgl. LATOUR 2007) zu. Dieser Theorieansatz versucht allgemein eine Beobachtungsperspektive bereit zu stellen, mit deren Hilfe der Dualismus von physisch-materieller Welt und sozialer Welt überwunden werden kann (Post-Dualismus). Das „Soziale" wird hier als aus einem Netzwerk heterogener Entitäten hervorgehendes relationales und kontingentes Zustandsmuster und nicht als eine gegebene „Substanz" verstanden. Damit verbunden ist eine „Entmachtung" des Subjekts, des handelnden Akteurs, der seine Handlungsfähigkeit verliert (Post-Humanismus). Handeln im sozialen Sinne kann der ANT zufolge immer nur ein Netzwerk, das aus der Versammlung unterschiedlicher Elemente („Kollektiv"), seien dies sprachlich-diskursive Phänomene, materielle Dinge und Artefakte, rechtliche Normen etc., gebildet wird. Komplexe, „hybride" Assoziationen von materiellen und nicht-materiellen Elemente („Aktanten"), von Subjekten und Objekten, "bauen" die soziale Welt auf, schaffen Ordnung und ermöglichen den Ablauf von Praktiken, beinhalten aber auch die Fähigkeit Veränderungsprozesse in Gang zu setzen. Damit kann die Akteur-Netzwerk Theorie (ANT) einen möglichen theoretischen Ansatz darstellen, mit dessen Hilfe eine konsequente und nicht deterministische Analyse der materiellen Dimension multilokalen Wohnens erfolgen kann.

Aus dieser theoretischen Zugangsperspektive leitet sich die *zweite zentrale Hypothese* der Arbeit ab: Sie behauptet, dass sich im Rahmen der multilokalen Wohnpraxis spezifische Akteurs-Netzwerke oder auch sog. „multilokale Werknetze" ausbilden, d.h. dass es zu „Versammlungen" von diversen Entitäten kommt, welche die beobachtbare Wohn-Praxis erst konstituieren und sie stabilisieren. Die exemplarische Darstellung dieser „Netze" und der beteiligten relevanten „Aktanten" soll einen weiteren Schwerpunkt der Arbeit bilden.

In Bezug auf die aufgestellte Hypothese soll einerseits die Frage geklärt werden, wie die jeweiligen Akteurs-Netze aufgebaut, welche Entitäten relevant sind und vor allem welche materiellen Artefakte im Rahmen der jeweiligen Wohn-Praktiken Bedeutung erlangen („Materialität"). Andererseits soll auch die Relationalität zwischen den einzelnen Wohnorten der multilokal lebenden Personen untersucht werden. Dies bedeutet, dass nach den möglicherweise unterschiedlichen Konfigurationen der „Werknetze" an den jeweiligen Wohnorten gefragt wird, nach den „ortstypischen" Netzwerken und den „ortstypisch" wirkenden Aktanten (z.B. Kontrast zw. Ferienhaus und Arbeitsort). Grundsätzlich kann, in Bezug auf den „theoretischen Scheinwerfer" ANT, die *zweite wichtige Forschungsfrage* der Arbeit folgend formuliert werden: *Wie sehen die „Werknetze" einer multilokalen Wohnpraxis aus und welche „Aktanten" sind relevant?* Spezifisch ist hierbei auch danach zu fragen, welche konkrete Rolle materielle Infrastrukturen, Gegenstände und Artefakte im Rahmen einer multilokalen Lebensweise spielen und wie sich die „Werknetze" nach den

unterschiedlichen Wohnorten bzw. auch nach verschiedenen „Typen" von multilokal lebenden Personen bzw. Haushalten möglicherweise unterscheiden.

Zusammenfassend stehen in dieser Arbeit demnach einerseits Fragen nach einem „multilokalen Habitus" („Körperlichkeit"; Habitusanalyse) im Zentrum, andererseits sind Fragen nach den spezifischen Akteur-Netzwerken des multilokalen Wohnens („Materialität"; Analyse der „Werknetze" multilokalen Wohnens) von Interesse. Als theoretischer Hintergrund dient dabei die Sozialtheorie bzw. *Praxistheorie PIERRE BOURDIEUS* (vgl. Kapitel 3.2) sowie die *Akteur-Netzwerk Theorie (primär) nach BRUNO LATOUR* (vgl. Kapitel 3.3). Dabei gilt es, beide Theorieansätze nicht als strikt voneinander getrennt zu betrachten und anzuwenden, vielmehr geht es im Sinne einer praxistheoretischen Grundperspektive um eine Verknüpfung beider Ansätze mit dem Ziel, das sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens als sozial-räumliche Praktik umfassend zu verstehen. Auch soll die Verbindung der beiden Ansätze eine eng verknüpfte Darstellung und Rekonstruktion der konzeptionellen Dimensionen der „Materialität des Körpers" und der „Materialität der Dinge" im Rahmen einer multilokalen Lebensweise ermöglichen und auch dazu beitragen, die Differenzen zwischen einer sozialtheoretischen Mikro- und einer sozialtheoretischen Makroperspektive zu überbrücken, bzw. einer Neuinterpretation zu unterwerfen.

An dieser Stelle ist auch noch kurz auf das *Ortsverständnis* einzugehen, welches dieser Arbeit zugrunde liegt. Die Definition eines „Ortes" bezieht sich hier nicht auf administrative Grenzen und juristische Wohnsitzcharakterisierungen (Haupt- oder Nebenwohnsitz), vielmehr wird ein Verständnis propagiert, wo die Akteure für sich selbst festlegen, was sie konkret als „Wohnort" bezeichnen. PETZOLD (2010, 241f) folgend wird damit ein dynamisch-subjektzentriertes Ortsverständnis vertreten, welches vorab ohne Maßstäblichkeit und Beschränkungen bleibt. Im Rahmen einer „praktischen Logik" und in den Grenzen ihres jeweiligen Habitus entscheiden die Akteure selbst, was als Wohnort zu gelten hat und was nicht (ein Zimmer, die Wohnung, ein Stadtviertel beispielsweise). Auch sind die Akteur-Netzwerke nicht a-priori zu begrenzen, ihre Reichweite kann nur festgestellt werden, wenn sie beschrieben werden und den „Aktanten" im Knüpfen von Netzwerkverbindungen nachgespürt wird. Demzufolge wird in den folgenden Teilen der Arbeit nicht auf konkrete, erdräumliche Orte und Räume verwiesen, diese sind vielmehr als ein *Produkt* von vielfältigen, multilokalen (Wohn-)Praktiken zu verstehen.

****

Dieses Kapitel hatte eine Vorstellung der beiden zentralen Hypothesen und Forschungsfragen der Arbeit zum Ziel. Auf Basis zweier ausgewählter Praxistheorien wird eine verstehende Rekonstruktion multilokaler „Raumkonstruktionen" bzw. Wohnarrangements angestrebt, wobei aus konzeptioneller Perspektive vor allem die

Materialitäten, wie auch die soziale *Körperlichkeit* multilokaler Wohn-Praktiken von Interesse sind und als inhaltliche „Fokussierungspunkte" dienen. Konkret wird auf Basis der *Theorie der Praxis* nach PIERRE BOURDIEU der Frage nach einem körperfixierten *multilokalen Habitus* nachgegangen, sowie auf Grundlage der *Akteur-Netzwerk Theorie* nach *multilokalen Werknetzen*, nach den komplexen Verbindungen zwischen materiellen Artefakten, Dingen, Plätzen etc., welche eine Lebensführung über mehrere Orte hinweg (mit-)konstituieren, „rahmen" und stabilisieren, gefragt.

3 Theoretischer Rahmen: Multilokales Wohnen als *Praxis* - „Raum-machen“ zwischen *Habitus* und *Aktanten*

Nachdem nun ein eher allgemeiner Überblick über das sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens gegeben (vgl. Kapitel 1), sowie auch auf die der Arbeit zugrundeliegenden Hypothesen und Forschungsfragen, die sich im „Schweinwerfer“ bestimmter praxistheoretischer Zugänge zum „Sozialen“ entwickelt haben (vgl. Kapitel 2), näher eingegangen wurde, soll nun systematisch der *theoretische Rahmen* der Arbeit erörtert werden. Hierbei werden in einem ersten Schritt bedeutsame Grundlagen der „Theoriefamilie“ der Praxistheorien näher vorgestellt, d.h. die spezifischen Prämissen, Charakteristika und Grundelemente dieses Theorieansatzes stehen im Mittelpunkt der Ausführungen. Anschließend werden die beiden in dieser Arbeit besonders relevanten Theorieansätze mit ihren für die weitere Argumentation wichtigen Konzepten und Annahmen über das „Soziale“ und seinen Verknüpfungen zu den materiellen „Dingen“, sowie zum materiellen Körper, und damit auch zu physisch-materiellen Raumkonstruktionen, im Detail beschrieben.

3.1 Ein „*Practice Turn*“: Praxistheorien als Theorien des „Sozialen“

Wie bereits erwähnt, besitzen die Praxistheorien eine lange Tradition im Kontext geisteswissenschaftlichen Denkens und wurden durch unterschiedliche philosophische Wurzeln in ihrer Entwicklung und Ausdifferenzierung geprägt (vgl. ERNSTE 2012, 58 und 60; vgl. auch SCHATZKI 2001). Innerhalb der Sozialwissenschaften ist in den letzten Jahren innerhalb mehrerer Forschungsfelder eine verstärkte Beschäftigung mit „sozialen Praktiken“ zu beobachten, wobei diese Hinwendung zu den Praktiken sich vor allem aus der empirischen Forschung heraus ergeben hat. Theorien sozialer Praktiken „destabilisieren“ die Grenze zwischen Theorie und Praxis, denn auch Theorien gehen letztlich auf (wissenschaftliche) Praktiken zurück und die empirische Praxis ist immer theoriegeleitet (vgl. SCHMIDT 2012, 28ff). Weiters kann die aktuelle Diskussion um einen „practice turn“ – besonders auch in der Humangeographie – als eine Art von „Gegenbewegung“ zum „cultural turn“ interpretiert werden, durch welchen die Beschäftigung mit Repräsentationen, Bildern, Zeichen und Texten in den Vordergrund rückte, das konkrete menschliche, körperliche „Tun“ aber, die „praktische“, sinnliche Welterfahrung eher in den Hintergrund trat.

Im englischen Sprachraum wurden vor allem durch die Arbeiten von NIGEL THRIFT zu einer „Non-Representional Theory“ erste praxiszentrierte Aspekte in die Diskussion eingebracht und eine Kritik an einer „lebensfernen“ Beschäftigung mit „toten“ Repräsentationen und primär sprachlichen Aspekten des Sozialen („linguistic turn“), mit Texten und Diskursen, formuliert. Stattdessen wurde eine Thematisierung „lebendiger“,

alltäglicher Praktiken, jenseits von Diskurs und rationaler Intention, eine Hinwendung zu den aktiven, affektiven und „performten" Lebenswelten eingemahnt (vgl. CADMAN 2009, 1)[2]. Die soziale Welt ist als performativer Effekt und nicht als aus „Essenzen" zusammengesetzt zu verstehen, „Bedeutungen" werden praktisch in „Events" produziert und in dynamischer Weise – im wahrsten Sinne des Wortes – „verkörpert". Dabei ist grundsätzlich immer die Möglichkeit von kreativen Veränderungen und Überraschungen gegeben, da jegliche Form von „Realität" lebendig ist und als andauernder Zustand des „Werdens" charakterisiert werden kann (vgl. auch CRESSWELL 2013, 227-235).

In der deutschsprachigen Humangeographie wurden erste praxisbezogene Ansätze vor allem im Rahmen der Übernahme wesentlicher Gedanken der von ANTHONY GIDDENS formulierten „Strukturationstheorie" (vgl. als Überblick JOAS und KNÖBL 2004, 393-429) durch BENNO WERLEN (vgl. WERLEN 2010, 2000) eingeführt. GIDDENS kann als ein zentraler Praxistheoretiker verstanden werden (vgl. EVERTS et. al. 2011, 323f), der versucht, den Dualismus zwischen sozialen Ordnungen auf einer Makrostruktur und dem individuellen Handeln der Akteure zu überwinden (vgl. RECKWITZ 2003, 283). Im konkreten „Tun" werden Handlung (praktisches Bewusstsein) und Struktur (Regeln und Ressourcen) zusammengeführt, so seine Argumentation, individuelles Handeln kann nicht ohne soziale Struktur stattfinden, und soziale Strukturen existieren umgekehrt nicht fernab individueller Handlungen. In der Geographie ist ein „practice turn" damit vor allem mit den handlungstheoretisch ausgerichteten Arbeiten BENNO WERLENS begründet, wobei hier jedoch ein starker Fokus auf den einzelnen „Akteur" sowie seine Handlungen in Bezug auf das „alltägliche Geographie-machen" gelegt wird und weniger die rahmenden Strukturen und sozialen Ordnungen von Interesse sind. Demnach wird hier vor allem von einer „handlungstheoretischen Geographie" gesprochen und weniger von einer „praxistheoretischen Geographie", wenn auch Begriffe wie „soziale Praxis", „Praktiken" und „menschliche Tätigkeiten" durchaus zum zentralen Vokabular einer sozialkonstruktivistischen Geographie im Sinne WERLENS gehören und eine vollständige subjektzentrierter Fokussierung auf individuelles, rationales und zielorientiertes Handeln – im Sinne klassischer Handlungstheorien („rational-choice") – nicht beabsichtigt ist (vgl. WERLEN und LIPPUNER 2011, 704).

In Folge der Rezeption der praxisorientierten Sozialtheorie („Strukturationstheorie) nach GIDDENS innerhalb der deutschsprachigen Humangeographie, wurden mit einiger zeitlicher Verzögerung auch die stärker „strukturalistisch" ausgerichteten praxistheoretischen Konzepte und Ansätze PIERRE BOURDIEUS (Habitus, Feld, Kapital)

[2] Einige Aspekte einer „Non-Representional Geography" werden auch in der deutschsprachigen Geographie, vor allem über die Konzept der Performativität und Performanz, gegenwärtig verstärkt diskutiert (vgl. DIRKSMEIER 2009b, BOECKLER und STRÜVER 2011). Unter dem Titel „Doing more-than representional geography" wird ein Augenmerk auch auf materielle, körperliche Alltagspraktiken gelegt, welche im Rahmen der ersten Phase eines „cultural turns" vielfach ausgeblendet wurden (vgl. STRÜVER 2011).

diskutiert[3] (vgl. für einen Überblick WERLEN und LIPPUNER 2011, 704ff; weiters vgl. DIRKSMEIER 2009a, 91ff; vgl. DÖRFLER et. al. 2003; vgl. LIPPUNER 2005, 2007, 2011; für einen Überblick betreffend den englischen Sprachraum vgl. BRIDGE 2011). Auch die Akteur-Netzwerk Theorie (ANT) wurde, wenn auch noch eher an einer „peripheren“ Stelle und zu erst vor allem in Bezug auf das Diskursfeld der Mensch-Umwelt Forschung („Dritte Säule“), in die geographische Diskussionsarena eingebracht, im Laufe der Zeit jedoch dann „geographisch“ weiterentwickelt und auf andere Teilbereiche des Faches angewandt (vgl. z.B. JÖNS 2001, 2003, 2006; vgl. ZIERHOFER 1999; vgl. MAINTZ 2008; für den englischen Sprachraum vgl. BOSCO 2006; vgl. MURDOCH 1998 und im Überblick vgl. LAURIER 2011).

Was aber ist nun das zentrale Charakteristikum der Praxistheorien? Worin liegt ihre spezifische Perspektive auf die soziale Wirklichkeit? Nach RECKWITZ (2003, 282) zeigen Praxistheorien, in Bezug auf andere bekannte Sozialtheorien, vor allem „...ein modifiziertes Verständnis des ‚Sozialen‘“. Das „Soziale“ ist hier in den *Praktiken „an sich“* lokalisiert. „Within theories of practice, practices are the central aspect of social life. Each practice consists of specific ways of doing and saying things, for example ways of consuming, working or socialising. This includes particular ways of understanding, knowing how to use things and states of emotion.“ (EVERTS et.al. 2011, 323). Damit werden soziale Phänomene prozessual, in ihrem „Werden“ und Zustandekommen betrachtet, die praktische „Erzeugung“ und Hervorbringung sozialer Ordnungen im Rahmen von „Vollzugswirklichkeiten“ ist von Interesse (vgl. SCHMIDT 2012, 32f). Betrachtet man multilokales Wohnen aus einer praxistheoretischen Perspektive, gilt es demnach danach Ausschau zu halten, wie über den Vollzug sozialer Praktiken multilokale Wohnarrangements hervorgebracht werden. Eine multilokale Wohnorganisation kann als Resultat, wie auch als weitere Voraussetzung fortlaufender Praktiken interpretiert werden (vgl. ebd., 33), „doing multilocality“, die spezifische Verwirklichung, das konkrete „Machen“ multilokaler Lebenswelten, unter Bezugnahme auf die physische Körperlichkeit der Akteure, wie die Materialität der Dingwelt, gelangt damit in den wissenschaftlichen Fokus einer praxistheoretischen Perspektive, wie sie auch diese Arbeit prägt.

3.1.1 Praxistheorien und Sozialtheorien

Zur Darstellung der zentralen Charakteristika einer praxiszentrierten Zugangsperspektive zur sozialen Welt kann es auch hilfreich sein zu zeigen, *wo* „das Soziale“ von den unterschiedlichen Sozialtheorien eigentlich lokalisiert wird und wie sich die einzelnen sozialtheoretischen Ansätze in ihrem Zugriff auf soziale Phänomene folglich von den Praxistheorien abgrenzen (vgl. RECKWITZ 2003, 286ff.). RECKWITZ (2003) ordnet

[3] Einen aktuellen Überblick über die bisherigen Anknüpfungspunkte humangeographischer Forschung an das Theoriegebäude BOURDIEUS (v.a. in Bezug auf „gesellschaftliche Raumverhältnisse“, „Stadt“ (Lebensstile und Habitus), „Machtverhältnisse und Entwicklung“ und „Reflexivität in der Forschung“) bieten auch DEFFNER und HAFERBURG 2012.

praxistheoretische Ansätze dem Feld der „sozialkonstruktivistischen“ Kulturtheorien zu, welche die soziale Ordnung als über symbolisch-sinnhafte Regeln, „kulturelle Codes“ und sprachliche Bedeutungszuschreibungen hervorgebracht verstehen. Der „Ort des Sozialen“ ist hier in kollektiv-sinnhafte Wissensordnungen und in der symbolischen Organisation der Wirklichkeit eingebettet (vgl. ebd., 288). Von dieser kulturtheoretischen Perspektive abzugrenzen sind strukturalistische Ansätze, bei denen „das Soziale“ in nicht-sinnhaften bzw. „materiellen“ Strukturen auf einer subjektübergreifenden Ebene lokalisiert ist, sowie normorientierte und zweckorientierte Handlungstheorien mit ihren spezifischen Menschenbildern des „homo sociologicus“ und des „homo oeconomicus“. Bei den letztgenannten sozialtheoretischen Perspektiven ist „das Soziale“ entweder auf der Ebene normativer „sozialer Regeln“ lokalisiert oder es wird als Folge von singulären Handlungsakten, welche auf eine subjektive Rationalitätslogik zurückzuführen sind, aufgefasst (vgl. ebd., 287; vgl. auch MOEBIUS 2008, 59f).

Aber auch innerhalb des Feldes der Kulturtheorien grenzen sich die Praxistheorien gegenüber anderen Ansätzen deutlich ab[4]. Theorien sozialer Praktiken sind hier sowohl vom sog. „Mentalismus“ als auch vom sog. „Textualismus“ zu unterscheiden. Mentalistische Kulturtheorien begreifen Kultur als ein rein geistiges, ideelles Phänomen, kulturelle Symbole und Ordnungen sind hier mit mentalen Strukturen verbunden und „kognitiv-geistige Schemata“ bilden die kleinste Einheit des Sozialen, aus welchen sich mentale, kulturelle Weltbilder ergeben (vgl. RECKWITZ 2003, 288). „Vergesellschaftung“ wird durch mentalistische Theorien „trotz ihrer vordergründigen Gegensätzlichkeit auf der gleichen Ausgangsebene der immanenten Komplexität mental-intentionaler Akte oder universeller Gesetze im Inneren eines unbewusst tätigen Geistes, der durch menschliches Verhalten zum Ausdruck kommt“ (MOEBIUS 2008, 60) verortet. Textualistische Kulturtheorien hingegen verorten das „Soziale“ und kulturelle Wissensordnungen auf der Ebene von Texten, Diskursen und Symbolen, oder allgemein gesprochen, auf der Ebene der Kommunikation. Kultur ist hier nicht im „‘Inneren‘ des Mentalen“ verborgen, sondern „umgekehrt im Außen der Diskurse, der Texte, der Symbole, der kommunikativen Sequenzen öffentlich“ (RECKWITZ 2003, 288f) zugänglich. Die Sinndimension menschlichen Tuns wird bei textualistischen Theorien somit „... auf einer übersubjektiven und oberhalb des Körpers angesiedelten Ebene der Texte, der Zeichen, der Kommunikation oder der Diskurse“ (MOEBIUS 2008, 59) verortet.

Praxistheoretische Zugänge werfen diesen kulturtheoretischen Ansätzen einen grundlegenden „konzeptionellen ‚Intellektualismus‘“ vor und betonen, dass kollektive Wissensordnungen der Kultur weder als etwas rein „Geistiges“, als kognitive Schemata, zu

[4] Diese Abgrenzung ermöglichte die oben beschriebene praxeologische (geographische) „Gegenreaktion“ auf Forschungen im Rahmen des „cultural turns“, die primär „mentalistisch“ oder „textualistisch“ geprägt waren. Allgemein wird in den letzten Jahren dabei in der Geographie vermehrt wieder die materielle Dimension von „Räumlichkeit“ hervorgehoben, ein „material turn“ zeichnet sich ab (vgl. KAZIG und WEICHHART 2009; vgl. auch Kapitel 3.1.2)

verstehen sind, noch als in Texten und Diskursen verankerte Codes. Sinnhafte Ordnungen ergeben sich praxistheoretisch vielmehr aus einem „praktischem Wissen“, aus einem „know-how“, einem „Konglomerat von Alltagstechniken“ (vgl. RECKWITZ 2003, 289). „Der ‚Ort‘ des Sozialen ist damit nicht der (kollektive) ‚Geist‘ und auch nicht ein Konglomerat von Texten und Symbolen [...], sondern es sind die ‚sozialen Praktiken‘, verstanden als know-how abhängige und von einem praktischen ‚Verstehen’ zusammengehaltene Verhaltensroutine, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ‚inkorporiert‘ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ‚verwendeten‘ materiellen Artefakten annehmen.“ (ebd., 289). Soziale Praktiken sind demnach routinisierte, körperbezogene Formen sozialen Tuns, die in Beziehung zu materiellen Artefakten stehen und „angeleitet“ werden durch eine „praktische Vernunft“ und ein „sinnhaftes Verstehen“, d.h. durch ein implizites Wissen, durch inkorporiertes know-how und spezifische Formen des Interpretierens, der Motivation und der Emotion (vgl. MOEBIUS 2008, 61).

3.1.2 Grundelemente der Praxistheorien

Die Praxistheorien lassen sich aber nicht nur über die Abgrenzung zu anderen sozialwissenschaftlichen Theorieansätzen – und damit quasi „negativ“ – definieren, sondern können auch „positiv“, anhand bestimmter Merkmale, Grundelemente oder auch charakteristischer Dimensionen näher beschrieben werden. So führt RECKWITZ (2003, 289ff) aus, dass besonders drei Aspekte für die Praxistheorien zentral sind:

Erstens der enge Zusammenhang zwischen *Materialität und Praktiken*. Sowohl die Materialität der Körper (Körperlichkeit) in der Form inkorporierter Dispositive, des körperlich-habituell einverleibten „Wissens“, sowie performativer „Aufführungen“, als auch die Materialität der Dinge, der sinnhafte Gebrauch von Gegenständen und Artefakten in Alltagshandlungen, sind für eine praxistheoretische Zugangsperspektive zentrale Analysepunkte. Die Materialität der sozialen Welt wird innerhalb der Praxistheorien damit weder geleugnet noch ausgeblendet, sondern vielmehr zu einem konstitutiven Aspekt der sozialen Welt erklärt (vgl. Kapitel 3.1.3).

Zweitens betont RECKWITZ, dass sich Praktiken durch eine *implizite Logik* auszeichnen. Dies bedeutet, dass soziales Handeln durchaus bestimmten Intentionen, sozialen Normen und kulturellen Schemata folgt, im Rahmen von konkreten Praktiken aber primär als wissensbasierte Tätigkeit zu verstehen ist, welche durch ein praktisches Wissen und Verstehen sowie ein aktivitätsbezogenes know-how gesteuert wird (vgl. ebd., 291f). Handlungen werden damit durch ein implizites Wissen routinemäßig gelenkt, Handlungsfelder werden über einen „praktischen Sinn“ der Akteure erfasst und die Bedeutungen bestimmter Elemente in einer Handlungssituation „implizit gewusst“ („praktisches Verstehen“). Das praktische Wissen ist dabei immer auf soziale Praktiken bezogen und nicht „praxisunabhängig“ als Eigenschaft einer Person zu deuten. Soziale

Praktiken sind auch nicht zwangsweise auf eine Interaktion zwischen zwei Individuen zurückzuführen, d.h. als intersubjektive oder interaktive Struktur zu verstehen. „Das Soziale“ ist bei den Praxistheorien nicht nur in der Interaktion zwischen Personen zu finden, sondern auch im routinisierten Umgang menschlicher Subjekte mit materiellen Objekten bzw. auch im Umgang von Personen mit sich selbst („Technologien des Selbst“ nach MICHEL FOUCAULT) (vgl. ebd., 292). Dies ist auch für die Analyse multilokaler Wohnpraktiken als sozial-räumliches Phänomen ein bedeutender Aspekt, denn physisch-materielle Elemente (Wohnung, Wohngegenstände, Kommunikationsmittel und -werkzeuge, Verkehrsmittel) spielen bei der Realisierung dieser Praktiken eine große Rolle und damit gilt es vor allem auch das Zusammenspiel von menschlichen Akteuren und Artefakten, Dingen und Gegenständen praxeologisch zu deuten, anstatt sich nur auf ein Betrachten des „Sozialen“ als eine Folgewirkung der Interaktivität zwischen Subjekten zu beschränken. Zusammenfassend besteht den Praxistheorien nach „...das Soziale einer Praktik [...] in der – durch ein kollektiv inkorporiertes praktisches Wissen ermöglichten – Repetitivität gleichartiger Aktivitäten über zeitliche und räumliche Grenzen hinweg, die durch ein praktisches Wissen ermöglicht wird.“ (ebd., 292).

Drittens sind nach RECKWITZ (2003, 294ff) die Praxistheorien aber zusätzlich noch anhand eines Spannungsfeldes von *Routinisiertheit* einerseits und der *Unberechenbarkeit von Praktiken* andererseits zu charakterisieren. Diese beiden Polen stehen dabei nicht in einem extremen Widerspruch zueinander sondern entsprechen zwei gleichrangigen Seiten der „Logik der Praxis“ (vgl. ebd., 294): So zeigen Praktiken auf der einen Seite eine „‚Geschlossenheit‘ der Wiederholung“ (ebd., 294), d.h. sie zeigen zeitliche Konstanz im Sinne eines routinehaften Ablaufes welcher durch inkorporiertes und damit „verfestigtes“ praktisches Wissen und Verstehen zu Stande kommt (repetitiver Charakter menschlicher Tätigkeiten, vgl. MOEBIUS 2008, 71). Auf der anderen Seite zeigen Praktiken aber auch permanent Möglichkeiten zur Öffnung, Unterbrechung und Destabilisierung, Praktiken können sich auch dynamisch wandeln, verändern und einer Neuinterpretation unterworfen werden. Somit veranschaulichen soziale Praktiken deutlich den Prozesscharakter von sozialen Strukturen (vgl. MOEBIUS 2008, 72).

Auch dieser Grundaspekt der Praxistheorien kann für eine Untersuchung multilokaler Wohnpraktiken von Relevanz sein, gilt es doch für ein näheres Verständnis des Phänomens auch danach zu fragen, wie sich eine multilokale Wohn- und Alltagsorganisation eigentlich „stabilisiert“, welche Elemente (auch welche Dinge, Artefakte, Orte etc.) dazu führen, dass ein multilokales Leben entweder zur Routine oder aber erst gar nicht aufgenommen bzw. wieder aufgegeben, als Praktik damit gleichsam „destabilisiert“ wird. Es ist zu fragen „...wie die komplexe sozio-materielle Praxis des multilokalen Wohnens zustande kommt und welche co-produzierende Rolle das ‚materielle Substrat‘ bei der Stabilisierung, Performance und Bewältigung dieser Praxis hat.“, wie es SCHAD (2012, 6), unter explizitem Verweis auf die Rolle der „Materialität“ bei multilokalen

Wohnpraktiken, formuliert. Ebenso ist aber auch nach jenen Faktoren oder Elementen zu fragen, welche Praktiken in ihrem Vollzug „gefährden“. Eine Destabilisierung oder auch eine Neukonfiguration von Praktiken kann beispielsweise dadurch erfolgen, dass sich der jeweilige *Kontext* der Praktiken wandelt, d.h. dass neue Ereignisse, Personen oder aber auch Artefakte auftreten, mit welchen auf Basis des vorhandenen impliziten praktischen Wissens nicht mehr kompetent umgegangen werden kann. „Die Überraschungen des Kontexts können dazu führen, dass die Praktik misslingt oder zu misslingen droht, dass sie modifiziert oder gewechselt werden kann oder muss...“ (RECKWITZ 2003, 294f). Andere Gründe die Praktiken „unberechenbar“ machen sind nach RECKWITZ (2003, 295f) die Zeitlichkeit jeglicher Praxis und damit eine gewisse „Zukunftsungewissheit“, die Verbundenheit einzelner Praktiken zu „gekoppelten Komplexen“ in „sozialen Feldern“ und „Lebensformen“, sowie die Tatsache dass in den Subjekten mehrere heterogene Wissensformen gebündelt vorliegen, wodurch sich ein subjektbezogenes „Unberechenbarkeitselement begründet.“ (ebd., 296).

Die einzelnen Praxistheorien lassen sich in das Spannungsfeld zwischen Stabilität und Routine einerseits und Offenheit und Veränderlichkeit andererseits unterschiedlich einordnen. So ist die in dieser Arbeit näher behandelte „Theorie der Praxis“ nach PIERRE BOURDIEU eher dem Pol der Stabilität zuzuordnen, d.h. „das Soziale“ wird als eher statisch und „gefestigt“ betrachtet, während die zweite relevante theoretische Grundlage der Arbeit, die Akteur-Netzwerk Theorie nach BRUNO LATOUR, mehr die Instabilität und Beweglichkeit von Praktiken und Netzwerken betont. Jedoch werden auch hier Fragen nach einer Stabilisierung, einer „Rahmung“ der Praxis diskutiert (vgl. SCHÄFER, O.J., und auch MOEBIUS 2008, 72).

Nach der Darstellung wichtiger Grundaspekte der Praxistheorien und einer Abgrenzung dieser „Theorienfamilie“ zu anderen Sozialtheorien, soll nun noch einmal, bevor zwei spezifische praxeologische Ansätze im Mittelpunkt stehen, näher auf Fragen nach der allgemeinen Rolle des (materiellen) Körpers und der materiellen Dingwelt in den Praxistheorien eingegangen werden. Dies erscheint notwendig, da, wie zuvor erwähnt (vgl. Kapitel 2), die Körperlichkeit und die Materialität im Kontext multilokalen Wohnens die konzeptionellen Fokuspunkte dieser Arbeit bilden.

3.1.3 Körperlichkeit und Materialität in den Praxistheorien

Soziale Praktiken sind untrennbar verbunden mit der materiellen Körperlichkeit der Akteure und der materiellen Welt der Dinge, Gegenstände und Artefakte. Sowohl der Körper als auch die Artefakte bewirken, für die Dauer ihrer physischen Existenz und Haltbarkeit, eine materielle „Verankerung“ von Praktiken und ermöglichen damit weiters deren „relative [...] Reproduktivität in der Zeit und im Raum“ (RECKWITZ 2003, 291). Die Berücksichtigung dieser materiellen Aspekte in einer sozialwissenschaftlichen Perspektive versucht dabei, eine zentrale ontologische Dichotomie zu überwinden die das Weltbild der

westlichen Moderne erheblich bestimmt hat und auch dazu führte, dass sich die Sozialwissenschaften, primär aus Gründen der disziplinären Profilierung, lange Zeit quasi „entmaterialisiert“ haben[5]. Eine strikte Trennung zwischen „Körper“ und „Geist“ sowie zwischen „Subjekt“ und „Objekt“ führte dazu, dass in der Erklärung bestimmter Phänomene im Bereich des „Sozialen“, der „Geist“ und das „Subjekt“ privilegiert wurden. Materielle Objekte und der physische Körper waren damit als Erklärungsfaktoren oder Bestandteile des „Sozialen“ quasi ausgeschlossen, entsprechend dem Durkheimschen Axiom „Soziales kann/darf nur durch Soziales erklärt werden“, wurde das „Materielle“ (wie auch die Technik) gleichsam diskriminiert (vgl. hierzu auch WIESER 2008, 420). Da die Praxistheorien explizit betonen, dass „das Soziale“ eine materielle Dimension aufweist, wird hier die dualistisch Trennung zwischen „Geist“ und „Materie“ bzw. „Subjekt“ und „Objekt“ aufgebrochen und alternativ interpretiert. Auch die „Materie“ und die – oft als „asozial“ verstandenen – „Objekte“ sind notwendige Bestandteile der sozialen Welt, sie erfahren somit eine „Rehabilitierung“ indem soziale Realitäten mit materiellen, körperlichen Realitäten verknüpft werden. (vgl. ebd., 291).

Die materielle Dimension sozialer Praktiken tritt, wie bereits gezeigt wurde, bei multilokalen Wohnarrangements besonders deutlich hervor, sind es doch „materielle“ Infrastrukturen wie auch Alltagsgegenstände die für die Durchführung und Aufrechterhaltung einer multilokalen Wohnorganisation elementar sind. „Multilokales Wohnen kann ohne Einbezug der materiellen Dimension nicht gedacht werden.“ (SCHAD 2012, 4). Besonders steht das Phänomen des multilokalen Wohnens dabei auch in direktem Zusammenhang mit der *Körperlichkeit* der Akteure. So ist aufgrund physischer Erfordernisse eine Wohnung oder „Behausung“ eine grundlegende menschliche Lebensnotwendigkeit. Und aufgrund der letztlich trivialen Tatsache, dass ein Mensch mit seinem Körper nicht an mehreren Orten gleichzeitig sein kann und auch physische Distanzen zwischen Standorten an der Erdoberfläche nicht beliebig und ohne „Aufwand“ überbrückt werden können, ist es heute – in Anbetracht dieser physischen „constraints“ die unsere Körperlichkeit zwangsläufig mit sich bringt – immer mehr der Fall, dass Akteure mehrere Wohnstandorte nutzen um ihren eigenen oder den gesellschaftlich auferlegten „Mobilitäts-Anforderungen“ gerecht zu werden (vgl. Kapitel 1). Neben dieser Betonung der physischen Körperlichkeit mit ihren Beschränkungen und den sich ableitenden

[5] Die Geographie als Wissenschaft hat hingegen zeitgleich einem ganzheitlichem Materialismus in Verbindung mit geodeterministischen Begründungslogiken das Wort geredet, damit geistige, subjektive „soziale“ Tatsachen ausgeblendet und folglich eine Abkoppelung von den Sozialwissenschaften vollzogen. Erst durch eine sozialtheoretische Wende beginnenden in den 1980iger Jahren wurde mehr und mehr auch der „immateriellen“ Welt innerhalb der Geographie Bedeutung zuerkannt, wobei hier etwas vorschnell vielfach jegliche „Materialität“, vor allem im Forschungsprogramm der „Neuen Kulturgeographie“, aus Angst vor einer wiederholten Verstrickung in deterministische Argumentationslogiken, über Bord geworfen wurde. In den letzten Jahren ist jedoch sowohl auf internationaler Ebene, als auch im deutschsprachigen Raum, eine zunehmende „Re-Materialisierung“ der Kultur- und Sozialgeographie zu beobachten. (vgl. EVERTS et.al. 2011, 329; KAZIG und WEICHHART 2009).

„räumlichen“ Implikationen, wie sie beispielsweise besonders im Rahmen der Zeitgeographie diskutiert werden (vgl. KRAMER 2012), gehen praxistheoretische Ansätze mehr davon aus, dass sich in den physischen Körper „das Soziale“ über Praktiken einschreibt, dass der Körper als physisch-materielle Substanz „sozialisiert“ wird. „‚[D]as Körper gewordene Soziale‘“ (BOURDIEU und WACQUANT 1996, 161) steht im Zentrum, man „...konzentriert sich nicht auf ‚den Körper‘, sondern vielmehr auf je konkrete, situative praktischer Verkörperungen.“ (SCHMIDT 2012, 62). Wenn der Lebensalltag über mehrere Wohnorte hinweg organisiert wird, dann werden hierbei permanent bestimmte praktische Erfahrungen gemacht „... die sich im Körper niederschlagen und dort als verkörpertes Wissen gespeichert werden.“ (ALKEMEYER et.al. 2010, 234). Der Körper ist somit jener Ort, wo ein praktisches Verstehen, ein praktischer Sinn – die oben erwähnte implizite Logik (vgl. Kapitel 3.1.2) – materiell lokalisiert ist. Der Körper dient als Speicher vergangener Praktiken, wie auch als Medium und Agens gegenwärtiger Praktiken (vgl. SCHMIDT 2012, 55). Soziale Handlungsweisen und Verhaltensmuster werden damit nicht mehr nur auf „mentale“, „intellektuelle“ Operationen in den Köpfen der Akteure zurückgeführt, sondern als konkretes Tun, als intuitive körperliche Aktivität und Könnensform gedeutet (vgl. ebd., 57). Sozialisierte Körper verfügen über bestimmte Kompetenzen, hervorgegangen aus inkorporierten Wissensordnungen und Erfahrungen, die sie dazu befähigen, in bestimmten Situationen praktisch zu handeln. Die Körper sind „sozial formiert“, sie weisen spezifische Dispositionen auf, die sich aus der sozialen Praxis ergeben, und diese „verfestigten“ habituellen Dispositionen leiten auch die Wahrnehmung und das konkrete Tun in der sozialen Welt. In dieser Arbeit soll in Bezug auf den Körper als „verkörperte Sozialität“ (ebd., 61) vor allem der Frage nachgegangen werden, wie die Erfahrung einer multilokalen Wohnorganisation sich in körperlich verankerten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlägt, ob folglich ein *multilokaler Habitus*, der sich aus vergangenen Praktiken ergibt und gegenwärtige Praktiken prägt, beobachtet werden kann (vgl. Kapitel 2).

Neben der Körperlichkeit, sowohl in ihrer rein physischen, als auch in ihrer sozial geprägten Form, stehen soziale Praktiken allgemein und im Speziellen auch multilokale Wohnpraktiken, weiters mit der *materiellen Welt der Dinge* in einer engen Verbindung. Auch Artefakte sind „...Handlungsträger und Mittwirkende an Praktiken“ (SCHMIDT 2012, 63). Die Praxistheorien haben dabei unterschiedliche Konzepte entwickelt, wie die „Sozialität der Artefakte“ im Rahmen einer praxeologischen Perspektive zu fassen ist (vgl. ebd., 63ff). Hierbei werden Artefakte primär nicht als Symbol oder Text, nicht als „passive Objekt[e] von Sinnbezügen“ (WIESER 2008, 422) verstanden, wie es für semiotische, symbolische und textuelle Ansätze vielfach charakteristisch ist, sondern in ihren „realen“ Wirkungen und ihren praktischen Konsequenzen thematisiert.

So sind materielle Dinge und Gegenstände *erstens* als *Träger* von Praktiken zu verstehen, als „Anker- oder Knotenpunkte“, welche die routinehafte, gewohnheitsmäßige

Abfolge einer sozialen Praxis stabilisieren und so auch soziale Ordnungen (mit)produzieren. Besonders BRUNO LATOUR hat mit dem Begriff der „Rahmung“ darauf hingewiesen, dass Artefakte eine Art von materiellem Rahmen ausbilden, welcher die operativen Prozesse einer sozialen Praxis „einfangen“, sie umgrenzen und damit formen kann. Eine solche „Rahmung“ stellt z.B. eine Wohnung dar, welche anhand materieller Elemente wie Wände, Fenster, Einrichtungsgegenstände etc. soziale (Wohn-)Praktiken konstituiert und sie in ihrem Vollzug erst ermöglicht. So wie z.B. Klassenräume für die Praktiken des Unterrichtens oder Labors für Forschungstätigkeiten in ihrer Materialität von Relevanz sind, so sind es auch Wohnungen, oder allgemein jegliche Formen von „Behausungen“, wenn es um multilokale Wohnpraktiken geht (vgl. Kapitel 1.1.3). Der materielle Rahmen ermöglicht die Bündelung und Zusammenführung mehrerer Dinge und Artefakte zu einem Netzwerk, welches zusammen mit den „kompetenten“ Körpern der Akteure die Praxis des (multilokalen) Wohnens begründet. Zwischen einzelnen „Rahmungen“, z.B. zwischen den einzelnen Wohnungen an den unterschiedlichen Wohnorten multilokal lebender Akteure, bilden Dinge und Artefakte auch weitere Netze aus, die „Rahmungen“ und damit auch Orte und Räume bzw. spezifisch situierte und lokalisierte Praktiken miteinander verbinden können (vgl. SCHMIDT 2012, 64). Beispielhaft zu nennen wären hier z.B. Transportinfrastrukturen oder Kommunikationswerkzeuge, die einzelne „Rahmungen“ miteinander verknüpfen und welche somit eine elementare Voraussetzung für eine multilokale Lebensweise darstellen. Allgemein werden soziale Praktiken in ihrer konkreten „Verwirklichung“ immer auf materielle Gegenstände, Dinge und Artefakte als „Träger“ sozialen Tuns rückverwiesen, Praktiken lassen sich als über „...verschiedene körperliche und materielle Knotenpunkte verteilte Aktivität, Emergenz und Kräftezirkulation begreifen.“ (ebd., 65).

Neben der Betrachtung der Artefakte als Träger des „Sozialen“, lässt sich die Materialität der Dingwelt *zweitens* auch über das Konzept der *affordances* fassen (vgl. ebd., 65f). Dieses Konzept geht davon aus, dass in den Dingen „praxisspezifische Gebrauchsgewährleistungen“ lokalisiert sind, welche das praktische Können und Tun der Akteure gewissermaßen „herausfordern“ und „anleiten“. „*Affordances* sind jene Qualitäten und Gebrauchsgewährleistungen von Dingen und Artefakten, die ein praktischer Sinn an ihnen zugleich (kognitiv) erkennt und (körperlich-praktisch) realisiert.“ (ebd., 66). Das Konzept der *Affordances* betrachtet demnach sowohl die physisch-materielle, „objektive“ Seite, als auch die „subjektive“ Seite des praktischen Könnens, denn der „Gebrauch“ der Dinge in Handlungssituationen setzt sowohl das materielle Vorhandensein des Dinges „an sich“ voraus, als auch eine bestimmte praktische Kompetenz bei den Akteuren, welche aufgrund inkorporierter Wissensbestände, bzw. ihrem „Habitus“ wissen, wie mit dem Ding oder Artefakt konkret umzugehen ist. Affordanzen liegen damit in einem „Dazwischen“ von Objektseite und Subjektseite, da ein bestimmter Artefakte („Objekt“), z.B. eine Geige, spezifische Gebrauchsmöglichkeiten anbietet, welche aber nur realisiert werden können,

wenn ein Subjekt auch dazu in der Lage ist, kompetent mit einer Geige umzugehen. Affordanzen lösen demnach die dichotome Gegenüberstellung von passivem Objekt und handelndem Subjekt auf, nur beide zusammen, Objekt und Subjekt, ermöglichen den Vollzug von Praktiken.

Drittens lassen sich materielle Artefakte schließlich auch als *Aktanten* deuten, d.h. ihnen wird eine eigenständige Handlungsmacht zugesprochen und von ihnen können in Praktiken selbst Aktivitäten ausgehen (vgl. ebd., 68, Kapitel 3.3). Die Artefakte werden somit vom Objekt zum „Subjekt“. Dieses – aufgrund der Entmachtung des Subjektes als alleinige Handlungsquelle und damit als privilegierter Ort des „Sozialen“ – durchaus als radikal zu bezeichnende Konzept der Einbeziehung der Materialität in die „soziale Welt“, wurde vor allem im Rahmen der Akteur-Netzwerk Theorie (ANT) entwickelt, welche in dieser Arbeit noch näher erörtert wird (vgl. Kapitel 3.3). SCHMIDT (2012) weist kritisch darauf hin, dass der symmetrische Ansatz der ANT, also dass sowohl menschliche Subjekte als auch materielle Objekte handeln können, eigentlich einen Grenzfall der Praxistheorien darstellt[6]. Materielle Artefakte unterscheiden sich zu stark von menschlichen Wesen mit Bewusstsein, so dass im Rahmen von Praktiken keine völlige Symmetrie herrschen könne. „*Non-humans* sind keine Träger impliziten Wissens, sie leisten keinen eigenständigen Beitrag zur sinnhaften Integration und zur Intelligibilität von Praktiken – solche Beiträge bleiben den teilnehmenden *humans* vorbehalten.“ (ebd., 69; Hervorhebung im Original). Der ANT gelingt damit keine Auflösung der Dichotomie von Objekt und Subjekt, vielmehr „...wird – mit umgekehrten Vorzeichen – die traditionelle Perspektive der Handlungstheorie kontinuiert“. (ebd., 68). Bei dieser Argumentation wird aber unterschlagen, dass sich die ANT nicht nur auf die Objekte als Aktanten konzentriert, sondern dass vielmehr von *Netzwerken,* von *komplexen Assoziationen* ausgegangen wird in welchen unterschiedliche Entitäten, menschliche als auch nicht-menschliche, *hybrid* zusammengefasst sind. Von diesen Netzwerken geht „Handlungskraft“ aus, „... agency and action are effects, emergent from the relations between all manner of entities, both human and nonhuman.“ (EVERTS et.al. 2011, 329). Der Aktanten-Ansatz der ANT betont explizit, dass es „das Soziale“ als unabhängig existierende Substanz nicht gibt, sondern das materielle Artefakte ganz wesentlich die „soziale Welt“ aktiv gestalten. „[Artefacts] are in large part the stuff out of which socialness is made.“ (LATOUR 2000, 113 zit. nach EVERTS et.al. 2011, 329).

Die Rolle der Materialität im Rahmen von Praktiken hat auch THEODORE SCHATZKI näher untersucht, wobei auch er die fundamentale Bedeutung materieller Artefakte für den Vollzug konkreter Praktiken deutlich herausstreicht. „... [U]nderstanding specific practices always involves apprehending material configurations.“ (SCHATZKI 2001, 12). Gegenüber der ANT und dem Konzept der materiellen Aktanten bleibt er jedoch, ähnlich wie auch

[6] Zum Verhältnis von ANT und Praxistheorien vgl. auch WIESER (2006), bzw. Kapitel 3.4.

SCHMIDT (2012), kritisch eingestellt. So betont er, dass konkrete Aktivitäten und soziale Praktiken letztendlich an autonome, humane Wesen gebunden sind (vgl. ERNSTE 2012, 59f). Die Handlungsfähigkeit materieller Aktanten, wie sie die ANT explizit betont, tritt in den praxistheoretischen Überlegungen SCHATZKIS damit eher in den Hintergrund. SCHATZKI geht aber davon aus, dass Praktiken in einen spezifischen Kontext eingebettet sind, welchen er als „the site of the social“ bezeichnet. „This [...] site is described as a certain *arrangement* of human beings, artefacts, other living organisms as well as objects, which are related to each other, and, which occupy a specific position in relation to each other.“ (ebd., 59; Hervorhebung M.S.). Damit scheinen Ähnlichkeiten zum Netzwerk-Begriff der ANT zu existieren (vgl. z.B. ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 228f), wo verschiedenste materielle wie auch immaterielle Elemente als miteinander verknüpft und als die „Wirklichkeit“ konstituierend gedacht werden (vgl. Kapitel 3.3). SCHATZKI betont aber, dass Praktiken, die er als nur an menschliche Subjekte gebunden versteht, vom Kontext der Artefakte, Objekte, Dinge und andere Lebewesen etc., getrennt sind. Dieser Kontext, als „site of the social“ oder als „arrangement“ (vgl. EVERTS et. al. 2011, 330) bezeichnet, steht damit *neben* den Praktiken. Die sozialen Praktiken sind in der Handlungsfähigkeit humaner Wesen begründet und durch sie werden bestimmte Arrangements erst hervorgebracht, verändert, umgestaltet, *rearranged.* Als ein Beispiel lässt sich z.B. ein Supermarkt anführen (vgl. ebd., 330), der ein bestimmtes Arrangement von miteinander verknüpften Artefakten, Dingen und Objekten darstellt (Waren, Infrastrukturen, Einrichtungen etc.). Dieses materielle Arrangement wird aber erst durch die Praktiken des Einkaufens oder Arbeitens, welche unmittelbar an Personen gebunden sind, hervorgebracht und bedeutsam. Zentral für SCHATZKI ist demnach eine konzeptionelle Unterscheidung zwischen menschlicher Praktik und Arrangement, während die ANT tendenziell nur das „arrangement“ als „Netzwerk“ betrachtet. „Soziale Realität“ ergibt sich den Überlegungen SCHATZKIS zufolge aus dem Zusammenwirken der Praktiken autonomer Akteure mit spezifischen materiellen Arrangements (vgl. ebd., 330).

Nach dem nun spezifische Aspekte einer praxistheoretischen Grundperspektive detailliert erörtert und besonders auch die unterschiedlichen Möglichkeiten einer konzeptionellen Miteinbeziehung der *Körperlichkeit der Akteure* und der *Materialität der Dingwelt* in eine praxeologische Betrachtung der „sozialen Realität“ beschrieben wurden, wird nun näher auf die beiden der Arbeit zugrundeliegenden sozialwissenschaftlichen Theoriegebäude eingegangen. Damit erfolgt nun eine (theoriegeleitete) Zuwendung zu den zentralen Forschungsfragen und Hypothesen, wie sie in Kapitel 2 dargelegt wurden und damit verbunden auch ein Aufzeigen zweier (neuer) Analysezugänge zum komplexen sozial-räumlichen Phänomen des multilokalen Wohnens.

3.2 Die „Theorie der Praxis“ nach PIERRE BOURDIEU als Praxistheorie

Wie in Kapitel 2.3 aufgezeigt, versucht diese Arbeit in einem ersten Schritt die Frage nach einem „*multilokalen Habitus*“ zu klären. Dies bedeutet, es wird nach inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata („Dispositionen“) gefragt, welche sich aus der Erfahrung einer multilokalen Wohnpraxis gebildet haben und gegenwärtige, beobachtbare multilokale Wohnpraktiken wiederum erheblich mitprägen. Eine empirischen Erfassung des multilokalen Habitus wird dabei mittels der Methode der reflexiven Autofotografie (vgl. Kapitel 4) und der damit verbundenen „Sichtbarmachung“ der Alltagswelt multilokal lebender Akteure angestrebt, worüber in weiterer Folge dann eine Erfassung inkorporierter multilokaler Dispositionen möglich wird.

In diesem Kapitel steht demnach eine Darstellung der „*Theorie der Praxis*“ nach PIERRE BOURDIEU im Mittelpunkt, welche sich ganz erheblich um das Konzept des „Habitus“ herum aufbaut. Für ein näheres Verständnis, was unter einem Habitus genau zu verstehen ist, sind jedoch auch weitere, von BOURDIEU im Zusammenhang mit seiner Theorie der Praxis entwickelte Konzepte von Bedeutung (Kapital, Sozialer Raum, Feld). Auf sie soll, nach einer kurzen allgemeinen Einführung, nun näher eingegangen werden. Diese Darstellung der *Theorie der Praxis* nach BOURDIEU hat zum allgemeinen Ziel, (hier zuerst nur theoretisch) aufzuzeigen, wie multilokale Wohnpraktiken mit Hilfe dieser sozialwissenschaftlichen Perspektive verstanden und interpretiert werden können.

Wie bereits erwähnt wurde (vgl. Kapitel 2.2), sind die Praxistheorien durch eine Zugangsperspektive zur sozialen Welt charakterisiert, welche die Dichotomie von übergeordneter, objektiver Struktur und individuell, subjektivem Handeln aufbrechen will. Auch die ursprünglich als „Entwurf“ verstandene und später im Rahmen empirischer Forschungen näher ausgearbeitete *Theorie der Praxis* nach BOURDIEU hat zum Ziel, die Differenz zwischen Objektivismus und Subjektivismus zu überwinden (vgl. DÖRFLER et.al. 2003, 15). Mit Hilfe einer Betrachtung der *konkreten* Praxis als „sinnlich menschliche Tätigkeit“, einer Sichtbarmachung der „Logik“ der Praxis und einer Bezugnahme auf den „praktischen Sinn“ („Praxeologie“) (vgl. FRÖHLICH 1994, 33) geht es BOURDIEU vor allem um die Überwindung der Dichotomie zwischen Struktur und Handlung. „Die artifiziellen Dichotomien überbrückt der praktische Sinn“ (DIRKSMEIER 2009a, 88). Der Objektivismus, wie auch der Subjektivismus, bieten nur eine verfälschte wissenschaftliche Sichtweise auf die soziale Praxis an, so die Meinung BOURDIEUS: Objektivistische Konzepte müssen auch die mit entsprechenden Dispositionen versehenen „leibhaftigen Akteure“ berücksichtigen, welche von den gesellschaftlichen Feldern und Institutionen benötigt werden, um das Spiel der „sozialen Welt“ am Laufen zu halten. Die Strukturen sind demnach nicht als völlig unabhängig von den Menschen zu verstehen. Die subjektivistischen Konzepte hingegen

dürfen Individuen nicht als völlig „voraussetzungslos“ begreifen, da diese in historisch gewachsenen „Gravitations- und Kampffeldern“ agieren und über inkorporierte Dispositionen, Bewegungen und Haltungen „...ihre Geschichte und Gesellschaft im wahrsten Sinne des Wortes stets *mit sich herumtragen*...“ (FRÖHLICH 1994, 34; Hervorhebung im Original). Über diese Einverleibungen von Geschichte und Gesellschaft können auch Hinweise auf die sozialen Positionen und Distanzen der Individuen abgeleitet werden (vgl. ebd., 34).

BOURDIEU kritisiert also sowohl die objektivistische, als auch die subjektivistische Erkenntnisperspektive und entwickelt daher eine Theorie, welche die „tatsächliche Logik der Praxis“ (BOURDIEU 1987b, 53), die „Alltagserfahrungen der sozialen Akteure“ (DIRKSMEIER 2009a, 88) analysiert und eine Überwindung der Dichotomie zwischen Objektivismus und Subjektivismus, zwischen übergeordneten Strukturen und individuellen Handlungen, möglich machen soll.

Hierzu verwendet BOURDIEU die zentralen Konzepte *Kapital, Habitus, Sozialer Raum* und *Feld*, welche im Folgenden auch näher vorgestellt und in Beziehung zu multilokalen Praktiken gesetzt werden. Die Konzepte stehen dabei untereinander in einer engen Wechselwirkung, d.h. sie sind für das allgemeine Verständnis nur in Kombination und in gegenseitiger Ergänzung zu betrachten. So lassen sich z.B. BOURDIEUS Überlegungen zum sozialen Raum nur verstehen, wenn auch die spezifischen Bedeutungen des Kapitalbegriffes, den BOURDIEU ausgehend vom marxistischen Begriff des ökonomischen Kapitals erweitert und auf andere gesellschaftliche Bereiche übertragen hat (soziales und kulturelles Kapital), mit gedacht werden. Auch das hier zentrale Konzept des Habitus ist nur in Zusammenhang mit den Kapitalbegriffen und mit einem relationalen sozialen Raum, welcher metaphorisch als „Gesellschaft“ verstanden wird und differenztheoretisch in unterschiedliche Felder gegliedert ist, zu erfassen. Der Habitus eines Akteurs, als eine spezifische „Erzeugungsgrundlage für Praktiken“ (FRÖHLICH 1994, 38), ist aus vergangenen Praktiken, wie auch aus den „objektiven“ Strukturen des sozialen Raumes und der Felder hervorgegangen. Die in den biologischen Körper „aufgenommenen“ Handlungsdispositionen und –schemata steuern somit die konkreten, gegenwärtigen Formen alltäglicher (multilokaler) Praktiken.

3.2.1 Kapital

Der Kapitalbegriff bildet einen wichtigen Eckpfeiler der *Theorie der Praxis* nach BOURDIEU. BOURDIEU konzipiert die soziale Welt allgemein als ein „Spiel“. In diesem Spiel, an dem jeder in sozialer Gemeinschaft lebende Mensch als Akteur teilnimmt, sind bestimmte Kapitalien, welche als Machtmittel bzw. Ressource eingesetzt werden können, ungleich über die Akteure verteilt und diese sind in einen ständigen „Kampf“ um die knappen Kapitalien eingespannt. Die ungleiche Verteilung des Kapitals bewirkt eine Strukturierung des sozialen Raumes, die Akteure, welche in unterschiedlichem Maße Kapital besitzen,

differenzieren sich in Relation zueinander, nehmen unterschiedliche soziale Positionen ein, welche folglich durch eine unterschiedliche Menge an konzentriertem Kapital gekennzeichnet sind. Die Struktur der Gesellschaft entspricht demnach der Verteilungsstruktur des Kapitals und die individuelle Verfügbarkeit an Kapital begrenzt, zusätzlich zum Habitus (vgl. Kapitel 3.2.5), das Handeln der Akteure (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 113). Allgemein „handeln“ Akteure im sozialen Spiel dahingehend, dass sie eine Veränderung der Verteilungsstruktur der Kapitalien anstreben (vgl. ebd., 113) und damit verbunden auf eine Erhöhung der Durchsetzungskraft in Bezug auf ihre eigenen Interessen abzielen, wobei das Kapital hier als zentrale Ressource dient. „Das Feld der sozialen Beziehungen wird damit durch die Versuche zur Aneignung und Maximierung verschiedener Sorten von Kapital konstituiert.“ (DÖRFLER et.al. 2003, 16).

Kapital ist hier nicht nur im strengen ökonomischen Sinne als Geld oder im physischen Sinne als materielle Ressource zu verstehen, vielmehr unterscheidet BOURDIEU unterschiedliche Kapitalsorten, wobei die wichtigsten das *ökonomische Kapital*, das *soziale Kapital*, das *kulturelle Kapital,* sowie das übergeordnete *symbolische Kapital* darstellen. Diese Kapitalsorten werden dabei in den unterschiedlichen Feldern, durch welche der soziale Raum gegliedert ist (vgl. Kapitel 3.2.3), eingesetzt. Die Felder werden also durch den Einsatz bestimmter Kapitalsorten charakterisiert, in den jeweiligen „Spiel-Räumen“ kommen spezifische Kapitalien bzw. Kapital-Zusammensetzungen zum Zug, sie werden zu „Trümpfen“ im Spiel. So wird beispielsweise im Feld der Wirtschaft, wo es um Profite und Gewinne geht, vor allem ökonomisches Kapital im „Spiel“ eingesetzt, im Feld der Kunst hingegen primär kulturelles Kapital.

Nach BOURDIEU ist „Kapital [...] akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, *inkorporierter* Form" (BOURDIEU 1983, 183). Kapital kann auch „verstanden werden als Verfügungsmacht über Menschen (soziales Kapital), Produkte (ökonomisches Kapital) und Deutungen (kulturelles Kapital).“ (LIPPUNER 2005, 139). Im Spiel der sozialen Welt werden die einzelnen Positionen der Akteure durch die jeweilige Verfügbarkeit der einzelnen Kapitalsorten abgegrenzt. Die Akteure können unterschiedliche Investitionen, in der Form von Kapital, in das Spiel, bzw. das „Spiel-Feld“ einbringen. Die unterschiedlichen Kapitalsorten sind dabei auch untereinander austauschbar, sie können substituiert werden.

Das *ökonomische Kapital* ist vor allem dadurch gekennzeichnet, dass es direkt in Geld konvertierbar ist. Institutionalisiert ist das ökonomische Kapital in Form von Eigentumsrechten. (vgl. BOURDIEU 1983, 185). Für BOURDIEU ist das ökonomische Kapital eine sehr bedeutende, gleichsam die „primäre“ Kapitalform, da sie indirekt allen anderen Kapitalsorten zugrunde liegt (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 115). Zu unterscheiden sind drei Formen des ökonomischen Kapitals: das kommerzielle Kapital, d.h. die Verkaufskraft, das technologische Kapital, worunter technische und wissenschaftliche Ressourcen fallen, sowie das finanzielle Kapital (vgl. DIRKSMEIER 2006, 225f).

Soziales Kapital ergibt sich aus der Mitgliedschaft in Gruppen und den damit verbundenen Interaktionen. „Das soziale Kapital ist das Ensemble von aktuellen oder potenziellen Ressourcen, die an den Besitz eines dauerhaften Netzes von Beziehungen mehr oder weniger institutionalisierter Art gebunden sind.“ (BOURDIEU 1980, 2 zit. nach DIRKSMEIER 2009a, 117). Das soziale Kapital ergibt sich demnach aus einer Gruppenzugehörigkeit, welche durch die Akteure dahingehend genutzt wird, dass über die Schaffung von Sozialbeziehungen ein eigener „Nutzen“, der vorteilhaft im „Kampf“ um knappe Ressourcen eingesetzt werden kann, produziert wird. Durch „unaufhörliche Beziehungsarbeit“ in Form von Austauschakten, von materiellen wie auch symbolischen Tauschbezügen, werden soziale Beziehungen, welche als Kapital dann im „Spiel“ eingesetzt werden können, gefestigt und immer wieder neu bestätigt (vgl. FRÖHLICH 1994, 36). Das soziale Kapital kann dabei auch als „Multiplikator“ verstanden werden, da es dazu dient, den Besitz eines Akteurs an kulturellem, ökonomischen und symbolischem Kapital, in Abhängigkeit der Ausdehnung des Beziehungsnetzes auf welches zugegriffen werden kann, zu vermehren (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 118). So ermöglicht der „Multiplikator Effekt“ des sozialen Kapitals also beispielsweise eine verstärkte Anhäufung von ökonomischem Kapital im Feld der Wirtschaft. Der Einsatz des sozialen Kapitals ist demnach nicht auf ein einziges Feld beschränkt, sondern kann in allen Feldern „als Katalysator von Kapitalakkumulationsprozessen“ (ebd., 117) möglich sein.

Beim *kulturellen Kapital* können drei unterschiedliche Formen differenziert werden: das inkorporierte, das objektivierte und das institutionalisierte Kulturkapital. Das *inkorporierte* Kulturkapital ist, wie die Bezeichnung bereits vermuten lässt, an einen Körper gebunden, gleichsam „verinnerlicht“ oder einverleibt und repräsentiert das explizite und implizite Wissen eines Akteurs (vgl. ebd., 115). Damit ist das inkorporierte kulturelle Kapital eine „Disposition“ und damit auch Teil des Habitus und des biologischen Körpers. Es kann demzufolge nicht kurzfristig an andere Akteure weitergegeben, bzw. ausgetauscht werden. Zurückzuführen ist das inkorporierte kulturelle Kapital auf aktive, lange Zeit andauernde und geplante Lern- und Erziehungsprozesse, aber auch auf unbewusst ablaufende Übernahmeprozesse (vgl. FRÖHLICH 1994, 35). Das *objektivierte* Kulturkapital umfasst z.B. Bilder, Bücher, Instrumente etc. und ist materiell übertragbar. Die spezifische Aneignung des objektivierten kulturellen Kapitals setzt aber auch ein spezifisches inkorporiertes Kulturkapital voraus. So kann ein Gemälde natürlich rein juristisch den Besitzer wechseln, also materiell weitergegeben werden, der eigentliche „Genuss“ des Bildes setzt jedoch das Vorhandensein bestimmter inkorporierter kultureller Kompetenzen bei den Akteuren voraus. Das institutionalisierte Kulturkapital schließlich umfasst vor allem verliehene (Bildungs-)Titel, Mit Titeln wird kulturelles Kapitel „objektiviert“ und sichtbar gemacht. Dadurch wird auch ein Austausch mit anderen Kapitalien möglich. (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 115).

Das *symbolische Kapital* steht gewissermaßen über den drei oben vorgestellten Kapitalsorten des ökonomischen, des sozialen und des kulturellen Kapitals. So wird mit symbolischem Kapital das individuelle Prestige und Renomée, die Bekanntheit und Anerkennung beschrieben, welche sich aus dem Besitz der drei anderen Kapitalien ableiten lässt. Das symbolische Kapital „...ist die ‘wahrgenommene und als legitim anerkannte Form‘ des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals.“ (FRÖHLICH 1994, 37).

Wie bereits erwähnt, sind die einzelnen Kapitalsorten gegenseitig konvertierbar, wobei jedoch, je nach Kapitalsorte, hierzu ein unterschiedlich hoher Aufwand erforderlich ist. Mit Hilfe von ökonomischem Kapital kann z.B. kulturelles oder auch soziales Kapital erworben werden, wobei hier aber „Transformationsarbeit“ zu leisten ist. Der Erwerb von objektviertem kulturellen Kapital durch ökonomisches Kapital ist beispielsweise relativ einfach möglich, inkorporiertes kulturelles Kapital hingegen kann nur schwer und indirekt von den Akteuren gegen ökonomisches Kapital getauscht werden. Umgekehrt kann aber auch soziales und kulturelles Kapital in ökonomisches Kapital umgewandelt werden, wobei hier aber (Kapital-)Verluste auftreten können. (vgl. FRÖHLICH 1994, 37).

3.2.2 Multilokale Praktiken – „Residenzielles Kapital“

Eine vor allem im Kontext der Beschäftigung mit multilokalen Wohnpraktiken wichtige und interessante Kapitalform, die jedoch nicht zu den „Kern“-Bestandteilen der Theorie der Praxis zählt, stellt das sog. *residenzielle Kapital* dar (vgl. DIRKSMEIER 2006, 226ff, 2009a, 138ff). Auf diese Sorte von Kapital soll hier noch näher eingegangen werden, da sie für die Ausführungen in dieser Arbeit wichtig erscheint.

Für ein näheres Verständnis des residenziellen Kapitals muss dabei zuerst die Tatsache beachtet werden, dass Kapital auch über den physischen Raum ungleich verteilt ist, dass es also Orte gibt, welche einen größeren Kapitalstock aufweisen als andere Orte. Dies hängt damit zusammen, dass nach BOURDIEU davon auszugehen ist, dass sich der soziale Raum (vgl. Kapitel 3.2.3), welcher ja auf Basis der Kapitalienverteilung strukturierter ist, unmittelbar im physischen Raum niederschlägt. Akteure, welche sich im sozialen Raum also auf Grund ihrer unterschiedlichen Kapitalausstattung voneinander distanzieren, tun dies auch im physischen Raum, so die Annahme. Im sog. „angeeigneten physischen Raum“ erfolgt somit eine Objektivierung der sozialen Verhältnisse (vgl. DIRKSMEIER 2006, 226). Akteure mit hohem Kapitalbesitz (sowohl ökonomisches, als auch soziales, als auch kulturelles Kapital) wohnen demnach an anderen Orten als Akteure mit geringerem oder anders strukturiertem Kapitalbesitz. Der von einem Akteur eingenommene Platz im angeeigneten physischen Raum, z.B. der Wohnort, ist als ein Indikator für die Stellung im sozialen Raum zu interpretieren (vgl. ebd., 226).

Da auch der physische Raum hierarchisch strukturiert und somit „angeeignet“ ist, und da das an die Akteure gebundene Kapital räumlich ungleich verteilt ist, ergeben sich Orte, welche durch einen „Mehrwert“ an symbolischem Kapital gekennzeichnet sind.

BOURDIEU spricht hier vom sog. „Klub-Effekt“ (vgl. ebd., 227; SCHROER 2006, 99) welcher sich durch einen Aufenthalt, bzw. einem Wohnsitz an einem Ort mit hohem symbolischen Kapital („gute Adresse“) ergibt. „Residenzielles Kapital bezeichnet jene besondere Form von symbolischem Kapital , sie sich durch die legitime Okkupation eines Ortes im angeeigneten physischen Raum erwerben lässt“ (DIRKSMEIER 2009a,138). Aufgrund des Wohnens an einem bestimmten Ort kann also symbolisches Kapital akkumuliert werden, welches sich im Spiel der sozialen Welt wieder einsetzen lässt. Wichtig hierbei ist jedoch, dass die Akteure das symbolische Kapital nur einsetzen können, wenn sie sich entsprechend ihrer Wohnadresse, und damit auch ihrer Stellung im sozialen Raum, verhalten. Nur wenn ein bestimmter Habitus mit spezifischen Eigenschaften vorhanden ist, der sie als legitimer Bewohner eines Ortes mit einer bestimmten Ausstattung an Kapital ausweist, kann das symbolische Kapital genutzt werden (vgl. DIRKSMEIER 2006, 227).

Das residenzielle Kapital bezieht sich nun auf spezifische Eigenschaften, welche an bestimmten Orten von den Akteuren erworben werden. Nach BOURDIEU gibt es einen „Ortseffekt“ (vgl. ebd., 227) welcher sich in der Inkorporierung bestimmter Eigenschaften zeigt, welche in ihren Ursprüngen auf den jeweiligen Wohnort bezogen sind. Je nach Wohnort bilden sich demnach verschiedene Dispositionen des Habitus heraus, wobei vor allem das *Sozialkapital* und das *sprachliche Kapital*, bei der Herausbildung des residenziellen Kapitals als ein Subform des symbolischen Kapitals, besondere Bedeutung besitzen (vgl. ebd., 227).

So ist am Wohnort, bzw. vor allem auch am Geburtsort einerseits, aufgrund zahlreicher Beziehungen und Kontakte, langen Freundschaften und persönlichen Verbindungen, eine besondere Form des Sozialkapitals lokalisiert. Das Sozialkapital ist in ganz entscheidender Weise immer an den Wohnort der Akteure gebunden. Andererseits ist am Wohn- bzw. Geburtsort auch eine bestimmte Form des sprachlichen Kapitals akkumuliert, man lernt im Rahmen der Sozialisation so zu sprechen, wie es am jeweiligen Ort eben üblich ist und mit der Sprache verbunden werden damit auch soziale Differenzierungen reproduziert. Das an einem Ort lokalisierte sprachliche Kapital, welches als Inklusionsregel auch den Zugang zu bestimmten sozialen Positionen in der Gesellschaft bestimmt, wird dabei von den Akteuren verinnerlicht, wird so zu inkorporiertem kulturellem Kapital und führt in weiterer Folge zur Ausbildung bestimmter körperlich festgeschriebener Dispositionen. „Residenzielles Kapital ist somit zum einen der Aspekt des kulturellen Kapitals, der im Zusammenhang mit dem Wohn- und Geburtsort erworben wird. Residenzielles Kapital existiert in dieser Form in verinnerlichtem, inkorporiertem Zustand als dauerhafte Disposition des Organismus. Es ist zum anderen das soziale Kapital, das durch die Situierung an einem Ort des angeeigneten physischen Raums gewonnen wird.“ (ebd., 228).

DIRKSMEIER konnte in seinen Arbeiten zeigen (2006, 2009a), dass das in den Städten vorhandene residenzielle Kapital, über den „Ortseffekt“ und Inkorporierungen, aus

welchen sich eine kulturelle Kompetenz im Umgang mit urbanen Phänomenen ableitet, zur Ausbildung eines urbanen Habitus, einer *„habituellen Urbanität“* führt. Urbanität ist damit nicht mehr ein rein räumliches Attribut, sondern auf Akteure und ihren Habitus bezogen. Auf Basis des residenziellen Kapitals bildet sich zusammenfassend also ein Habitus aus, der auf die sozialen Strukturen seiner (urbanen) Umgebung angepasst ist (vgl. DIRKSMEIER 2006, 228).

Welchen Beitrag kann das Konzept des residenziellen Kapitals nun für eine Betrachtung *multilokaler Wohnpraktiken* leisten? Das residenzielle Kapital weist generell auf räumliche Differenzierungen hin. Die Differenzen zwischen Orten lassen sich sowohl über das soziale Kapital, als auch das sprachliche Kapital fassen, beide Kapitalien zusammen bilden ein *ortsgebundenes residenzielles Kapital* aus, „...das zum Teil als verinnerlichte, inkorporierte Disposition des Organismus und zum Teil als soziales Kapital, d.h. als objektive Summe sozial bedeutsamer Bindungen“ (DIRKSMEIER 2009a, 142) verstanden werden kann. Umfasst die Lebenswelt eines Akteurs dabei nicht nur einen Wohnsitz, sondern wird der Lebens- und Wohnalltag über *mehrere* Wohnsitze multilokal verteilt, scheint damit eine verstärkte Anhäufung residenziellen Kapitals verbunden. Es wird dabei nicht nur das residenzielle Kapital eines Ortes, sondern gleichzeitig das *residenzielle Kapital mehrere Orte* genutzt. Deutlich zeigt sich dies am sozialen Kapital, welches bei mehreren Wohnorten, aufgrund der Einbindung in mehrere Netzwerke und Interaktionsstrukturen, größer sein kann als bei einer monolokalen Lebensweise. Den Akteuren können sich daraus spezifische Chancen bieten, ihr mehr an sozialem Kapital kann zu mehr „Erfolg“ im sozialen Spiel führen (Soziales Kapital als „Multiplikator“) und auch zu Zugewinnen an symbolischem Kapital, an Prestige und Ansehen. Weiters kann das soziale Kapital, welches an einen bestimmten Ort, und dabei vor allem an den Wohnort der Kindheit und Jugend gebunden ist, auch erhebliche Bindungswirkungen entfalten, welche bei steigenden Mobilitätsanforderungen zu einer multilokalen Alltagsorganisation führen und eine (dauerhafte) Migration als wenig wünschenswerte Alternative erscheinen lassen.

Die Tatsache, dass sich das residenzielle Kapital ebenfalls in Form von Dispositionen im Körper niederschlägt bedeutet, dass wir nicht nur die sozialen Umstände sondern auch die *räumlichen Umstände*, die „Ortseffekte“, ständig als Teil unseres Habitus mit uns herumtragen. Vor allem der Geburtsort schreibt sich, wie oben erwähnt, primär über die Sprache in unseren „sozialisierten Körper“ ein. Bei multilokalen Wohnpraktiken geht es nun darum, den ortstypischen Habitus an *mehrere Orte* anzupassen, also einen *multilokalen Habitus* (vgl. Kapitel 3.2.6) zu entwickeln. Der Habitus multilokal lebender Akteure muss die (sozialen und physischen) *Kontingenzen*, welche sich durch ein Leben an mehreren Orten ergeben, entsprechend bewältigen können. Dies zeigt sich am Beispiel der Sprache und des sprachlichen Kapitals ja besonders deutlich, wenn beispielsweise Dialekte, welche in einer bestimmten (meist ländlichen) Wohnregion gesprochen werden, während des Arbeits-Aufenthaltes unter der Woche in einer Großstadt zugunsten einer „Hochsprache“

zurückgestellt, am Wochenende aber, um weiterhin als volles Mitglied einer lokalen Gemeinschaft zu gelten, wieder praktiziert werden (müssen). Ein multilokaler Habitus muss diese Kontingenzen und teilweisen Widersprüche, die sich durch ein „aktives“ Leben an mehreren Orten, durch eine verstärkte Akkumulation spezifischen residenziellen Kapitals und aufgrund multilokaler „Ortseffekte“ im Sinne BOURDIEUS ergeben können, bewältigen, ansonst droht eine *Destabilisierung* multilokaler Wohnpraktiken (vgl. Kapitel 3.1.2). Über einen multilokalen Habitus, ein damit verbundenes „implizites Wissen“ und einen „praktischen Sinn“ erfolgt, ähnlich wie auch bei der habituellen Urbanität, eine Anpassung an die Strukturen der (multilokalen) Umwelt. Ist diese Anpassung nicht von Erfolg gekennzeichnet, so wird eine multilokale Wohnpraxis überwiegend negativ bewertet, wie es ja bei bestimmten Typen multilokal lebender Akteure der Fall ist (z.B. Typ „Verschickung“, vgl. WEISKE et. al. 2009, Kapitel 1.4). Auf den multilokalen Habitus wird in Kapital 3.2.6 noch zurückzukommen sein.

3.2.3 Sozialer Raum/Feld

Der Begriff des „sozialen Raumes“ steht innerhalb der *Theorie der Praxis* nach BOURDIEU metaphorisch für die gesamte Gesellschaft bzw. die gesamte „soziale Welt“ (vgl. LIPPUNER 2011, 5). Der soziale Raum umfasst somit alle sozialen Elemente und Geschehnisse (vgl. LIPPUNER 2005, 138). BOURDIEU konzipiert den sozialen Raum dabei auf einer relationalen Basis, der „Raum“ ist somit nicht als ganzheitliche Substanz, oder gar als „Ding“ zu verstehen, sondern vielmehr als eine eher abstrakt gedachte, relationale Ordnungstruktur der Gesellschaft, als eine „soziale Topologie“ (vgl. LIPPUNER 2007). „Ein sozialer Raum [...] besteht aus einem Ensemble objektiver historischer Relationen zwischen Positionen, die auf bestimmten Formen von Macht (oder Kapital) beruhen“ (LÖW 2001, 181). Der soziale Raum lässt sich als ein „Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse“ (BOURDIEU 1985, 10) oder als „...Ensemble von Positionen, die durch Relationen von Nähe und Entfernung bestimmt sind“ (LIPPUNER 2011, 5) verstehen, in welchem sich die Akteure mit ihren Positionen aufgrund ihrer „*relativen Stellung* innerhalb des Raumes“ (BOURDIEU 1985, 10; Hervorhebung im Original) und demnach ihrer Stellung und Positionierung zueinander definieren. Zentral beim sozialen Raum, als einem Modell der sozialen Wirklichkeit, ist folglich die Position eines Akteurs in einer Art von Koordinatensystem, wobei die Position dabei vor allem aufgrund der Verfügbarkeit über bestimmte Formen des Kapitals näher festgelegt wird. Die Struktur des sozialen Raumes ist eine Widerspiegelung der relativen und relationalen Positionen der Akteure, die wiederrum auf das akkumulierte Kapital zurückgehen. Eine soziale Position, die sich durch unterschiedliche Verfügungsmöglichkeiten über Kapital (vgl. Kapitel 3.2.1) und auch über bestimmte Praktiken ergibt, ist dabei immer relational zu denken, immer in Bezug auf andere Positionen anderer Akteure. So hat ein Akteur immer nur eine Position, eine bestimmte Stellung im sozialen Raum inne, womit die Basis für Unterscheidungen und

Unterteilungen, für soziale Differenzen geschaffen wird (vgl. SCHROER 2006, 84). BOURDIEU weist darauf hin, dass eine Unterscheidung, ein Unterschied zwischen zwei Positionen, immer nur Ausdruck einer Differenz auf Basis von bestimmten Merkmalen ist und dass diese Merkmale immer relational sind und „nur in der und durch die Relation zu anderen Merkmalen existier[en]“ (BOURDIEU 1989/2006, 356). Weiters hält BOURDIEU fest: „[Die] Idee von Differenz, Abstand, liegt ja bereits dem Begriff des *Raums* zugrunde, dieses Ensembles von Positionen, die distinkt und koexistent sind, einander äußerlich, bestimmt durch ihr jeweiliges Verhältnis zu allen anderen, durch ihre *wechselseitige Äußerlichkeit* und durch Relationen von Nähe und Nachbarschaft bzw. Entfernung wie auch durch Ordnungsrelationen wie über, unter und *zwischen* ... [geprägt sind]“ (BOURDIEU 1989/2006, 358; Hervorhebung im Original). Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich der soziale Raum nach BOURDIEU als ein aus Positionen und Relationen abstrakt konstruierter Raum verstehen lässt. Die Akteure nehmen auf Basis der Kapitalverfügbarkeit bestimmte Positionen ein, welche durch Differenz, durch Abgrenzung geprägt sind und erst durch die Relationen zwischen ihnen „existent“ werden und so die soziale Stellung in der Gesellschaft bestimmen.

Der soziale Raum nach BOURDIEU wird als ein *dreidimensionaler* Raum gedacht: Auf der ersten Raumdimension verteilen sich die Akteure nach dem Gesamtvolumen an Kapital welches sie besitzen (zum Kapitalbegriff vgl. Kapitel 3.2.1) (vgl. BOURDIEU 1989/2006, 358). Die Ordnung entlang der ersten Dimensionsachse ergibt sich demnach aus der Summe des Kapitals einer Person. Auf der zweiten Raumdimension werden die Akteure nach der Zusammensetzung, nach der Struktur ihres Kapitals, geordnet. Es wird hier die Aufteilung des Gesamtkapitals in einzelne Kapitalsorten, vor allem auf Basis der Gliederung in ökonomisches und kulturelles Kapital, als Gliederungsmerkmal entlang einer Dimensionsachse herangezogen. Die Anordnung erfolgt hier „nach dem relativen Gewicht, das die verschiedenen Kapitalsorten – ökonomisch und kulturell – im Gesamtvolumen ihres Kapitals haben“ (BOURDIEU 1989/2006, 358). Generell geht BOURDIEU davon aus, dass das ökonomische und das kulturelle Kapital die zwei zentralen Unterscheidungsprinzipien darstellen, anhand derer sich die Akteure mit ihren sozialen Positionen im sozialen Raum verteilen. Die dritte Dimension, welche den sozialen Raum mit ausbildet, ist die Zeit, die sog. „Laufbahndimension“, welche jedoch in der Theorie der Praxis eine eher untergeordnete Rolle spielt.

Die einzelnen Akteure werden anhand dieser Dimensionen im Koordinatensystem des sozialen Raumes positioniert, das einem Achsenkreuz entspricht, dessen vertikale Achse der Gliederung nach dem Gesamtkapital und dessen horizontale Achse der Gliederung nach den einzelnen Kapitalsorten dient. Akteure, die nach dieser Positionierung nahe beieinander liegen, weisen mehr Gemeinsamkeiten und ähnliche Merkmale zueinander auf, als Akteure welche weiter voneinander entfernt liegen. Im sozialen Raum werden demnach Unterscheidungen und Differenzierungen deutlich, es werde Grenzen

zwischen auf Basis der Kapitalausstattung ungleichen Akteuren gezogen und gemeinsame Verbindungen zwischen ähnlicheren Akteuren hergestellt. Akteure und Gruppen, welche entweder unterschiedlich mit Gesamtkapital oder mit einer unterschiedlichen Struktur des Kapitals ausgestattet sind, treten kaum in Kontakt zueinander, da Gemeinsamkeiten, über welche eine Verständigung möglich wäre, weitestgehend fehlen. Kurzfristig ist ein Kontakt zwischen im sozialen Raum unterschiedlich positionierten Akteuren und Gruppen möglich, auf lange Sicht jedoch bestehen aufgrund der Differenzen wenig Möglichkeiten einer dauerhaften Kontakt- und Kommunikationssituation. „Sozialer Raum: das meint, daß man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Mißachtung der grundlegenden, zumal ökonomischen und kulturellen Unterschiede“ (BOURDIEU 1985, 14). Die Struktur des sozialen Raumes ist demnach Ausdruck einer sozialen Ordnung und dient auch der Stabilisierung derselben (vgl. SCHROER 2006, 84).

BOURDIEU geht davon aus, dass sich – wie oben in Bezug auf das residenzielle Kapital bereits erwähnt – der soziale Raum im sog. „physisch angeeigneten Raum“ niederschlägt. Die relationale Struktur des sozialen Raumes führt zu bestimmten Anordnungs- und Lokalisationsmustern im physischen Raum, so die Annahme. Aus den räumlichen Strukturen, den „objektivierten“ sozialen Verhältnissen kann demzufolge auf die soziale Position von Akteuren rückgeschlossen werden, der erdräumlich lokalisierbare Wohnstandort eines Akteurs dient als Indiz für die Stellung desselben im sozialen Raum und weist auf soziale Hierarchien hin. Besonders deutlich wird dieser Aspekt der direkten Transformation der Verteilungsstruktur von Kapitalien in ein materielles Bild im Theoriegebäude BOURDIEUS durch das bekannte Zitat: „Es ist der Habitus, der das Habitat macht“ (BOURDIEU 1991, 32). Der Habitus (vgl. Kapitel 3.2.5) als Ausdruck gesellschaftlicher Prägungen, sozialer Verhältnisse und Kapitalverfügbarkeiten, bestimmt demnach den physischen Lebensraum der Akteure[7].

Nach BOURDIEU ist die Gesellschaft und damit auch der soziale Raum als in sich funktional differenziert zu verstehen. Der soziale Raum lässt sich demzufolge in unterschiedliche Teil-Räume, die sog. *Felder* gliedern (vgl. LIPPUNER 2005, 139). Diese Felder sind dabei als abgegrenzte „Spielräume“ zu verstehen, in denen bestimmte „Spielregeln“ bzw. „Funktionslogiken“ gelten. Die Felder, wie z.B. das ökonomische Feld, das Feld der Kunst, das religiöse Feld oder das juristische Feld, stellen damit mehr oder weniger autonome soziale Universen (vgl. LIPPUNER 2011, 6), abgeschlossene Mikrokosmen dar, die durch eine spezifische „Distinktionslogik“, d.h. durch ein „bestimmtes Prinzip der

[7] Die These von der Übertragung der Struktur des sozialen Raumes in den „angeeigneten physischen Raum“ ist vielfach kritisch diskutiert worden. Dabei wird vor allem herausgestrichen, dass der „angeeignete physische Raum“ nicht, so wie der soziale Raum, als ein „Raum der Relationen“, sondern vielmehr starr, fixiert und absolut entworfen ist. Er ist nur die Bühne für Einschreibprozesse, eine fruchtbare Analyse der Zusammenhänge sozialer Sachverhalte und physischer Strukturen wird dadurch eher behindert (vgl. LÖW 2001, 182f). Das Konzept des „angeeigneten physischen Raum“ wird damit, so die Kritik, zu einer „Raumfalle“ (vgl. LOSSAU und LIPPUNER 2004, 205f).

Unterscheidung und Bezeichnung“ (ebd., 6) geprägt sind und in einem nicht-hierarchischem Verhältnis weitestgehend gleichberechtigt nebeneinander stehen[8]. In den einzelnen Feldern werden dabei jeweils unterschiedliche Sorten von Kapital, gleich wie „Trümpfe in einem Kartenspiel“ (BOURDIEU 1985, 10) spezifisch eingesetzt. Wie bereits erwähnt, ist beispielsweise das ökonomische Feld durch den Einsatz ökonomischen Kapitals charakterisiert, diese Kapitalform erhöht in diesem Feld die „Gewinnchancen“ im sozialen Spiel (vgl. FRÖHLICH 1994, 41).

Die Felder sind auch als „Kampffelder, auf denen um Wahrung oder Veränderung der Kräfteverhältnisse gerungen wird“ (BOURDIEU 1985, 74) anzusehen, d.h. die Akteure treten in Auseinandersetzungen ein, sie versuchen innerhalb der Felder ihre sozialen Positionen entsprechend ihren Absichten, Zielen und Strategien, in der Sprache BOURDIEUS der sog. „Illusio“, zu verändern. „Felder sind als eine besondere Konstellation von Akteuren zu begreifen, die mit spezifischen Interessen, Strategien und Kapitalstrukturen ausgestattet auf einem komplementären Markt mit spezifisch institutionalisierter Infrastruktur in diverse Konkurrenzbeziehungen eintreten“. (DIRKSMEIER 2009a, 104).

Das „Handeln“ der Akteure wird, das ist ein zentraler Punkt in der Theorie der Praxis nach BOURDIEU, ganz erheblich durch die Felder mit ihren eigenen „Funktionsgesetzen“ beschränkt. BOURDIEU geht nicht von einem völlig frei handelnden Individuum aus, sondern betont in praxistheoretischer Perspektive das Zusammenfallen von Handeln und Struktur. Die Felder sind demzufolge als „objektive Struktur“ zu verstehen, welche über ihre spezifischen Strukturbedingungen die sozialen Praktiken prägen. Zusätzlich wird das freie Handeln, die Praxis, auch durch den Habitus begrenzt (vgl. ebd., 106). Dieser legt Grenzen fest, innerhalb derer sich die Akteure bewegen (vgl. Kapitel 3.2.5).

Für BOURDIEU sind Feld und Habitus dabei in Form eines Komplementärverhältnisses miteinander verbunden, es besteht eine Art von „Komplizenschaft“, wo Feld und Habitus zusammen wirken. So „realisiert“ sich ein Habitus erst, wenn er auf ein Feld trifft, aus welchem er hervorgegangen ist, in welchem er gleichsam historisch geformt wurde, bzw. wenn das Feld bestimmte „objektive Chancen“ oder „Bedingungen“ bereitstellt, welche die im Habitus festgelegten Dispositionen und Neigungen „aktivieren“. Dadurch, dass die Strukturen und Logiken des jeweiligen Feldes im Habitus „inkorporiert“, eingeschrieben und einverleibt sind, müssen sich die Akteure, wenn sie sich in einem bestimmten Feld bewegen – also am „Spiel“ teilnehmen – „...nur ihrer ‘Natur‘, das heißt dem überlassen, was die Geschichte aus ihnen gemacht hat, ...um zu tun, was getan werden muß“ (BOURDIEU 1992, 115).

[8] Die Konzeption der Felder bei BOURDIEU zeigt erhebliche Parallelen zur Systemtheorie NIKLAS LUHMANNS, die auch von einer funktional differenzierten Gesellschaft ausgeht, bei welcher aber operativ abgeschlossene Kommunikationssysteme nebeneinander auf Basis spezieller „Codes“ sich ständig als Teilsysteme der Gesellschaft reproduzieren. (vgl. LIPPUNER 2005, 139; DIRKSMEIER 2009a, 105).

Die Akteure besitzen demnach einen „Spiel-Sinn“, sie haben den Überblick was im Spiel zu tun, was zu befolgen ist und zeichnen sich durch „Schlagfertigkeit“ aus. Sie wissen aufgrund ihrer historisch einverleibten Neigungen und Dispositionen - ihrem Habitus - wie mit immer wechselnden Situation umzugehen ist und was von ihnen konkret gefordert wird (vgl. FRÖHLICH 1994, 42). BOURDIEU distanziert sich damit von rein rationalistischen Handlungsmodellen (vgl. FRÖHLICH 1994, 43; LIPPUNER 2011, 8) räumt aber auch ein, dass der unterbewusste und vorreflexive Habitus, der „praktische Sinn“, „nur *ein* Erzeugungsprinzip von Praktiken“ (FRÖHLICH 1994, 43) sei, dieses aber weitaus häufiger eingesetzt werde, als z.B. rationale, nutzenmaximierende und bewusste Handlungslogiken (*rational choice theory*). Vor allem in Krisensituationen, wo die Verbindung zwischen Feld und Habitus gelockert wird, kann sich jedoch auch das „bewußte und rationale Kalkül“ (BOURDIEU 1987b, 397) durchsetzen.

Die konkrete Praxis wird zusammenfassend innerhalb eines Bezugsrahmen von Feld und Habitus hergestellt, sie manifestiert sich in der „Relation zwischen den objektiven Strukturen (den Strukturen der sozialen Feldern) und den inkorporierten Strukturen (den Strukturen des Habitus)“ (BOURDIEU 1998, 7).

3.2.4 Multilokale Praktiken – „räumliches Feld“

Was kann aus diesen Überlegungen nun für die Betrachtung multilokaler Wohnpraktiken abgleitet werden? Praktiken werden sowohl durch die somatischen Strukturen des Habitus, als auch durch die „objektiven“ Strukturen des Feldes bestimmt und begrenzt. Für multilokale Praktiken bedeutet dies, dass ein inkorporierter *multilokaler Habitus* (vgl. Kapitel 3.2.6) die Akteure anleitet, und dass dieser multilokale Habitus auch in Korrespondenz mit einem spezifischem Feld steht. Dieses Feld kann als *räumliches Feld* bezeichnet werden, wobei die Bezeichnung „räumlich“ hier nicht auf „Raum“ im Sinne eines „festen“ physisch-materiellen Ausschnittes der Erdoberfläche verweist. Vielmehr soll das „räumliche“ Feld als ein mit Orten und konstruierten Räumen operierendes Feld, als ein raumbezogenes und auf „Ortseffekte“ ausgerichtetes „Kampffeld“ verstanden werden, wo es um die Kompetenz der Akteure im Umgang mit einer alltäglichen Mehrörtigkeit im Rahmen des allgemeinen sozialen Spiels geht. Das Kapital, welches in diesem Feld zum Einsatz kommt, ist das residenzielle Kapital (vgl. Kapitel 3.2.2). Wie bereits erwähnt, sind multilokal lebend Akteure dadurch gekennzeichnet, dass sie über ihre zusätzlichen Wohnsitze auch zusätzliches residenzielles Kapital akkumulieren, beispielsweise dahingehend, dass zusätzliches Sozialkapital und auch symbolisches Kapital gebildet wird. Dieses residenzielle Kapital, welches die Akteure besitzen, führt des weiteren zu inkorporierten Dispositionen, welche dann in Folge eine erhöhte Kompetenz im Umgang mit Multilokalitätsphänomene, in der Auseinandersetzung mit multilokalen Lebenswirklichkeiten bewirken können. Im räumliche Feld ist folglich eine Funktionslogik vorherrschend, welche auf den Kontrast, die *Relationalität* zwischen den Wohnorten, damit

auch auf die Bewältigung der räumlich ungleichen Struktur der Kapitalverteilung („Ortseffekt“) und den Umgang mit Kontingenzen ausgerichtet ist. Ein multilokaler Habitus, welcher aus den objektiven Strukturen und der Kapitalausstattung eines Akteurs hervorgeht, zeigt einen praktischen „Spiel-Sinn“, der die Praktiken im Umgang mit einer multilokalen Wohnorganisation „anleitet“. Ein Akteur mit einem multilokalen Habitus zeigt eine in den Praktiken wirksame Form von „Schlagfertigkeit“ im Umgang mit (neuen) Situationen. Diese Situationen sind dabei auf den Umstand des Lebens an mehreren Orten, d.h. auf die alltäglichen Erfahrungen im Rahmen multilokaler Wohnpraktiken bezogen

„Realisiert“ wird ein multilokaler Habitus dann, wenn er auf das räumliche Feld trifft aus dem er auch hervorgegangen ist. Ein *räumliches Feld* bildet sich aus, sobald der Akteur, „gezwungen“ oder aus freiwilligen Erwägungen, seinen Wohnalltag über mehrere Wohnstandorte hinweg zu organisieren beginnt. Dann wird vermehrt residenzielles Kapital akkumuliert, dann werden Dispositionen inkorporiert, und es wird dem Akteur die Kompetenz abverlangt – gleichzeitig im „Tun“ aber auch immer wieder erlernt – mit den Kontingenzen einer Lebensführung an mehreren Wohnstandorten erfolgreich umzugehen. Kommen diese Kompetenzen nicht zustande, droht ein Scheitern der multilokalen Lebensführung („Hysteresis“, vgl. Kapitel 3.2.6).

Auf das so zentrale und bereits mehrfach angesprochene Konzept des „Habitus“ soll nun noch genauer eingegangen werden. Im Anschluss werden dann die Überlegungen zu einem multilokalen Habitus zusammengeführt (vgl. Kapitel 3.2.6).

3.2.5 Habitus

Das Konzept des Habitus ist wohl eines der bekanntesten und zentralsten in der *Theorie der Praxis* nach BOURDIEU und wurde vor allem im Hinblick auf die von ihm angestrebte Überwindung der Dichotomie von Objektivismus und Subjektivismus entworfen. Das lateinische Wort des „Habitus“, bzw. das griechische Wort „Hexis“, kann dabei mit Haltung, Gehabe oder Habe übersetzt werden (vgl. FRÖHLICH 1994, 38).

Nach BOURDIEU ist ein Habitus ein „System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen“ (BOURDIEU und WACQUANT 1996, 154). Dies bedeutet, dass im Körper der Akteure individuelle, dauerhafte Dispositionen als „Präferierungsmodi“ inkorporiert sind, welche sich in Form von spezifischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata offenbaren. Diese Schemata sind in ihrer Entstehung dabei auf vergangene Praktiken zurückzuführen, sie strukturieren gleichsam aber auch gegenwärtige Praktiken. „Der Habitus ist Produkt und Produzent von Praktiken zugleich: Frühere Erfahrungen kondensieren sich in den Menschenkörper als Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata und bleiben so aktiv präsent.“ (FRÖHLICH 1994, 38). Der Habitus ist somit eine vorstrukturierte Ordnungsgrundlage für Wahrnehmungs-, Denk-, Vorstellungs- und auch Handlungsprozesse, die sich durch eine „Verinnerlichung“ der jeweiligen Distinktionslogiken, welche in einem Feld vorherrschen, ergeben hat. Demnach ist der

Habitus auch als ein Produkt des sozialen Raumes und der dortigen Strukturen der Kapitalienverteilung anzusehen, die „inkorporierten“ Dispositionen der Akteure sind eine Konsequenz der Position im sozialen Raum, der Ausstattung mit Kapitel, folglich der „objektiven“, gegebenen Strukturen (vgl. LIPPUNER 2005, 140). Die verinnerlichten Dispositionen in Form von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata leiten gleichzeitig aber auch die Akteure in ihrem gegenwärtigen Tun an, sie sind damit *Produzenten von Praktiken* und „...strukturierende Erzeugungsgrundlage sozialer Wirklichkeit...“ (LIPPUNER 2005, 140).

Der Habitus ist damit zusammenfassend als Produkt *differenziert*, gleichzeitig aber auch *differenzierend*, indem über Schemata bestimmte Äußerungen und Gegenstände weitestgehend unbewusst interpretiert sowie Praktiken reproduziert werden (vgl. LIPPUNER 2011, 7). Er ist *sowohl* Geschichte, *wie auch* Gegenwart.

Der Habitus fungiert allgemein als ein „System von Grenzen“ (FRÖHLICH 1994, 38). Er legt quasi einen „Rahmen“ des Handlungsrepertoires der Akteur fest, er grenzt die Möglichkeiten an individuellen Praktiken des Wahrnehmens, des Denkens und des Handelns gleichsam ein. Die Praktiken innerhalb der Grenzen des Habitus folgen dabei einer „praktischen Logik“, sie basieren auf einem „praktischem Verstehen“ sozialer Situationen und werden mit einem „praktischem bzw. subjektivem Sinn“ verknüpft. Dies bedeutet, dass Akteure intuitiv handeln, ihr „Tun“ nicht vollständig reflexiv durchdringen und sich folglich nicht nur an überindividuellen, formalen Regeln oder expliziten Normen orientieren. Auch wird, wie es für die Praxistheorien charakteristisch ist (vgl. Kapitel 3.1), das Primat einer individualistischen Rationalität abgelehnt. Akteure handeln nicht vollständig frei und rational, sondern sind durch die Inkorporierung gesellschaftlicher Strukturen, habituell „determiniert“. Ihr „Tun“ geht auf einen „subjektiven Sinn“ zurück, wodurch die Handelnden eigentlich nie ganz genau wissen was sie tun, ihr „Tun“ hat aber stets mehr Sinn als sie selbst wissen (vgl. LIPPUNER 2005, 140). Über die Anwendung von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata müssen die Akteure folglich nicht aktiv „nachdenken“, vielmehr erfolgt routinehaft und „praktisch“ ein Ausrichten von Handlungen an den Dispositionen und den damit verbundenen Deutungsschemata. „Ein Großteil dessen, was wir an Unterscheidungsvermögen an den Tag legen, unsere Kompetenz im Umgang mit sozialen Situationen, unser Verständnis für den Sinn von Äußerungen und für die Bedeutung von Gegenständen, kommt routinemäßig zur Anwendung. Wir verfügen über eine praktische Beherrschung der geltenden Regeln und Gepflogenheiten.“ (LIPPUNER 2011, 7). Ein verkörpertes Praxiswissen, dass sich durch „eine praktische Logik der Situationsbezogenheit und Prozeduralität auszeichnet“, ermöglicht den Akteuren ein „präreflexives Beherrschen der sozialen Welt“ und auch einen „adaptiven Umgang mit Unsicherheit“ (ALKEMEYER et.al. 2010, 231).

Gebildet wird der „praktische Sinn“ im Rahmen konkreter „Praxis“ und im Zusammenwirken mit einem Feld, wodurch der praktischen Sinn zum *Spiel-Sinn* wird,

welcher für eine „erfolgreiche“ Teilnahme am Spiel im jeweiligen Feld erforderlich ist. Der Prozess der Inkorporierung von bestimmten Dispositionen und Schemata erfolgt dabei weitestgehend unbewusst durch „...eine stillschweigende Einübung von Verfahrensweisen zur Bewältigung sozialer Situationen.“ (LIPPUNER 2011, 7).

Der Habitus zeigt sich also zusammenfassend in spezifischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, welche sich im menschlichen Körper als dauerhafte Dispositionen aufgrund historischer Erfahrungen und den „objektiven“ Strukturen der Felder und des sozialen Raumes niederschlagen. Diese Schemata dienen dabei als „begrenzende Leitlinien“ gegenwärtiger Praktiken. Aufgrund dieser „Begrenzungen“ können die Praktiken der Akteure weniger als bewusste, rein intentionale Akte, sondern mehr als strukturiertes und intuitives „Tun“, welchem ein „praktischer Sinn“, eine vorreflexive, oft spontane Interpretation von Gegenständen und Handlungssituationen zugrunde liegt, gedeutet werden. Die Dispositionen, die sich über die „...Auseinandersetzungen in der Praxis bestimmter sozialer Felder herausgebildet haben“ (DÖRFLER et.al. 2003, 16), bewirken ein „begriffsloses Erkennen“ und ein „Tun“ im Kontext spezifischer *Wahrnehmungs- Denk- und Handlungsweisen*.

Die *Schemata der Wahrnehmung* strukturieren dabei die Wahrnehmung der sozialen Umwelt, d.h. sie legen weitestgehend fest, welche Elemente der Umwelt der Akteure für diese von Bedeutung sind, was somit im Rahmen der Definition einer Handlungssituation für die Akteure konkret von Relevanz ist. Die *Denkschemata* dienen der Entwicklung von Alltagstheorien, mit deren Hilfe eine Interpretation und eine kognitive Einordnung der sozialen Welt vorgenommen werden kann, wobei hier auch ethische Normen eine Rolle spielen („Ethos“ des Habitus). Die *Handlungsschemata* schließlich beziehen sich auf die individuellen wie auch kollektiven Praktiken, sie dienen der „Hervorbringung“ bestimmter Handlungen im Rahmen der Grenzen des Habitus. (vgl. DIRKSMEIER 2006, 224f; 2009a, 98f).

3.2.6 Multilokale Praktiken – „multilokaler Habitus“

Wie bereits mehrfach zuvor erwähnt, wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass ein „multilokaler Habitus“ existiert. Diesen multilokalen Habitus der Akteure näher zu ergründen und zu verstehen, ist ein zentrales Ziel der Arbeit (vgl. Kapitel 2.2).

Ein *multilokaler Habitus* bedeutet, dass die „inkorporierten“ Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata einerseits als eine Konsequenz einer alltäglichen multilokalen Wohnpraxis (Habitus als *Produkt* von Praktiken), sowie andererseits auch als „Begrenzung“, als „Steuerungsprinzip“ gegenwärtiger multilokaler Praktiken (Habitus als *Erzeugungsgrundlage* von Praktiken) anzusehen sind. Im Rahmen der Erfahrung einer multilokalen Alltagsorganisation bilden sich spezifische Dispositionen aus, die gleichsam wieder einen stabilen Ablauf einer multilokalen Lebensführung garantieren, indem sie die Akteure dahingehend entlasten, dass bestimmte strukturierende Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster, die sich aufgrund mehrere Wohnorte und der damit verbundenen

„Komplexität der Lebenswelt“ ergeben bzw. notwendig werden, nicht aktiv erdacht werden müssen, sondern vielmehr quasi automatisch, routinehaft, „praktisch“ angewandt werden. Die im räumlichen Feld vorherrschende Funktionslogik, welche auf eine Bewältigung der Kontingenz und Relationalität multilokaler Wohnaktivitäten ausgerichtet ist, wird von den Akteuren verinnerlicht, es werden spezifische multilokale Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata ausgebildet, welche helfen, auf dem „räumlichen Feld“ weiter zu bestehen, und dazu beitragen die aus einem Leben an mehreren Orten resultierende Kontingenzen und Unsicherheiten zu bewältigen. Ähnlich wie sich auch ein urbaner Habitus ausbildet, der die Akteure dazu in die Lage versetzt mit Phänomenen der Urbanität („Fremdheit“, „Individualität, „Urbanität als Kontingenz“) kompetent umzugehen (vgl. DIRKSMEIER 2006, 2009a).

Kontingenz bedeutet dabei, dass die Akteure an ihren unterschiedlichen Wohnorten mit unterschiedlichen sozialen Situationen und (sozialen wie physischen) Umwelten konfrontiert werden und dabei auch möglicherweise unterschiedliche soziale Rollen „spielen“ (müssen). Durch ein Leben an mehreren Orten, vergrößern sich die Leerstellen und Spielräume für individuelle Handlungsmöglichkeiten, welche von den Akteuren schließlich „praktisch gefüllt und interpretiert werden müssen“ (ALKEMEYER et.al. 2010, 231). Auch wenn durch die „Verortung“ der Wohnstandorte, durch eine vorgegeben „Raumordnung“ das Handeln der Akteure strukturiert erscheint, so liegt es doch an den Akteuren, mit dieser (räumlichen) Vielfalt und den sich weitenden Handlungsspielräumen kompetent umzugehen. Das Fehlen an verbindlichen Handlungsanleitungen, von Orientierung an bestehenden Normen und sozialen Ordnungen zeigt sich dabei beim Phänomen des multilokalen Wohnens und generell im Zeitalter der „zweiten/reflexiven Moderne“ besonders deutlich (vgl. ebd., 231). Im multilokalen Lebensalltag ist aber die sich ergebende Vielfalt an „Ortserfahrungen“, sind die mit Multilokalität verbundenen Unsicherheiten und vielfältigen Handlungsoptionen im praktischen Tun entsprechend zu meistern, wenn eine multilokale Wohnorganisation erfolgreich betrieben werden soll. Der Habitus kann dabei als eine mögliche *Bewältigungsstrategie* interpretiert werden, welche ein „praktisches Wissen“ in Form von inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata bereithält und damit einen routinehaften Umgang, jenseits einer rationalen oder normorientierten Handlungslogik, mit den Herausforderungen, Unsicherheiten und Komplexitäten einer multilokalen Wohnpraxis ermöglicht.

Zur Bewältigung der multilokalen Kontingenz können dabei unterschiedliche habituelle Formen entwickelt werden, wobei hier die Relationalität der Wohnorte besonders im Mittelpunkt steht. So kann sich ein Habitus beispielsweise dahingehend ausbilden, dass an den einzelnen Wohnorten *je spezifische* Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zur Anwendung kommen. Damit ist gemeint, dass die alltäglichen Wohnpraktiken als eine Konsequenz der inkorporierten Dispositionen zwischen den Wohnorten auch stark divergieren. Die Wohnorte sind zueinander als „Gegenwelten“ (vgl.

HILTI 2013) zu verstehen, es gibt einen starken Kontrast zwischen den Wohnungen und Wohnstandorten. An jedem Wohnort wird von den Akteuren eine spezifische praktische Logik angewandt, die Umwelt wird spezifisch wahrgenommen, mit Bedeutung „beladen“ und interpretiert (Bsp. Differenzen zwischen Praktiken des Arbeitens am Arbeitsort und Praktiken des „Wohnens“ oder der Freizeit am (Wochenend-)Wohnort).

Andererseits erscheint es aber auch möglich, dass die einzelnen Wohnstandorte von den Akteuren als zusammenhängendes „Ganzes“, damit mehr als *Kontinuum* und weniger als abgegrenzte „Pole“ gesehen werden. Hier kommen Deutungsschemata zur Anwendung, welche nicht „ortstypisch“ sind sondern vielmehr die Gesamtheit der Erfahrungen der multilokalen Wohnsituationen in sich zusammenführen. Es bilden sich hier Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata aus, welche gewissermaßen Elemente der Funktionslogik aller Wohnstandorte in sich aufnehmen und zusammenführen. Folglich sind die Wohnpraktiken an den Standorten nicht differenziert, sondern vielmehr immer gleich präsent, die Akteure folgen ähnlichen Routinen. An jedem Wohnort wird die Umwelt ähnlich wahrgenommen, die Lebenswelt ist ähnlich strukturiert und es werden ähnliche Praktiken vollzogen. Die Akteure werden hier durch eine „multilokal-praktische Logik“ geleitet, ihre Praktiken sind weniger ortsbezogen, Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata sind an beiden Wohnorten ähnlich strukturiert. Die Praxis des multilokalen Wohnens hat hier zusammenfassend dazu geführt, dass mehrere Wohnorte bzw. multilokale Raumbindungen sich in Summe in einem multilokalen Habitus niederschlagen. Die habituellen Formen der Welterfahrung sind weder an Ort A noch an Ort B gebunden, vielmehr sind diese immer und überall gleich gegenwärtig, der Wohnort wirkt somit beispielsweise über die habituellen Dispositionen auch in den Arbeitsort hinein, der Arbeitsort umgekehrt auch an den Wohnort.

In Kapitel 5 wird auf die *Relationalität der Wohnstandorte* und die damit zusammenhängenden Fragen nach einem *multilokalen Habitus*, der als *Bewältigungsstrategie* dazu dient, das praktische Tun der Akteure in ihrem Alltag anzuleiten und damit die Kontingenzen multilokaler Ortsbindungen zu bewältigen, anhand exemplarischer empirischer Untersuchungen näher eingegangen.

Bei der *Theorie der Praxis* nach BOURDIEU ist der Habitus als eine Konsequenz der Position im sozialen Raum und damit auch als Konsequenz der Ausstattung mit Kapital anzusehen. Die „objektiven“ Strukturen der Kapitalienverteilung bestimmten die individuellen Grenzen der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns einzelner Subjekte. Für die Ausbildung eines multilokalen Habitus bei multilokal lebenden Akteuren ist demnach auch deren Ausstattung mit *residenziellem Kapital* (vgl. Kapitel 3.2.2) ein zentraler Aspekt.

Multilokal lebende Akteure sind v.a. dadurch gekennzeichnet, dass sie, aufgrund ihrer „Verankerung“ an mehreren Wohnorten, vermehrt residenzielles Kapital akkumulieren. Diese Akkumulation residenziellen Kapitals von mehreren Orten trägt

entscheidend zur Ausbildung eines multilokalen Habitus bei und macht einen multilokalen Habitus aber gleichsam auch erst erforderlich. Wie in Kapitel 3.2.2 erwähnt, ist hier beispielsweis das sprachliche Kapital zu beachten. Unterschiedliche Dialekte, Sprachen und Sprachstile an den einzelnen Wohnorten sind Anzeiger der Kontingenz multilokalen Lebens. Multilokal lebende Akteure haben diese Kontingenz durch einen multilokalen Habitus, welcher sich ja als eine Folgewirkung der Ausstattungen mit Kapital interpretieren lässt, zu bewältigen. Das an den einzelnen Wohnorten lokalisierte sprachliche Kapital schlägt sich in einem Habitus nieder, welcher hilft, im Rahmen der Alltagspraxis die (Sprach-)Unterscheide entsprechend zu verarbeiten. Dies kann beispielsweise dadurch geschehen, dass an den Wohnorten unterschiedliche Dialekte oder Sprachstile gesprochen werden (Wohnorte als abgetrennte „Pole“, *mehrere* Formen der multilokalen Praxis, siehe oben), oder aber dass sich eine „Einheitssprache“ ausbildet, welche an beiden Wohnorten von den Akteuren angewandt wird („Kontinuum“, *eine* Form der multilokalen Praxis, siehe oben).

Die Sprache ist dabei aber nur ein Aspekt der Bewältigung der Kontingenz multilokalen Wohnens. Auch die oft unterschiedliche Einbettung der Akteure in soziale Beziehungen an den Wohnorten führt zu einer spezifischen Kapitalausstattung (soziales Kapital) und damit möglicherweise zu einem spezifischen multilokalen Habitus, der sich von monolokal lebenden Akteuren, welche ihre Sozialbeziehungen nur auf einen Ort beschränken, unterscheiden kann.

Wird im Rahmen einer multilokalen Lebensweise und der damit verbundenen Einbindung in ein „räumliches Feld“ (vgl. Kapitel 3.2.5) das residenzielle Kapital von zwei oder mehreren Wohnstandorten durch die Akteure akkumuliert, so ergeben sich Kontingenzen, welche bewältigt werden müssen, bzw. an welche eine Anpassung erfolgen muss (z.B. an unterschiedliche Dialekte oder Sprachen an den Wohnorten und an unterschiedliche soziale Rollen). Diese Anpassungsleistung hängt ganz erheblich mit dem multilokalen Habitus zusammen, welcher als Strategie dazu dient, den Akteuren einen intuitiven Zugang zur sozialen Welt zu ermöglichen und sie in ihren Praktiken durch ein praktisches oder implizites Wissen anzuleiten. Eine fehlende Anpassungsleistung bzw. eine mangelnde Bewältigung der Herausforderungen und Kontingenzen einer multilokalen Lebensorganisation wirken dabei *destabilisierend* auf ein multilokales Wohnarrangement. Gelingt keine habituelle Anpassung an bestimmte soziale Situationen, so können Praktiken nicht mehr ausgeführt werden. BOURDIEU beschreibt diese fehlende Anpassung mit dem Begriff „*Hysteresis“* (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 101). Damit wird die fehlende Übereinstimmung zwischen einem konstanten Habitus und einer sich wandelnden sozialen Umwelt beschrieben und auch die Tatsache, dass nicht alle Chancen und Gegebenheiten von den Akteuren, aufgrund der Begrenzungen durch den Habitus, ergriffen werden können. „Hysteresis drückt einen ‘Time-Lag‘ des Habitus hinter einem plötzlichen Wandel der objektiven materiellen und sozialen Bedingungen aus, an die sich ein unter anderen

Bedingungen erworbener Habitus erst anpassen muss.“ (DIRKSMEIER 2009a, 101). Der „Erfolg“ einer multilokalen Wohnpraxis hängt ganz zentral damit zusammen, in welchem Ausmaß die Akteure dazu in der Lage sind, habituelle Bewältigungsstrategien für die Kontingenzen des Alltags zu entwickeln und im Rahmen konkreter Praktiken multilokalen Wohnens kompetent zu „performen“.

Das Konzept des „multilokalen Habitus“, welches sich mit der praktischen Logik der Bewältigung der (räumlichen) Kontingenzen eines „aktiven“ Lebens an mehreren Orten auseinandersetzt, zeigt Ähnlichkeiten zum Konzept eines „*transnationalen Habitus*“, wie er z.B. von SCHWERTL (2010) näher untersucht wurde. Auch hier ergibt sich aufgrund der Einbettung des Lebensalltages in ein „räumliches Feld“, wenn auch auf einer anderen Maßstabsebene, die Notwendigkeit, Kompetenzen zu erlangen um ein „aktives“ Leben „in und zwischen mehreren Nationen“ (z.B. Deutschland und Türkei) erfolgreich bewältigen zu können. „Habitus als Ensemble verinnerlichter Notwendigkeiten und Dispositionen bedeutet im Falle von transnational Agierenden, die Verinnerlichung der Notwendigkeit des grenzüberschreitenden Handelns.“ (SCHWERTL 2010, 269). Ein „transnationaler Habitus“ ergibt sich aus dem Handeln über (Nationen-)Grenzen hinweg, ein Leben in ständiger „Grenzüberschreitung“ führt zur Verinnerlichung von transnationalen Erfahrungen in dauerhaften Dispositionen und damit zur Prägung eines habituell ausmachbaren Transnationalismus. Der „transnationale Habitus“ hilft den Akteuren sich demnach kompetent in einer „unübersichtlichen“ Welt zu bewegen, leitet ihr Handeln und auch ihre Bezugnahme auf materielle Objekte und Wahrnehmungen. (vgl. SCHWERTL 2010, 267-270).

Damit kann auch der „transnationale Habitus“ als eine Form einer Bewältigungsstrategie interpretiert werden, welche dazu benutzt werden kann, sich in einer Welt zu recht zu finden, die durch „Entgrenzungen“ von traditionell „fixierten“ Nationen und durch erhöhte räumliche „Unübersichtlichkeit“ geprägt ist. Jenseits von (räumlichen) Eindeutigkeiten und geordneten Zuständen wird so das „Tun“ der Akteure praktisch angeleitet, begrenzt und ausgerichtet. Auch ein „aktives“ Leben an mehreren Orten erfordert die Anwendung einer habituellen Bewältigungsstrategie auf Basis eines *multilokalen Habitus,* der aufgrund der Erfahrung einer Mehrfachverortung im Alltag ständig reproduziert wird und dabei das gegenwärtige „Tun“ einer spezifischen (multilokalen) praktischen Logik unterwirft.

Das vorliegende Kapitel 3.2 hatte zum Ziel, das zentrale Konzept des *multilokalen Habitus* ausgehend von der *Theorie der Praxis* nach PIERRE BOURDIEU mit den wichtigen und zusammenhängenden Begriffen Kapital, Feld, sozialer Raum und Habitus systematisch zu entwickeln. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass ein multilokaler Habitus als eine *Bewältigungsstrategie multilokaler Kontingenzen* anzusehen ist, welcher sowohl ein Produkt der Vergangenheit darstellt, als auch als Strukturierungsprinzip gegenwärtiger,

konkreter Praktiken fungiert. Er offenbart sich in inkorporierten und damit körperlich „fixierten“ *Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata*, welche sich in Bezug auf die einzelnen Wohnorte unterschiedlich darstellen können und einen „praktischen Sinn“ bzw. eine „implizite Logik“ der Welterfahrung, der Weltdeutung und des Handelns miteinschließen. Durch die Entwicklung des Konzepts eines multilokalen Habitus scheint eine praxistheoretische Einbeziehung der Körperlichkeit sozialer Akteure in die Betrachtung multilokaler Wohnarrangements möglich. Wie methodisch einem multilokalen Habitus nachzugehen ist, wird in Kapitel 4.2 besprochen, empirische Ergebnisse, welche im Lichte der *Theorie der Praxis* in Bezug auf das sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens gewonnen wurden und welche nähere Auskunft über einen möglichen multilokalen Habitus geben, stehen anschließend in Kapitel 5 im Mittelpunkt.

3.3 Die Akteur-Netzwerk Theorie nach BRUNO LATOUR als Praxistheorie

Die zweite theoretische Grundlage dieser Arbeit, über welche ein näheres Verständnis multilokaler Wohnpraktiken gelingen soll, stellt die *Akteur-Netzwerk Theorie* (kurz: ANT) dar, die vor allem von BRUNO LATOUR, JOHN LAW und MICHEL CALLON, beginnend in den 1980iger Jahren und ausgehend von den sog. „Science and Technology Studies“ (STS), entwickelt wurde (BOSCO 2006, 136) und eine neues Verständnis für das „Soziale“ bzw. die Sozialität der Gesellschaft zu etablieren versucht. Dabei wird in einer relationalen Perspektive explizit herausgearbeitet, dass gesellschaftliche Phänomene grundsätzlich auf komplexe Verbindungen, sog. Assoziationen verschiedenster Entitäten zurückzuführen sind, welche sowohl immaterieller, als auch materieller Art beschaffen sein können. Die Materialität der „Realität“ wird von der Akteur-Netzwerk Theorie demnach anerkannt und in ihren Wirkungen sowie Konsequenzen in die Betrachtung der Konfigurationen der sozialen Welt mit einbezogen. Damit stellt die Akteur-Netzwerk Theorie, die nicht als „Theorie“ im strengen Sinne, sondern mehr als ein „Entdeckungs- und Beschreibungsverfahren“ (NEISSER und POHL 2013, 30) zu begreifen ist, eine Beobachtungsperspektive bereit, mit welcher Materialitäten, Dinge, Artefakte und Objekte im Sinne eines „material turns“ konzeptionell in die Analyse sozialer wie auch „sozial-räumlicher“ Phänomene integriert werden können. Die ANT bietet somit für die humangeographische Forschung wichtige Ansatzpunkte (vgl. KAZIG und WEICHHART 2009, 119), indem die vielmals strikt dichotomisch verstandenen Verhältnisse von Gesellschaft und Natur, von Subjekt und Objekt, von Realismus und Konstruktivismus, von Sinn (bzw. „Sozialem“) und Materie einer radikalen Neuinterpretation auf relationaler und anti-essentialistischer Basis unterworfen werden (vgl. auch BOSCO 2006, 139ff; NEISSER und POHL 2013, CRESSWELL 2013, 250f).

Bei der Analyse multilokaler Wohnpraktiken bietet die ANT die Möglichkeit, gezielt die *materiellen Aspekte* einer Organisation des Lebensalltages an mehreren Orten zu identifizieren, offenzulegen und zu beschreiben, sowie die relationale Konfiguration von Praktiken zu ergründen. Wie oben bereits erwähnt, ist das Phänomen des multilokalen Wohnens unmittelbar und direkt mit einer Vielzahl an materiellen Elementen verknüpft, seien es die Wohnungen oder „Behausungsformen“ an den einzelnen Wohnorten oder die Verkehrs- und Kommunikationsinfrastrukturen, welche zur Überbrückung der räumlichen Distanzen zwischen den Wohnstandorten herangezogen werden. Ohne Einbeziehung der materiellen Dimension kann die Praktik des multilokalen Wohnens folglich nicht gedacht werden (vgl. SCHAD 2012, 3), materielle Entitäten und Artefakte, die in materielle Konfigurationen eingebunden sind, spielen eine zentrale Rolle in der Stabilisierung und Aufrechterhalten einer multilokalen Wohnpraxis. Multilokales Wohnen ist zusammenfassend als *komplexe und hybride sozio-materielle Praxis* zu verstehen (vgl. SCHAD 2012, 3f).

In dieser Arbeit wird versucht, die materielle Dimension multilokaler Wohnpraktiken im theoretischen Lichte der Akteurs-Netzwerk Theorie näher herauszuarbeiten. Wie in Kapital 2.4 beschrieben, wird dabei davon ausgegangen, dass sich im Rahmen des multilokalen Wohnens, sog. „*multilokale Werknetze“* ausbilden, d.h. dass es zu spezifischen Akteurs-Netzwerk-Konfigurationen, zur „Versammlung“ unterschiedlichster (materieller und nicht-materieller) Entitäten kommt, welche die Praktik eines Wohnens an mehreren Orten stabilisieren und auch mit hervorbringen. Die beobachtende Beschreibung dieser Werknetze an den einzelnen Wohnorten, ihrer Relationalität zueinander, wie auch der Wirkungen der „Aktanten“ in diesen Netzen, stellt ein zentrales Ziel der Arbeit dar. Im folgenden Kapital werden hierzu die Basisannahmen, Konzepte und Begriffe der Akteur-Netzwerk Theorie erörtert. Der theoretische Rahmen dieser Arbeit wird somit, in seiner praxistheoretischen Ausrichtung, nun durch die Bezugnahme auf die Akteur-Netzwerk Theorie vervollständigt und gleichzeitig geschlossen.

Ein zentrales Charakteristikum der Akteur-Netzwerk Theorie ist die Abkehr von zentralen Dichotomien, welche sich in unsere Vorstellungen von der „Welt“ erheblich eingeprägt haben, und weiters eine Negierung von Aussagen, die die unabhängige Existenz vorab definierter Einheiten, Klassifikationen und Grenzen postulieren. „[E]s [ist] nicht die Aufgabe der Soziologin, anstelle der Akteure zu entscheiden, aus welchen Gruppen die Welt besteht und welche Existenzformen diese zum Handeln bringen.“ (LATOUR 2007, 318). Die Akteur-Netzwerkt Theorie versucht allgemein sich ohne a-priori Unterscheidungen und Festlegungen der „Welt“ anzunähern (vgl. z.B. JÖNS 2003, 105) und damit die grundsätzliche Heterogenität, Hybridität und Komplexität einer durch Assoziationen aufgebauten „Realität“ umfassen zu können (vgl. BOSCO 2006, 136). In den folgenden

Kapiteln wird im Überblick nachgezeichnet, wie die ANT mit zentralen Dichotomien und ausschließenden Dualismen umgeht, wie diese transformiert und neu gedacht werden[9]. Damit sollen die Kernkonzepte der Akteur-Netzwerk Theorie vorgestellt werden, bevor spezifisch auf Netzwerkbildungsprozesse und auf *multilokale Werknetze* eingegangen wird. Die drei herausgestellten Gegensätze, welche die ANT auf oft unkonventionelle Art und Weise zu umschiffen versucht, sind dabei als eng miteinander verbunden zu verstehen. Zwischen ihnen sind – einer netzwerktheoretischen Formulierung folgend – zahlreiche Verknüpfungen auszumachen, beispielsweise in Bezug auf die Frage, was das „Soziale“ eigentlich ist. Nur um eine besser Darstellung der Grundgedanken der ANT zu gewinnen, werden sie hier in differenzierender Manier getrennt dargestellt.

3.3.1 Non-Dualismus und Nicht-Dichotomie: Mikro (Handlung) vs. Makro (Struktur)

Einer praxistheoretischen Grundperspektive folgend wird die Unterscheidung in eine Mikro- und eine Makroebene des Sozialen grundsätzlich in Frage gestellt. Die Akteur-Netzwerk Theorie geht nicht von einer Zweiteilung in übergeordnete, globale Strukturen und lokale Handlungen aus, sondern betont deren Zusammenfallen *in* einzelnen Praktiken des Versammelns. Praktiken, bei welchen materielle wie auch nicht-materielle Entitäten in eine „Versammlung“ eintreten, globalisieren wie sie auch gleichzeitig lokalisieren und sind damit konsequent immer als globalisiert, wie auch als lokalisiert und folglich gebunden zu interpretieren. Verbindungen zwischen einer lokalen „realen“ Interaktion und den „abstrakten“ Strukturen werden dabei ganz erheblich durch Artefakte als *Vermittler* hergestellt: „Artefakte reduzieren Komplexität, indem sie Interaktionen rahmen, sie zusammenhalten und auf Dauer stellen, das heißt, sie lokalisieren Interaktionen. Doch zugleich globalisieren sie, indem sie immer schon auf andere Orte und Zeiten verweisen, auf das, ‚was in ihnen steckt`, was an sie delegiert wurde.“ (WIESER 2008, 424).

Die „Topographie des Sozialen“ ist demnach, so die Argumentation LATOURS (2007, 286ff), *flach* zu halten, eine „flache Soziologie“ ist zu betreiben, welche den *Verbindungen* von Entitäten und Aktanten nachspürt, anstatt sich in der Unmöglichkeit der Analyse reiner „lokaler“ Interaktionen oder „globaler“ Kontexte zu verlieren. Das Mikro-Makro Problem als zentraler Diskussionspunkt sozialtheoretischer Debatten wird durch die ANT in einen anderen Zustand überführt: weder ist die Mikroeben noch die Makroebene zu privilegieren, vielmehr ist dem Sozialen (gedacht als Kollektiv und Versammlung, nicht als Substanz[10]), ist den relevanten Aktanten zu folgen, welche andauernd zirkulieren und

[9] Allgemein kann die Akteur-Netzwerk Theorie durch ihre „Abkehr von liebgewonnen [...] Dualismen“ (SCHAD 2012, 15), auch als eine „postdualistische“ Sozialtheorie bezeichnet werden. Ein post-dualistischer Ansatz „... seeks to abandon, dissolve, ignore and transgress the inherent dualism of nature-culture or human-physical“ (SCHLOTTMANN et.al. 2010, 227).

[10] LATOUR (2007) unterscheidet zwischen dem „Sozialen als Substanz“ (Soziales Nr. 1) und dem „Sozialen als Assoziation“ (Soziales Nr. 2). Die erstgenannte Auffassung wird von Latour dahingehend kritisiert, dass hier von einem konkreten, homogenen und „an sich“ bestehenden „Stoff“ ausgegangen wird,

zugleich lokalisiert wie auch globalisiert sind. „[D]as Soziale [ist] eine bestimmte Art von Zirkulation [...], die endlos reisen kann *ohne* jeweils entweder auf die Mikro-Ebene – es gibt niemals eine nicht gerahmte Interaktion – oder auf die Makro-Ebene [...] zu treffen.“ (LATOUR 2006, 565). Das, was als Makro- oder Mikroebene zu verstehen ist, ist nichts „Gegebenes“, vielmehr werden Maßstäblichkeiten durch Akteure in Prozessen der Verknüpfung selbst hergestellt (vgl. LATOUR 2007, 319ff). „ANT asks us that we do not think about hierarchies or categories, but rather think about constant circulations and flows“ (BOSCO 2006, 139).

Um die soziale Welt „flach zu halten“ muss dabei den Verbindungen nachgegangen werden, welche lokale Orte miteinander verknüpfen. LATOUR zufolge ist „das Globale [zu] lokalisieren“ (LATOUR 2007, 299ff) indem den Ketten an „Mittlern“ gefolgt wird, welche Orte miteinander verbinden. Als solche, in Netzwerkbildungsprozessen sichtbar zu machenden „Mittler“, sind heterogene (materielle wie auch immaterielle) Einheiten zu benennen, welche sich in komplexen Assoziationen zusammentun und so „[v]erschiedene Räume und Zeiten [...] *in* Materialitäten und durch Ereignisse miteinander [verbinden].“ (WIESER 2008, 427). Nach LATOUR (2005, 309f) sind alle Orte als „lokalisiert“ zu verstehen, da wenn etwas „delokalisiert“ wird, es nur zu einem *anderen* Ort wandert (z.B. Alltagsgegenstände), nicht aber an *keinen* Ort. Praktiken schaffen „Lokalisierungen“ und multilokale Wohnpraktiken spezielle, multiple „Lokalisierungen“ (wie z.B. materielle Rahmungen (z.B. Wohnung)), an mehreren Wohnstandorten. Über Aktanten und Netzwerke, über Verbindungen und Verknüpfungen werden dabei die „lokalisierten“ Orte aber auch wieder zusammengefasst und damit „globalisiert“. Praktiken und die hier im Zentrum stehenden multilokalen Wohnpraktiken im Speziellen, lokalisieren und globalisieren in gleichsamer Weise, wodurch sowohl eine rein einseitige Betrachtung der Mikroprozesse „vor Ort“, bzw. der übergeordneten Makrokontexte, wenig gewinnbringend erscheint.

Wie auch die in Kapitel 3.2 näher erläuterte *Theorie der Praxis* nach PIERRE BOURDIEU, welche vor allem mit dem Konzept des *Habitus* eine Überwindung der Mikro-Makro Dichotomie bzw. des Gegensatzes zwischen Subjektivismus und Objektivismus anstrebt, so versucht auch die Akteurs-Netzwerkt Theorie eine Zugangsperspektive bereit zustellen, welche vorab definierten Mikro-Makro Einteilungen entgegentritt. *Akteur-Netzwerke* bilden eine konzeptionelle Basis, welche die *Verbindungen von Entitäten* in den Mittelpunkt stellen, aus denen sich die soziale Welt entfaltet. Die relationalen Verknüpfungen bauen das „Soziale“ auf, indem prozesshaft und „praktisch“ Assoziationen von Artefakten, Dingen, Zeichen usw. gebildet werden. Die „Sozialität“ der Gesellschaft wird demnach als konstruiert, hergestellt und gemacht betrachtet, die Ordnung und Stabilität des „Sozialen“

der nur scheinbar Erklärungen liefert. Eine „Soziologie des Sozialen“, wo tautologisch „das Soziale das Soziale“ erklärt, wird von ihm abgelehnt. Vielmehr propagiert er eine „Soziologie der Assoziationen“ wo der Praxis des Versammelns heterogener Entitäten nachgegangen wird. Das „Soziale“ ist hier unbestimmt, fluid, menschlich, aber auch *nicht*-menschlich. (vgl. LATOUR 2007, 275ff).

gilt als eher „fragil“ und fluid, da im Prozess des Verknüpfens auch immer die Möglichkeit des Scheiterns fortbesteht (vgl. WIESER 2008, 426f). Die Gesellschaft bzw. die „soziale Welt“ (wie auch die Natur) werden der Akteurs-Netzwerk Theorie zu Folge daher nicht als erklärender Faktor (*explanans*) angesehen, sondern sind selbst die zu erklärende Variable (*explanandum*) (vgl. JÖNS 2003, 106). Zu erklären gilt es hierbei primär, wie „das Soziale“ stabilisiert und in eine Dauerhaftigkeit überführt, wie „die Welt als dynamisches Beziehungsgeflecht heterogener Entitäten“ (JÖNS 2001, 34) hervorgebracht wird.

Für die Analyse multilokaler Wohnpraktiken bietet die Perspektive der Akteur-Netzwerk Theorie, wie bereits mehrfach angedeutet, folglich wichtige Ansatzpunkte. So kann mit Hilfe der ANT ein Fokus auf Aspekte der „Stabilisierung“ der Praktiken des Wohnens an mehreren Orten gelegt werden, indem nach den Entitäten, ihren Eigenschaften und Verbindungen („Werknetzen“) Ausschau gehalten wird, welche mit Praktiken des Wohnens in Zusammenhang stehen. Komplexe Assoziationen verschiedenster Entitäten können hierbei als notwendige „Bausteine“ des sozial-räumlichen Phänomens des multilokalen Wohnens verstanden werden, ohne sie lässt sich eine Praktik des Wohnens an mehreren Orten nicht erfolgreich und dauerhaft aufrechterhalten, bzw. gar nicht erst hervorbringen. In diesen Assoziationen, in den Akteur-Netzwerken, spielen dabei materielle Artefakte, Dinge und Objekte eine wichtige Rolle, in dem sie Praktiken „rahmen“ und anleiten. Die ANT betont ausdrücklich die Hybridität der „Welt“, die Verschränkung von Gesellschaft und Natur, sowie von Subjekt und Objekt. Auch nicht-menschliche, materielle Dinge sind in die komplexen Assoziationen eingebunden und wirken „an der Entstehung und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Zusammenhänge“ (JÖNS 2003, 107) mit. Dies gilt speziell auch, wie oben bereits erwähnt, für das Phänomen des multilokalen Wohnens als Effekt eines heterogenen Netzwerkes. Daher wird im folgenden Kapitel auf die non-dualistische und nicht-dichotome Konzeption von Natur und Gesellschaft, bzw. von Subjekt und Objekt in der Akteur-Netzwerk Theorie näher eingegangen.

3.3.2 Non-Dualismus und Nicht-Dichotomie: Natur vs. Gesellschaft

Neben der Ablehnung eines sozialen Mikro-Makro Gegensatzes bzw. eines Struktur-Handlungsdualismus, wendet sich die Akteur-Netzwerk Theorie auch gegen weitere ontologische Dichotomien des westlichen (sozialwissenschaftlichen) Weltbildes, vor allem gegen eine dualistische Konzeption von Natur und Kultur bzw. von Natur und Gesellschaft, sowie von (handelndem) Subjekt und (nicht handelndem) Objekt. Eine a-priori vorgenommene Unterteilung der „Welt“ in eine Sphäre der „Natur“ und eine Sphäre der „Gesellschaft“, und damit eine Trennung der „materiellen Welt“ von der „nicht-materiellen Welt“ wird strikt abgelehnt. Vielmehr wird ein non-dualistisches hybrides Realitätsverständnis propagiert, wo Menschen (humans) und Nicht-Menschen (non-humans), Materielles und Immaterielles, Sinn, Diskurs und Materie in Assoziationen

zusammengefasst werden, aus welchen dann soziale Phänomene und Aktivitäten ihren Ausgang nehmen.

Das aus Assoziationen hervorgehende „Soziale“ ist damit in die Materialität der „Welt“ eingebunden, „... what we typically see as ‚the social` is constituted by relations among humans and non-humans...“ (BOSCO 2006, 141) und „[d]as soziale Band hält [...] nicht ohne die Objekte...“ (LATOUR 2008, 147). Daraus folgend wird sowohl das Denkgebäude eines strengen Sozial-Konstruktivismus, wo nur die „nackten“ Interaktionen zwischen Menschen als sozialer Tatbestand gelten, als auch des natürlichen Realismus abgelehnt. Konstruktivismus und Realismus sind im Lichte der ANT keine Gegensätze, da die „Welt“ sowohl „real“, als auch „konstruiert“ ist. Soziales Handeln und Tun ist damit nicht nur „menschlich“ und „sozial konstruierend“, sondern auch „materiell“ und „real“, beispielsweise mit Techniken, Werkzeugen und Artefakten konstituierend verbunden.

Die ANT geht weiter davon aus, dass „soziale Akteure“ nicht einfach die „reine Natur“ bearbeiten. Es gibt auf einer Seite keine aktiv und frei „handelnden Subjekte“ welche die Gesellschaft und damit das „Soziale“ verkörpern und keine passiv „behandelten Objekte“, die für die „Natur“ stehen, auf einer anderen Seite. Vielmehr sind Natur und Gesellschaft auf komplexe Art und Weise miteinander verbunden, verschränkt, die Gesellschaft schreibt sich in die Natur ein und die Natur umgekehrt in die Gesellschaft. Natur und Gesellschaft definieren sich also gegenseitig, sie durchdringen und beeinflussen sich (vgl. ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 227). Die Folge sind Mischwesen zwischen Natur und Kultur, die sog. „*Hybriden*[11]“.

Diese Hybriden waren dabei in prämodernen Gesellschaften ein unbestrittenes Faktum der sozialen Ordnung. Natürliche Phänomene waren Teil des sozialen Geschehens, Natur und Gesellschaft waren nicht gedanklich getrennt, sondern synthetisch miteinander in Praktiken und Repräsentationen verknüpft, wodurch nach LATOUR die Produktion der Hybride gleichsam begrenzt wurde. In modernen Gesellschaften, so LATOUR (2008), ändert sich diese Beziehung jedoch. So sind in der „Moderne“ nun Praktiken am Werk, welche den Umgang mit den Hybriden neu, auf „moderne“ Art und Weise, festlegen. Dabei wird in einer ersten Praktik der „Reinigung“ eine klare und strikte Trennung von Natur und Gesellschaft,

[11] Die Beispiele für Hybride sind zahlreich: von einer Bergbaumine, die „als ein Mischgebilde aus Natur, Technik und sozialen Verhaltensweisen“ anzusehen ist (ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 227), über das Ozonloch (vgl. LATOUR 2008, 7ff), bis hin zu Anordnungen von Substanzen, Techniken und Instrumenten in einem Labor, die als hybride Netze zu verstehen sind. Überall, auch im Alltagshandeln, kommt es zu „Vermischungen“ von Natur und Kultur. „Im strengen Sinn kann es [damit] keine körperliche Aktivität, kein materielles Produkt menschlichen Handelns geben, das nicht als Hybride anzusehen wäre.“ (ZIERHOFER 2011, 1081).

JÖNS (2003, 2006) spricht von „dynamischen Hybriden“ die als Schnittstelle zwischen Materialität und Immaterialität zu verstehen sind und zu Übersetzungen zwischen Zeichen und Materie fähig sind. Menschen beispielsweise verbinden aktiv materielle und immaterielle Elemente und werden damit zu komplexen „dynamischen Hybriden“ (vgl. JÖNS 2003, 117ff). Das Konzept der „dynamischen Hybriden“ soll einer strikten Gegenüberstellung von Menschen und Nichtmenschen entgegentreten und ein, im Vergleich zu Ansätzen der „klassischen“ ANT, komplexeres Verständnis von Aktanten („Trinität von Aktanten“, vgl. JÖNS 2003, 121) ermöglichen.

vor allem durch Wissenschaft und Politik, vorangetrieben. Durch „Reinigungspraktiken“ entstehen „... zwei vollkommen getrennte ontologische Zonen, die der Menschen einerseits, die der nicht-menschlichen Wesen andererseits.“ (LATOUR 2008, 19). Das moderne Weltbild ist somit ein zweigeteiltes: auf der einen Seite die Natur, in welcher „reale Fakten“ objektiv durch die Naturwissenschaften erforscht werden können, auf der anderen Seite eine durch Normen, Werte und Interessen „politisierte“ Gesellschaft, die weder objektiv noch real ist. Durch eine Reihe von „performativen“ Praktiken und Diskursen wird diese „erste Dichotomie“ zu einem charakteristischen Element der Verfasstheit moderner Gesellschaften.

Die Praktiken der Reinigung werden jedoch in der „Moderne“ auch durch Praktiken der Übersetzung ergänzt. Stillschweigend, gleichsam „unter der Hand“, nehmen parallel zur Reinigungsarbeit in Bezug auf Natur und Kultur die „Hybriden“, nehmen die praktischen Vermischungen von Natur und Kultur rasant zu. Die Hybridenproduktion, vor allem durch Industrie und Technik, welche andauernd eine zunehmend unauflösbarere Vermischung von Natur und Kultur betreiben, erreicht ungeahnte Ausmaße und wird so ebenfalls charakteristisch für moderne Gesellschaften. Die „Verfassung der Moderne“, so LATOUR (2008), ist demnach durch zwei parallele Praktiken gekennzeichnet, durch jene der *Reinigung* und jene der *Übersetzung*, wobei die erstgenannte die zweite erst ermöglicht: „Je mehr man sich verbietet, die Hybriden zu denken, desto mehr wird ihre Kreuzung möglich – darin besteht das große Paradoxon der Modernen“ (LATOUR 2008, 21). Oder anders formuliert: „Die Arbeit der Reinigung [...] macht also unsichtbar und unkontrollierbar, was in der praktischen Arbeit der Übersetzung vollzogen wird: nämlich die ungehemmte Vermehrung von Hybriden.“ (ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 231).

Die Praktiken der Reinigung und Übersetzung gehen mit zwei zentralen Dichotomien des modernen Weltbildes einher: Einerseits die Unterscheidung und ausschließende Trennung von Kultur und Natur, andererseits der Ausschluss von Hybriden (vgl. ZIERHOFER 2011, 1081). Diese Dichotomien stellen jedoch nur eine scheinbare Trennung und Gegensätzlichkeiten dar. Bei genauerer Betrachtung ist die Moderne vielmehr einer großen Selbsttäuschung zum Opfer gefallen, da eine vollständige Trennung von Natur und Kultur nie vollzogen wurde. Genauer gesagt wurden ständig, parallel zur gedanklichen und auch wissenschaftlichen Unterscheidung von Natur und Kultur, vor allem über technische und industrielle Produktions- und Handlungsweisen unendlich zahlreiche und vielfältige „Vermischungen“ von Natur und Kultur produziert. Komplexe Hybride entstanden (von der Atomkraft bis zur Gentechnik), die die Gesellschaft vor neue Herausforderungen stellen. BELLIGER und KRIEGER (2006, 16) sprechen hierzu davon, dass die im Rahmen der „Verfassung der Moderne“ (vgl. LATOUR 2008) getroffene „... Aufteilung der Welt in isolierte Bereiche von Natur, Kultur, Psyche und Gott, [...] unter der Last der ‚Quasi-Objekte’ oder ‚Hybriden’ zusammengebrochen [ist]“.

Somit waren die modernen Gesellschaften, die glaubten vor allem auf Basis der Trennung von Natur und Kultur „modern“ zu sein, eigentlich gar nie modern. „Wir sind nie modern gewesen“ (LATOUR 2008) lautet zusammenfassend die bekannte, modernisierungskritische Formulierung LATOURS, die deutlich machen soll, dass die Trennung von Natur und Gesellschaft letztlich eine Illusion darstellt und dass sich unter der Oberfläche dieser Illusion ungehindert komplexe Hybriden in nie gekannter Quantität und Qualität vermehren konnten, von denen ständig die Gefahr einer „Verselbstständigung“ ausgeht. Als Konsequenz daraus ist die tiefe Selbsttäuschung der Moderne zu überwinden und den Dingen, den nicht-menschlichen Entitäten, den Hybriden eine selbständige Einbindung in die Gesellschaft und auch in die Sphäre der Politik bereitzustellen. Naturdinge und Hybride sollten in einem „Parlament der Dinge“ versammelt und politisch repräsentiert werden (vgl. ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 234f), ihnen soll im Kontext einer „Dingpolitik“ „Platz“ gemacht werden (vgl. LATOUR 2008, 180).

Die Überwindung der Dichotomie von Natur und Gesellschaft, wie sie Latour durch den Entwurf einer symmetrischen, d.h. eine gleichermaßen die Natur wie auch die Gesellschaft berücksichtigenden Methodologie zu entwickeln versucht, stellt einen zentralen Aspekt der Akteur-Netzwerk Theorie dar. Das „Soziale“ ist nicht ohne das „Materielle“, die Natur und die Technik denkbar und umgekehrt. „Das Menschliche läßt sich [...] nicht erfassen und retten, wenn man ihm nicht jene andere Hälfte seiner selbst zurückgibt: den Anteil der Dinge.“ (LATOUR 2008, 181). Einem „allgemeinen Symmetrieprinzip“ (LATOUR 2008, 127) folgend gilt es Natur und Gesellschaft dabei selbst als erklärungsbedürftig anzusehen und weder die Natur als Erklärungsfaktur der Gesellschaft zu benutzen, noch die Gesellschaft mit ihren „.... Machtmechanismen heranzuziehen, um zu erklären, was die äußere Realität formt.“ (ebd., 128.) Eine asymmetrische Erklärung, bei welcher ausgehend vom Pol der Natur auf die Gesellschaft (natürlicher Realismus) oder vom Pol der Gesellschaft auf die Natur (sozialer Konstruktivismus) geschlossen wird, ist abzulehnen (vgl. SCHULZ-SCHAEFFER 2000, 197), genauso wie jegliche Formen des Sozialdeterminismus auf der einen, und die Varianten eines Technik- und Naturdeterminismus auf der anderen Seite (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 20ff).

Auf Basis einer „mittleren Position“ zwischen den beiden Polen soll vielmehr die Symmetrie zwischen Natur und Gesellschaft sichtbar werden, die Erklärungen gehen hier von den Mischwesen, den „Quasi-Objekten“, den Hybriden und den Netzwerken aus (vgl. LATOUR 2008, 128f). Dabei versucht die ANT ein „symmetrisches Vokabular“ als Begriffsstrategie zu entwickeln, wo nicht vorab zwischen sozialen, technischen oder natürlichen Begriffen unterschieden wird. Auf das „Soziale“ lassen sich die selben „hybriden“ Begriffe anwenden wie auf die „Natur“ und die Technik (vgl. SCHULZ-SCHAEFFER 2000, 194).

LATOUR lehnt daraus folgend eine scharfe begriffliche Trennung von „Gesellschaft“ und „Natur“ ab. Beide Begriffe werden durch den Begriff des „*Kollektivs*“ ersetzt, welcher *sowohl* die Gesellschaft, *als auch* die Natur umfasst. „[I]ch [werde] das Wort ‘Kollektiv’ verwenden, um die Assoziierung von Menschen und nichtmenschlichen Wesen zu beschreiben...“ (LATOUR 2008, 11). Im Kollektiv sind somit Menschen wie auch Nicht-Menschen, sind Dinge, Artefakte bzw. die „Natur“ gleichrangig miteinander versammelt. „Es handelt sich [bei den Kollektiven] um Netzwerke von Artfakten, Dingen, Menschen, Zeichen, Normen, Organisationen und vielem mehr, die in Handlungsprogramme ‚eingebunden´ und zu hybriden Akteuren geworden sind.“ (BELLIGER und KRIEGER 2006, 15). Kollektive entstehen dabei ständig neu, sie bilden sich prozesshaft, indem zuvor unverbundene Entitäten zusammengeführt werden (vgl. LATOUR 2007, 129).

Die ontologische Dichotomie von Natur und Gesellschaft wird von der Akteur-Netzwerk Theorie deutlich in Abrede gestellt und nicht weiter reproduziert, da die Kategorien „Natur“ und „Gesellschaft“ selbst in hybriden Netzwerken, Versammlungen und Assoziationen aufgelöst werden. Die ANT „...verabschiedet sich vom Entweder-oder der Natur/Kultur-Unterscheidung und wendet sich dem Sowohl-als-auch der Aktanten-Netzwerke zu. Natur und Gesellschaft sind Effekte von Performanzen menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten, die in Assoziationen zueinander treten.“ (WIESER 2006, 96).

Das was als „Sozial“, was als „Gesellschaft“ verstanden wird, ist nicht als feststehende und fertige Substanz oder als essentialistische Einheit zu verstehen, sondern ergibt sich aus der relationalen Assoziierung heterogener Elemente. Soziale Beziehungen, Interaktionen und soziale Phänomene sind damit untrennbar verknüpft mit Dingen, mit Konzepten, mit Diskursen, Artefakten und technischen Konfigurationen. Ohne diese kann „Sozialität“ gar nicht gedacht werden.

Das Phänomen des multilokalen Wohnens ist somit nicht auf „reine“ Interaktionen zwischen „unbewaffneten“ Menschen beschränkt und nicht durch „soziale Faktoren“ zu erklären, sondern tief verbunden mit Materialitäten, Dingen und Objekten. Erst aus der gemeinsamen Versammlung dieser Entitäten, aus dem Knüpfen von Netzwerken und Assoziationen, ergibt sich eine stabilisierte, dauerhafte Praktik des Wohnens an mehreren Orten, ergibt sich das multilokale Wohnen als „räumlich-gesellschaftliches“ Phänomen.

3.3.3 Non-Dualismus und Nicht-Dichotomie: Subjekt vs. Objekt

Die Akteur-Netzwerk Theorie bezieht die „materielle Welt“ somit aktiv in die Konzeptionalisierung sozialer Zustände mit ein. Damit rücken auch die „Objekte“, die in der „Verfassung der Moderne“ (vgl. LATOUR 2008) als scheinbar passive Elemente aus der Betrachtung sozialer Beziehungen ausgeschlossen waren, deutlicher in den Fokus der Aufmerksamkeit. Das als sich gegenseitig ausschließend interpretierte Verhältnis von Subjekt und Objekt, die Trennung zwischen einem handelndem menschlichem Wesen und einem nicht-handelndem, nicht-menschlichem „Ding“, wird durch die Akteur-Netzwerk

Theorie neu bestimmt, die Fähigkeit zu „handeln" wird neu verteilt. Von einem strikten, epistemologischen wie auch ontologischen Dualismus von Subjekt und Objekt wird dabei deutlich abgegangen. Die Akteur-Netzwerk Theorie als posthumanistische Sozialtheorie, „entmachtet" gleichsam das Subjekt als alleinige Quelle von intentionalen Handlungen und spricht auch den Objekten die Fähigkeit zu handeln, Effekte zu provozieren und Auswirkungen hervorzubringen, zu. Die Handlungsfähigkeit wird symmetrisch auf menschliche wie nicht-menschliche Entitäten verteilt, der autonome, intentional agierende Mensch verliert damit seine herausragende Stellung als alleinige Quelle von Handlungen und als Ursache von Veränderungen[12]. „... [J]edes *Ding*, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, [ist] ein Akteur..." (LATOUR 2007, 123; Hervorhebung im Original). Nach LATOUR (2007, 130) kann davon ausgegangen werden, dass die Kontinuität von Handlungsverläufen nicht nur aus „Mensch-zu-Mensch Verbindungen" oder aus „Objekt-Objekt-Verbindungen" besteht, „sondern wahrscheinlich im Zickzack von den einen zu den anderen verläuft." (LATOUR 2007, 130). Der Mensch als Subjekt und die (materiellen) Objekte wirken in Handlungen zusammen, die dichotome Einteilung *entweder* Subjekt *oder* Objekt verliert hiermit ihre Gültigkeit (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 22).

Handlungen werden im Sinne der ANT als *dezentriert* verstanden, sie sind primär nicht auf einzelne, isolierte Akteure konzentriert, sondern als Effekt eines Netzwerkes zu verstehen (BOSCO 2006, 137), wodurch sich ein grundlegender Unterschied zum Konzept des „Handelns" in den „klassischen" soziologischen Handlungstheorien auftut. Die Handlungsfähigkeit liegt der ANT zufolge in Netzwerken heterogener Entitäten begründet, die Kapazität Auswirkungen zu erzeugen, „... ist somit nicht allein eine Eigenschaft von Menschen, sondern einer Assoziation heterogener Entitäten, welche sowohl menschliche (engl. humans) als auch nichtmenschliche Wesen (Dinge, Objekte, engl. nonhumans) umfassen." (JÖNS 2001, 34). Handlungsmacht ist damit eine Folgewirkung von Verbindungen und relational in ein Netzwerk eingebunden. Dieses Netzwerk von unterschiedlichen, sich gegenseitig konstituierenden Entitäten, „produziert" Effekte, welche die „Welt" hervorbringen, das „Soziale" stabilisieren. Handeln im Sinne der Akteur-Netzwerk Theorien können nur „Akteur-Netzwerke", oder „Elementkonstellationen" (MAINTZ 2008, 412), die durch die Versammlung unterschiedlicher Entitäten zustande kommen, dabei aber grundsätzlich fluid und kontingent bleiben. In den Worten LATOURS: „Somit ist ein Akteur-Netzwerk das, was zum Handeln gebracht wird durch ein großes sternförmiges Geflecht von Mittlern, die in es und aus ihm herausströmen" (LATOUR 2007,

[12] Die Handlungsfähigkeit materieller Artefakte gründet, wie SCHAD (2012, 19f) zusammenfassend ausführt, auf einem eher „schwachen" Handlungsbegriff, welcher sich von der Handlungsfähigkeit die allgemein den Menschen zugesprochen wird, doch stark unterscheidet. „Handeln" im Sinne der ANT bedeutet primär das Bewirken von Veränderungen und ist nicht unbedingt mit Intentionalität verknüpft.

375). Akteure handeln nicht eigenständig, sondern *in* ihren Verknüpfungen und Verbindungen.

Der vor allem mit Menschen in Verbindung gebrachte Begriff des „Akteurs“ wird in der Akteur-Netzwerk Theorie dabei durch das Konzept der „*Aktanten*“ erweitert. Menschen wie auch Nichtmenschen werden gemeinsam als Aktanten bezeichnet, womit der „... postulierte[..] Akteursstatus von Dingen...“ (JÖNS 2003, 108) deutlicher herausgestrichen wird. Die Aktanten sind in Netzwerke bzw. Assoziationen eingebunden und gelten als „Verursacher“ von Veränderungen. Ihre Fähigkeit zu „handeln“ hat dabei keinen intrinsischen Ursprung in Form einer Eigenaktivität, sondern ist vielmehr eine Folge der relationalen Einbindung in Netzwerkkonfigurationen. Durch Verknüpfungen erhalten die Aktanten erst ihre Handlungsfähigkeit und die Möglichkeit ihre „Interessen“ durchzusetzen und „Wirkungen“ zu zeigen. Nach JÖNS (2003, 108) sind Aktanten dabei zugleich Resultate als auch Mediatoren von Netzwerkformationen, d.h. auch die Aktanten selbst sind als ein „Netzwerk-Effekt“ zu begreifen, sie definieren und bilden sich als Elemente des Netzwerkes in relationaler Perspektive gegenseitig (vgl. SCHAD 2012, 16) und „produzieren“ wiederrum gemeinsam auch neue Aktanten[13]. Je mehr Aktanten dabei im Prozess des „netzwerk-bildens“ „versammelt“ werden, desto „stabiler“ und mächtiger wird ein Akteur-Netzwerk (vgl. JÖNS 2003, 108). Die Rolle der Aktanten in den Netzwerken ist hierbei aber nicht als endgültig fixiert zu begreifen, sie ist nicht stabil. Vielmehr kann die Rolle Veränderungen unterworfen werden, wenn sich Kombinationen und Konfigurationen der Assoziationen verändern (vgl. SCHAD 2012, 19).

Nachdem nun einige grundlegende Begriffe und Konzepte der ANT anhand der Darstellung dreier gängiger dichotomisch-dualistischer Einteilungen der „sozialen Welt“ erörtert wurden, soll im nächsten Kapitel spezifischer auf die „Akteur-Netzwerk“, auf Netzwerkprozesse und Netzwerkkonfigurationen eingegangen werden, bevor schließlich explizit *multilokale Werknetze* in den Mittelpunkt rücken.

Zusammenfassend festgehalten werden kann an dieser Stelle, dass die ANT als ein heuristisches Beobachtungs- und Analysewerkzeug – weniger als explizite Theorie welche

[13] Dass sich die Aktanten wechselseitig in einem Netzwerk herausbilden, knüpft an Gedanken der Semiotik an, wodurch von einer „semiotischen Relationalität“ gesprochen werden kann (vgl. SCHAD 2012, 16). „Der Stellenwert eines im Netzwerk verbundenen Bestandteils kann nur im Verhältnis zu den anderen Teilen bestimmt werden...“ (SCHAD 2012, 16f). Beispielhaft kann hier z.B. ein Wissenschaftler erwähnt werden, der nur zum Wissenschaftler wird, weil er in ein Netzwerk heterogener Materialien eingebunden ist. Erst dadurch, dass er in Beziehung zu Büchern, Computern, einem Büro etc. steht, ergibt sich seine Position als Wissenschaftler (vgl. LAW 2006, 434). Akteure bzw. Aktanten setzen sich demnach aus heterogenen Elementen zusammen, sie sind Netzwerke (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 43). Es gibt dieser Argumentation folgend, keine „Letztelemente“, weder im Bereich des Sozialen noch des Materiellen. „Wirklichkeit ist hybrid“ (ebd., 43).

Die ANT kann im Unterschied zu einer „interpretativen Semiotik“ (Sozialkonstruktivismus) auch als „materielle Semiotik“ verstanden werden, die zu beschreiben versucht, wie Relationen durch Versammlungen heterogener Entitäten zu Stande kommen (vgl. SCHLOTTMANN et.al. 2010, 227ff).

„Erklärungen liefert" – grundlegende Dualismen der sozialwissenschaftlichen Weltsicht in Frage stellt. Ausgegangen wird von einer „*flachen Ontologie*", von Netzwerken sowie Zirkulationen, und von gleichzeitig globalisierten wie lokalisierten Praktiken. Weiters wird den materiellen Dingen, den Artefakten und allgemein der „Natur" eine basale Position im Kontext der „sozialen Welt" zuerkannt, das „Soziale" wird als *Assoziation* aus heterogenen, menschlichen wie nicht-menschlichen Entitäten konzeptualisiert. Natur und Gesellschaft sind demnach bei näherer Betrachtung keine getrennten Sphären, sondern über produzierte „*Hybriden*" miteinander verknüpft, bilden gemeinsam ein „*Kollektiv*." Schließlich betont die ANT, dass als „*Aktanten*" auch materielle Entitäten Veränderungen bewirken können, und damit nicht vorschnell als passive Objekte abgetan werden dürfen. Im Rahmen von *Akteur-Netzwerken* ist die Handlungsmacht folglich *dezentriert* verteilt, zwischen Subjekt und Objekt wird nicht unterschieden. Soziale Prozesse und Phänomene werden durch die Mitwirkung von Artefakten, Dingen und diversen Materialitäten „gerahmt", stabilisiert und in „Ordnung gebracht".

3.3.4 Akteur-Netzwerke/Werknetze – Der Prozess der „Übersetzung"

Akteur-Netzwerke bzw. Werknetze sind als prozesshafte, dynamische Gebilde zu begreifen. Sie interessieren nicht so sehr als „fertige" Verknüpfungen, sondern mehr in ihrem „werdenden" Charakter, im Prozess des Versammelns heterogener Entitäten. Wie oben beschrieben, werden durch diese Versammlungen die relevanten Entitäten auch definiert, ausgebildet, angeleitet (vgl. SCHAD 2012, 17). In den jeweiligen Netzwerkformationen werden Materialien hervorgebracht, transformiert, werden „soziale Ordnungen" begründet. Die komplexen, wechselseitigen Verknüpfungen und Assoziation, von denen Phänomene wie „Gesellschaft" als Netzwerkeffekte ihren Ausgang nehmen, sind somit die relevanten Aspekte, weniger vorab definierte Einheiten und Formen. LATOUR hat den prozesshaften Charakter des Netzwerks mit dem Begriff des „*Werknetzes*" zu unterstreichen versucht: „Wir sollten wirklich ‚Werknetz` sagen anstatt ‚Netzwerk`. Es ist das Werk, die Arbeit und die Bewegung, der Fluß und die Veränderungen, die betont werden sollen." (LATOUR 2007, 247).

Netzwerkbildungsprozesse beinhalten das Ordnen und Konfigurieren heterogener Entitäten (Artefakte, technische Elemente, Konzepte etc.), wobei die Aktanten zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen und auch Widerstände zu überwinden sind (vgl. LAW 2006, 430). Die Bildung eines Netzwerkes ist dabei einem „Handlungsprogramm" (BELLIGER und KRIEGER 2006, 38) gleichzusetzen, bei welchem die Aktanten bestimmte Rollen einnehmen bzw. zugewiesen bekommen. Diese Zuweisung von Rollen wird dabei als „*Übersetzung*" bezeichnet (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 38; SCHAD 2012, 20). „Übersetzung ist ein komplexer Prozess, der aus einer Reihe von verschiedenen kommunikativen Handlungen besteht, die alle den Zweck verfolgen, ein Netzwerk zu konstruieren." (BELLIGER und KRIEGER 2006, 38). Der Prozess der Rollenzuweisung, der

„Übersetzung“, im Rahmen bestimmter Handlungsprogramme und Netzwerkbildungen, kann auch als eine Form von „Interessensausgleich“ zwischen den Aktanten verstanden werden. Die Einbindung von Aktanten in ein Netzwerk setzte die Zuweisung von Interessen und Rollen an diese voraus, die Aktanten müssen entsprechend „übersetzt“, in ihren Interessen „...angeglichen und gemeinsam ausgerichtet werden.“ (ebd., 39). Durch den Prozess der Übersetzung erfolgt ein Abstimmung zwischen den beteiligten Entitäten, wodurch kooperatives Handeln und in weiterer Folge auch eine stabilisierte und routinisierte Praxis möglich wird. „Übersetzungen beinhalten all das, was ein Akteur tut, um andere Akteure zu beeinflussen und in das eigene Handlungsprogramm einzubinden. Durch Übersetzungen entstehen Identitäten, Eigenschaften, Kompetenzen, Qualifikationen, Verhaltensweisen, Institutionen, Organisationen und Strukturen, die nötig sind, um ein Netzwerk aus relativ stabilen, irreversiblen Prozessen und Abläufen zu bilden.“ (BELLIGER und KRIEGER 2006, 39). Übersetzungen sind Teil der Dynamik des Netzwerkes, durch sie werden neue Aktanten eingebunden, andere wiederrum entfernt oder ausgeschlossen und letztlich „das Soziale“ konstruiert (vgl. ebd., 39). Zentral ist die Funktion der Übersetzung für die „Verfestigung“ des Netzwerkes. Ist die Rollenzuweisung zwischen den Aktanten abgeschlossen, kann ein „Werknetz“ als geschlossene Entität, als eine „black box“ aufgefasst werden und zeigt sich nach Außen als verfestigtes und formiertes Gefüge. „Ist der Prozess der Übersetzung stabil und erfolgreich, so erscheint das Netzwerk als eine black box – als verstetigte Entität“ (NEISSER und POHL 2013, 31).

Der Prozess der Übersetzung, der als „komplexer Kommunikationsprozess“ (BELLIGER und KRIEGER 2006, 39) aufgefasst wird, kann in vier Phasen („Stadien der Übersetzung“, ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 229) unterteilt werden: Problematisierung, Interessensformulierung (Interessement), Einbindung (Enrollment) und Ausbreitung (Mobilisierung) (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 39ff; ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 229).

Bei der *ersten* Phase der Übersetzung, der *Problematisierung* oder *Problematization*, wird ein wahrgenommenes Problem zum Ausgangspunkt eines Netzwerkbildungsprozesses. Dabei muss das Problem von mehreren Akteuren geteilt und akzeptiert werden, damit ein Prozess des kooperativen Handelns möglich wird. Ein Hauptakteur, der als Referenzpunkt der Übersetzung und der Beschreibung des Akteur-Netzwerkes dient, identifiziert mögliche andere Akteure, welche in ein Netzwerk eingebunden werden sollen und versucht sie entlang seines Handlungsprogrammes auszurichten, versucht sie zu überzeugen, bei der Lösung des Problems mitzuwirken (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 40). In Bezug auf das Phänomen des multilokalen Wohnens bezieht sich die erste Phase der Übersetzung auf die grundlegenden Probleme, welche mit einem „aktiven“ Wohnen an mehreren Orten verbunden sind. Das gleichzeitige Nutzen von mehreren Wohnsitzen erfordert die Anwendung eines bestimmten Handlungsprogrammes,

durch welches Akteure und Aktanten „angesprochen“ werden, die zur erfolgreichen Bewältigung einer multilokalen Wohnpraxis beitragen können.

Die *zweite* Phase der Übersetzung wird als *Interessensformulierung* oder *Interessemen*t bezeichnet. Hier steht, nachdem ein Problembewusstsein geschaffen wurde, die Frage der Rollenverteilung im Netzwerk im Mittelpunkt. Dabei hat die Zuweisung von Rollen, Identitäten und Funktionen an die Aktanten ihren Ursprung im jeweiligen Handlungsprogramm. Die Aktanten beginnen sich für ihre Rollen zu interessieren, akzeptieren die ihnen zugeschriebenen Funktionen und werden damit dauerhaft in das Werknetz miteinbezogen. Die Aktanten werden in der Phase des Interessement zu „Verbündeten“, sie gehen gemeinsame „Allianzen“ ein. (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 40).

In der anschließenden *dritten* Phase der Übersetzung, der Phase der sog. *Einbindung* oder des *Enrolments*, übernehmen die Aktanten nun aktiv die ihnen zuvor zugeschriebenen Rollen, wodurch ein genereller Transformationsprozess des Netzwerkes einsetzt. Dabei wird auch der übersetzende Akteur selbst einer Veränderung unterworfen, er nimmt eine neue Rolle ein. Das Annehmen einer stabilen Rollenkonfiguration bedeutet, dass Widerstände bei den einzelnen Aktanten überwunden werden, sie akzeptieren ihre Rolle, führen sie entsprechend aus und fügen sich ihren relationalen Definitionen im Netzwerk. (vgl. BELLIGER und KRIEGER 2006, 40f). Die Aktanten stehen damit in Beziehung zueinander, das Netzwerk wird stabilisiert (vgl. ROSA, STRECKER und KOTTMANN 2007, 229).

Die abschließende *vierte* Phase der Übersetzung, als *Mobilisierung* oder auch Phase der Ausbreitung bezeichnet, ist durch Austauschprozesse im Netzwerk charakterisiert. Bei diesen Transaktionen spielen sog. Mittler eine wichtige Rolle. Diese Vermittler werden zwischen den Akteuren ausgetauscht (z.B. Produkte, Geld, Texte etc.) und können als „Sprache“ des Netzwerkes aufgefasst werden. Über sie werden die Intentionen an andere Akteure weitergegeben und damit „übersetzt“. „Die Delegation von Vermittlern, die Inskription von Information in Vermittler und ihre Verteilung und Stabilisierung im Netzwerk wird als Mobilisierung bezeichnet.“ (BELLIGER und KRIEGER 2006, 41).

Der komplexe Prozess der Übersetzung führt demnach über die beschriebenen Stadien zu einer Verfestigung des Netzwerkes, bei welcher die beteiligten Aktanten, die materiellen wie auch die nicht-materiellen Entitäten, einer Re-Konfiguration und Neudefinition unterworfen werden und spezifische Rollen einnehmen. Netzwerke können, nachdem eine dauerhafte Rollenverteilung gefunden wurde, in weiterer Folge als eigenständige „black-box“ erscheinen, als klar abgrenzbare Entität, als Phänomen (z.B. als „das Soziale“) oder als Akteur. Die Akteur-Netzwerk Theorie begreift diese „black boxes“ aber als Netzwerkeffekte, die nur nach Außen hin als „fertige“ Einheit erscheinen, im Inneren sind es jedoch die vielfältigen Prozesse der Übersetzung, die ihr Zustandekommen ermöglichen. Ihr Entstehen „in der Welt“ ist unmittelbar verbunden mit einer Einbindung in ein Netzwerkgefüge. Akteure sind damit nicht „reine Akteure“ die autonom handeln, sondern immer relationale Netzwerke, Verbindungen und Assoziationen (vgl. BELLIGER und

KRIEGER 2006, 42f). Sie sind heterogene und hybride Akteure die im Prozess der Netzwerkkonfiguration, der Begründung von „Allianzen“ zwischen Dingen, Artefakten, Menschen etc. erst ans Tageslicht treten und dabei die gängigen Dichotomien von Mikro- und Makroebene, von Natur und Kultur, sowie von Subjekt und Objekt in Frage stellen.

Übertragen auf die Praxis des multilokalen Wohnens bedeutet dies, dass Akteure die ein multilokales Leben führen, ständig in den Prozess einer komplexen Netzwerkbildung und Übersetzung eingebunden sind, woraus sich ihr Status und ihre (Handlungs-)Fähigkeit als „multilokal wohnender Akteur“ dann ableiten. Eine „erfolgreiche“ Wohnpraxis an mehreren Orten erfordert die Einbindung unterschiedlichster Aktanten in ein gemeinsames Handlungsprogramm und damit die Konfiguration *multilokaler Werknetze*, welche vorab ohne klare Grenzen sind – weder ausschließlich Mikroebene noch Makroebene umfassen – und auch eine hybride, d.h. eine die sozial-symbolischen als auch die physisch-materiellen Entitäten umfassende Charakteristik aufweisen. „Funktioniert“ die routinisierte Praxis eines Lebens an mehreren Orten „gut“, ist das quasi dahinterliegende Netz an verbundenen Aktanten, an Rollenverteilungen und Aushandlungsprozessen oft nicht zu erkennen (vgl. SCHAD 2012, 22). Eine Analyse multilokaler Werknetze setzt sich jedoch zum Ziel, genau jene prozesshaften Netzwerkkonfigurationen die zu einer routinisierten und stabilisierten multilokalen Wohnpraxis führen, näher zu veranschaulichen, sie zu beschreiben und damit die „black-boxes“ aufzubrechen.

Nachdem nun Aspekte des Prozesses der Übersetzung und allgemein der Netzwerkbildung, der Assoziierung materieller wie immaterieller Entitäten, im Licht der Akteur-Netzwerk Theorie im Überblick erläutert wurden, soll im folgenden Kapitel noch spezifisch auf *multilokale Werknetze* eingegangen werden. Über multilokale Werknetze kann eine konzeptionelle Einbindung der materiellen Dimension in die Analyse der alltäglichen Praxis des Wohnens an mehreren Orten vorgenommen und weiters auch der prozesshafte Charakter des „Raum-machens“ auf Basis von Netzwerkformierungen und Verknüpfungen von Aktanten betrachtet werden.

3.3.5 Multilokale Werknetze

Ein „aktives“ Wohnen an mehreren Orten ist unmittelbar verbunden mit dem Knüpfen von Netzwerkverbindungen und mit dem Gebrauch von materiellen Dingen, Artefakten und Techniken. In der Praxis des multilokalen Wohnens gilt es Assoziierungen zu begründen (vgl. SCHAD 2012, 18), die es ermöglichen an mehr als einem Ort einen Wohnsitz zu nutzen, Territorialisierungen zu vollziehen, sich zu „verankern“. So ist beispielsweise eine Form von „Behausung“ erforderlich, eine Wohnung, eine Unterkunft, die grundlegenden physischen Schutz bietet, soziale Abläufe und Interaktion ermöglicht und als konkrete „Rahmung“ von Wohnpraktiken dient. Weiters sind aber auch Einrichtungsgegenstände oder Gegenstände des täglichen Bedarfes erforderlich, sowie

zusätzlich auch Infrastrukturen im Bereich des Verkehrs oder der Kommunikation, die zusammengeführt werden müssen, um die Nutzung mehrere Wohnsitze überhaupt zu ermöglichen. Das sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens ist unter der Perspektive der Akteur-Netzwerk Theorie folglich ein Effekt eines Netzwerkes, ohne ein Akteur-Netzwerk – ein *Werknetz* – würde es die beobachtbare Praxis des Wohnens an mehreren Orten nicht geben können. Allgemein sind dieser Argumentation folgend jegliche Aspekte sozialer Wirklichkeit als Resultate von Verknüpfungen zu verstehen und die Handlungsfähigkeit, „Wirklichkeiten“ zu gestalten, ist weder an autonome Akteure, noch an übergeordnete Strukturen gebunden, sondern wird in Assoziierungen von Dingen, Menschen und anderen Entitäten laufend produziert (vgl. CRESSWELL 2013, 251).

Das „Funktionieren“ einer multilokalen Wohnpraxis steht also zwangsläufig in Zusammenhang mit der Etablierung eines multilokalen Werknetzes, mit einem beständigen Zusammenführen von heterogenen Entitäten – von der Zahnbürste, über Familienmitglieder, den Abfahrtsplänen öffentlicher Verkehrsmittel, bis hin zu Eindrücken aus Naturlandschaften und dem eigenen Körper, alles muss in Beziehung gebracht werden. Die Praxis des multilokalen Wohnens ist demnach eine Praxis der aktiven Verknüpfung, der Assoziierung, des Übersetzens. Aktanten sind in ein Handlungsprogramm einzubinden, ihnen sind Rollen zuzuweisen, damit eine stabilisierte Routine des Wohnens entstehen kann. Das Netzwerk der Aktanten ist dabei vorab ohne klare Grenzen, ohne Einschränkungen, es ist nicht direkt an den multilokalen Haushalt gebunden. Aktanten, die an der Praxis des multilokalen Wohnens mitwirken, dort Veränderungen induzieren, können gleichzeitig auch in andere Netzwerke und Handlungsprogramme eingebunden sein (vgl. SCHAD 2012, 18). Von Relevanz ist primär, dass sie im Prozess der Übersetzung ihre spezifische Rolle übernehmen und diese ausführen.

Auch sind die Prozesse der Netzwerkkonfiguration nie als „endgültig“ zu betrachten, vielmehr können heterogene Entitäten meist nur für begrenzte Dauer zusammengebunden werden (vgl. SCHAD 2012, 18). Verändern sich die Entitäten, sind auch Neukonfigurationen des Netzwerkes erforderlich, ebenso können Aktanten ausscheiden und neue hinzukommen. Multilokale Wohnarrangements sind im Allgemeinen folglich nicht dauerhaft und fixiert, sondern mehr als „fluide“ Versammlungen anzusehen, da sich die Konstellationen im Netzwerke, wie auch die beteiligten Entitäten ständig wandeln können. Auf Phasen der Stabilisierung folgen Phasen der Transformation.

Multilokale Werknetze sind weiters zugleich lokalisiert wie globalisiert. An den einzelnen Wohnorten bilden sich Werknetze aus, die die Praktiken des Wohnens an der jeweiligen Lokalität, in der jeweiligen Wohnung, bzw. in deren Umgebung „rahmen“, sie zusammenhalten und damit in ihren spezifischen Abläufen ermöglichen. Rahmungen sind dabei durchaus als physisch-materielle Bedingungen zu verstehen. So schaffen die Wände, Fenster und Türen einer Wohnung eine abgeschlossene bzw. abschließbare „Einheit“, die dazu dienen kann, Dinge aufzubewahren, Menschen zu treffen, sich zu erholen und den

eigenen Körper in Relation zu anderen „Rahmungen“ und diversen Aktanten, wie z.B. zu ästhetisch reizvollen Landschaften, Freizeit- oder Bildungseinrichtungen oder den Arbeitsplatz zu setzen. Die Wohnung als materielle Rahmung trägt entscheidend auch zu einer Dauerhaftigkeit von Praktiken und damit zu einer Stabilisierung der Praxis des multilokalen Wohnens bei. Eine Form von „Behausung“ ermöglicht zusammen mit anderen Aktanten die performative Wiederholung des Aufsuchens mehrere Orte im Kontext eines Handlungsprogrammes und die routinisierte, netzwerkartige Einbindung von heterogenen Entitäten in den alltäglichen (Wohn-)Alltag.

Die Herstellung von Dauerhaftigkeit verweist bereits drauf, dass Werknetze nicht nur lokalisiert, sondern auch globalisiert sind. Sie stellen weitreichende Bezüge in Zeit und Raum her und sind nicht vorab auf irgendwelche Maßstäblichkeit beschränkt. Vielmehr werden in Zirkulationen ständig Verbindungen hergestellt, welche äußerst komplex und vielfältig sind. So ermöglichen materielle Rahmungen, Artefakte und Dinge eine Beständigkeit von Praktiken über die Zeit, sie vernetzen aber gleichzeitig auch Orte und Räume. In Form eines ausgreifenden Netzwerkes schaffen Werknetze räumliche Verbindungen, beispielsweise über Infrastrukturen, über Kommunikation, über Gegenstände die zwischen den Wohnorten ausgetauscht werden, die „global“ zirkulieren, dabei aber *nie nicht-lokalisiert* sind. „As networks are created, discrete spaces (or places) are drawn togehter“ (CRESSWELL 2013, 253).

Multilokale Werknetze, welche die konkrete Praktik des multilokalen Wohnens konstituieren, sind somit zugleich lokalisiert, als auch – als „großes“ Netz – globalisiert. Multilokales Wohnen als performative Wohnpraxis ist auf konkrete Orte und materielle Rahmungen bezogen, gleichzeitig aber auch globalisiert und in Raum und Zeit, auch mit Hilfe materieller Artefakte, denen empirisch dann im Netz zu „folgen ist“, sowie durch Infrastrukturen, „entankert“. LATOUR (2008) verweist hierbei direkt auf technische Netzwerke und beispielsweise auf Eisenbahninfrastrukturen, welche als globalisierte Netze scheinbar universell, im Detail immer aber auch lokalisiert, an konkrete Örtlichkeiten rückgebunden sind (vgl. LATOUR 2008, 155f).

Multilokalen Werknetze sind zusammenfassend als Assoziationen heterogener, materieller wie nicht-materieller Entitäten zu verstehen, welche konkrete Lebenswelten und Wirklichkeiten hervorbringen. Ein Verständnis ihres Zustandekommens und ihrer „Logiken“ kann dazu beitragen, nähere Einsichten in das sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens zu erlangen, bzw. das „aktive“ Leben an mehreren Orten unter einer spezifischen Perspektive zu analysieren.

Dieses Kapitel (3.3) hatte eine Vorstellung der zentralen Annahmen, Begriffe und Konzepte der *Akteur-Netzwerk Theorie* zum Ziel. Dabei wurde anhand dreier zentraler sozialwissenschaftlicher Dualismen versucht aufzuzeigen, wie auf Basis einer akteur-netzwerktheoretischen Beobachtungsperspektive die soziale Welt (non-dualistisch) zu

verstehen ist. Das Soziale wird hier nicht ohne das „Materielle“ gedacht, es gibt keine Trennung von „Mikro“ und „Makro“ und die Handlungsfähigkeit, verstanden als die Fähigkeit Veränderungen zu provozieren, ist in Netzwerken dezentralisiert verteilt. Die strikte Gegenüberstellung von aktivem Subjekt und passivem Objekt wird damit verworfen.

Auch wurden konkret die Prozesse der Netzwerkbildung und der „Übersetzung“ behandelt, sowie speziell das Konzept der *multilokalen Werknetze* näher vorgestellt. Netzwerke inkludieren Menschen, Dinge, Tiere, Pflanzen, Artefakte, aber auch Texte und Pläne, die als Aktanten wirken können und zu Assoziationen zusammengeführt sind. Die Zusammenführung von menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten schafft dabei erst die Möglichkeit zu handeln, bringt „soziale“ Phänomene erst hervor (vgl. CRESSWELL 2013, 253). Netzwerke stabilisieren Praktiken, rahmen diese und „lokalisieren“ sie, ermöglichen aber auch Verknüpfungen zu anderen Rahmungen und wirken damit „globalisierend“. Ein „aktives“ Wohnen an mehreren Orten ist in der Perspektive der Akteur-Netzwerk Theorie als eine performative Praktik der Verknüpfung heterogener Entitäten und der „Übersetzung“ im Rahmen von Netzwerkbildungsprozessen zu interpretieren.

Im folgenden Kapitel werden die theoretischen Überlegungen die in dieser Arbeit bislang auf Basis der *Theorie der Praxis* nach PIERRE BOURDIEU und der *Akteur-Netzwerk Theorie* angestellt wurden, nun kurz zusammengeführt, bevor anschließend der methodische Rahmen der Arbeit erörtert und schließlich auch auf empirische Untersuchungen Bezug genommen wird.

3.4 Zusammenfassung: Ein praxistheoretischer Blick mit *Habitus*, *Aktanten* und *Netzwerken*

Bislang wurden die beiden theoretischen Grundlagen dieser Arbeit, mit denen ein Zugriff auf die soziale Körperlichkeit und die Materialität multilokaler Wohnpraktiken gelingen soll, voneinander getrennt betrachtet. Die zentralen Konzepte des *multilokalen Habitus* (vgl. Kapitel 3.2) und des *multilokalen Werknetzes* (Kapitel 3.3) wurden eigenständig entwickelt und vorgestellt.

Verbunden sind die beiden theoretischen Ansätze jedoch durch eine *praxistheoretische Grundperspektive* (vgl. Kapitel 2 und 3.1), welche eine hierarchische Zweiteilung der sozialen Welt in eine Makroebene (Struktur) und eine Mikroebene (Handlung) ablehnt, den „Ort des Sozialen“ im konkreten, „praktischen Tun“ von Akteuren ausmacht und damit eine Überwindung der Subjekt-Objekt-, wie auch der Natur-Kultur-Dichotomie anstrebt.

Innerhalb dieser praxistheoretischen Grundperspektive werden die Akteur-Netzwerk Theorie und die „klassischen“ praxistheoretischen Theorieansätze, zu welchen auch die „Theorie der Praxis“ nach PIERRE BOURDIEU zu zählen ist, unterschiedlich zueinander in Beziehung gesetzt. So werden in der Literatur auf der einen Seite die

Ähnlichkeiten und Konvergenzen zwischen Akteur-Netzwerk Theorie und Praxistheorien herausgestrichen, auf der anderen Seite aber auch die Differenzen und Divergenzen betont. Einige Autoren sehen die Akteur-Netzwerk Theorie explizit als Teil einer praxistheoretischen Theoriefamilien an, wie beispielsweise RECKWITZ (2003), andere hingegen sehen zu große Unterschiede als dass eine völlige Gleichsetzung von Akteur-Netzwerk Theorie und „klassischen“ Praxistheorien vorgenommen werden könne (z.B. THEODORE SCHATZKI, vgl. WIESER 2006, 106) .

Die *Ähnlichkeiten* zwischen der Akteur-Netzwerk Theorie und den Theorien sozialer Praktiken im Allgemeinen, sowie der Theorie der Praxis nach BOURDIEU im Speziellen, liegen vor allem, wie bereits erwähnt, in der Überwindung der Differenzen zwischen Subjektivismus und Objektivismus (vgl. WIESER 2006, 99) begründet. Die strikte Gegenüberstellung von individuellen Handlungen und gesellschaftlichen Strukturen wird zu umgehen versucht, sowohl in den Praktiken der Assoziierung, als auch in den inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die alltägliche habituelle Praktiken hervorbringen und zugleich begrenzen, werden Struktur und Handlung als zusammenfallend gedacht. Weiters wird in beiden Ansätzen eine Dezentrierung des Subjektes vorgenommen, der intentional handelnde Akteure verliert seine herausragende Position in Bezug auf die Konstituierung „sozialer Wirklichkeit“. Anstatt von zielgerichteter Intention auszugehen wird dabei mehr der Aspekt der performativen Hervorbringung betont, in routinisierten, performativen Akten werden gesellschaftliche Verhältnisse ständig (re-)produziert (vgl. WIESER 2006, 96f). Hierbei spielen auch Artefakte als notwendige und elementare Bestandteile der sozialen Welt eine zentrale Rolle.

Differenzen zwischen ANT und Praxistheorien zeigen sich hingegen vor allem in Bezug auf ontologische Fragen, wo die Akteur-Netzwerk Theorie ein radikal neues und vielfach unkonventionelles Denken einfordert, sowie in Bezug auf die der ANT vorgeworfene fehlende Thematisierung eines alltagskulturellen Kontextes und des menschlichen Körpers (vgl. WIESER 2006, 96f und 101). So wird, ausgehend von den Praxistheorien, der Akteur-Netzwerk Theorie häufig eine erhebliche Vernachlässigung des Körpers und der Körperlichkeit der Akteure angelastet. Die Akteur-Netzwerk Theorie sei teilweise „körperblind“ und lege einen zu starken Fokus auf „materielle Dinge“ und Artefakte, so die praxiszentrierte Argumentation. Dabei spiele aber vor allem der menschliche Körper, *gemeinsam* mit den Dingen und den Artefakten, ein zentrale Rolle im Vollzug sozialer Praktiken. „[Es] sind in den Körper gewisse Handlungsweisen (und Handlungsanweisungen) eingeschrieben; Körpertechnik muss in der Praxis mit Sachtechnik, aber auch [mit] ‚Natur’ abgestimmt werden....“ (WIESER 2006, 100).

Auch wenn der Vorwurf einer Vernachlässigung der Körperlichkeit pauschal für das gesamte Theoriegebäude der Akteur-Netzwerk Theorie wohl unzutreffend ist, wie WIESER (2006, 100f) festhält, so kann doch zumindest ein vermindertes Interesse an Fragen nach

der Rolle des Körpers im Kontext sozialer Praktiken, vor allem auch in Schriften LATOURS, ausgemacht werden.

Eine praxistheoretische Analyse hat damit konsequent den menschlichen Körper als auch die ihn umgebenden immateriellen wie materiellen Entitäten – beispielsweise Dinge, Artefakte, Techniken usw. – welche dazu dienen, Praktiken dauerhaft zu machen, sie zu lokalisieren und zugleich auch zu globalisieren, in den Blick zu nehmen. Daher wurde der theoretische Rahmen dieser Arbeit auch durch zwei (praxis-)theoretische Ansätze aufgespannt, die *sowohl* den sozial relevanten Körper (Dispositionen und Habitus), *als auch* „soziale“ Materialitäten konzeptionell umfassen können. Körpertechniken, die sich in Form eines bestimmten inkorporierten Habitus und in Form von angeeigneten Dispositionen, welche die Prozesse der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns unbewusst steuern, offenbaren, benötigen für den erfolgreichen Vollzug von sozialen Praktiken auch Sachtechniken, Gegenstände, Dinge die in einer bestimmten Konfiguration zueinander angeordnet sind. Der Körper erfährt durch die ihn umgebende Dingwelt und die Werknetze von heterogenen Entitäten eine Erweiterung „nach Außen“. Praktiken enden nicht an der Körperoberfläche, sondern werden in Netzwerken, in welche auch der menschliche Körper eingebunden ist, weitergetragen und damit erst sozial relevant. Nur eine konfigurative Zusammenführung von Köper, Technik und Materialität schafft die Potenzialität sozialer Praktiken „Wirklichkeiten“ zu konstituieren. Der habituell geprägte Körper stellt vielfach routinisiert spezifische Verknüpfungen zu Dingen und Artefakten her, wodurch ein Netzwerk entsteht, welches soziale Praktiken ermöglicht, ausrichtet und stabilisiert. Habitus und Werknetze wirken demnach zusammen, sind als eng verknüpfte Konzepte zu verstehen, die das praktische „soziale Tun“ erheblich mitprägen.

Auf die Erweiterung klassischer Ansätze der Akteur-Netzwerk Theorie durch praxistheoretische Überlegungen, welche die Körperlichkeit konsequent in die Netzwerke miteinbeziehen, weist auch SCHAD (2012, 28) hin. So führt er Überlegungen von PASSOTH (2011) an, der sich mit Möglichkeiten und Formen der Stabilisierung sozialer Praktiken näher auseinander gesetzt hat. Vor allem sein Ansatz der *„Habitualisierung“* betont dabei das routinisierte, praktische Zusammenwirken von sozial geprägten Körpern und der Welt der Dinge, Artefakte und Techniken: „Habitualisierung bezeichnet all jene Praktiken des Trainings, der Gewöhnung und der Einnutzung, mittels derer sich Routinen und Regelmässigkeiten gleichsam in Körper und Dinge einschleifen“ (PASSOTH 2011, 272).

Auch die Praxis des multilokalen Wohnens kann als *Habitualisierung* bezeichnet werden, da sowohl der Körper als auch die Dinge durch routinisierte Praktiken an und zwischen den Wohnorten geprägt und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Dieses ständige In-Beziehung setzten trägt dabei ganz erheblich zur Stabilisierung multilokaler Wohnpraktiken bei. Der habituell geprägte Körper ist, für ein erfolgreiches und stabiles „Funktionieren“ multilokaler Wohnpraktiken, in seine „multilokale“ Umwelt mit ihren Artefakten entsprechend netzwerkartig „eingepasst“.

Auch neuere Ansätze, welche die ursprünglich vor allem auf die Arbeiten von HÄGERSTRAND (1970) zurückgehenden Konzepte der *Zeitgeographie* weiterentwickeln, betonen die enge Verknüpfung des menschlichen Körpers mit der materiellen „Dingwelt“. So analysiert SCHWANEN (2007) mögliche Berührungspunkt der Zeitgeographie mit ihrem Konzept der körperlichen Raum-Zeit Bewegung von Menschen („Lebensbahnen“) unter bestimmten Rahmenbedingungen („constraints“) sowie der Akteur-Netzwerk Theorie. Er streicht hierbei heraus, dass die beiden Ansätze gemeinsam an konkreten Prozessen und Performanzen interessiert sind, dass sie aktuelle Praktiken untersuchen und auch Fragen nach deren „Materialität“ behandeln (vgl. SCHWANEN 2007, 14). Bei einem Vergleich werden aber auch recht rasch einige Differenzen deutlich, beispielsweise explizit in Bezug auf die Frage nach der Handlungsfähigkeit. Hier hält die Zeitgeographie am intentionalen Akteur fest, der durch „constraints“, die mit seiner „materiellen“ Körperlichkeit in Beziehung stehen, in seinem „sozialen Tun“ raum-zeitlich eingeschränkt ist. SCHWANEN kommt jedoch zum Schluss: „Overall, then, the differences between time-geography and (post) actor-network approaches tend to be smaller than Hägerstrand`s most renowned texts from the 1970s might suggest.“ (SCHWANEN 2007, 15).

SCHWANEN schlägt in weiterer Folge vor, Konzepte der Zeitgeographie konsequent mit jenen der Akteur-Netzwerk Theorie zu kombinieren. Er formuliert die Forderung nach einer „materially heterogeneous time-geography“ (ebd., 15), welche nicht nur die Materialität des menschlichen Körpers in den Blick nimmt, sondern auch die der Artefakte und Dinge. Die Zeitgeographie hat ihr Konzept von Materialität, ausgehend vom menschlichen Körper zu erweitern, die Körperlichkeit um eine Verbindung mit den Netzwerken physisch-materieller Elemente zu ergänzen, welche „Handeln“ und das teilweise Überwinden von „constraints“ (mit-)ermöglichen (vgl. ebd., 16). „Attention is focused on technical artefacts, because they can be used to extend the time-geographic conceptualizations of agency and action at a distance and show how local connectedness affects the durability of sociomaterial assemblages.“ (ebd., 10).

Somit kann auch eine Bezugnahme auf die Zeitgeographie dazu beitragen, das Verhältnis von Körper und Objektwelt neu zu denken und die Akteur-Netzwerk Theorie mit der Körperlichkeit der Akteure zu „bereichern“.

Auch KRAMER (2012) weist auf Anknüpfungspunkte zwischen Zeitgeographie und Akteur-Netzwerk Theorie hin (vgl. KRAMER 2012, 90). Die im Rahmen des Vollzuges von „Projekten[14]“ relevant werdenden „Pockets of Local Order“ beispielsweise können als konkrete „Schauplätze“ verstanden werden, die in ihrer materiellen Ausstattung den Vollzug von Praktiken ermöglichen, indem in ihnen Menschen, Infrastrukturen, Ressourcen und Artefakte raum-zeitlich zusammengeführt sind (vgl. KRAMER 2012, 90). Auch die Wohnung kann als eine spezifische Form eines „Pockets of Local Order“ verstanden

[14] Als „Projekt“ werden im Kontext der Zeitgeographie gedachte oder durchgeführte Tätigkeiten bezeichnet, die mit einem bestimmten Ziel in Beziehung stehen. (vgl. zur Definition auch KRAMER 2012, 89f).

werden, wo bestimmte Projekte ungestört ablaufen können und der mobile Mensch eine „Verankerung“ erfährt (vgl. ebd., 91).

KRAMER (2012, 98ff) weist auch deutlich darauf hin, dass die Körperlichkeit der Individuen mit der Materialität der Dingwelt in enger Beziehung steht. Im Rahmen einer „Choreographie des Alltags“, z.B. im Kontext der Organisation eines Haushaltes, gilt es sowohl die Köper der Haushaltsmitglieder im Rahmen von wechselseitigen Interaktionen aufeinander abzustimmen, als auch Artefakte in den Vollzug von Tätigkeiten entsprechend miteinzubeziehen. Dinge und Objekte können dabei sowohl als „constraints“ wirken, als auch spezifische Optionen bereit halten (vgl. ebd., 99). Besonders explizit herausgestrichen wird die enge Beziehung von Menschen und Dingen auch anhand eines Zitats von GERT SELLE: „Weil wir einen Körper haben, Körper sind, brauchen wir um ihn materielle Festigkeit. Der Körper benötigt Bett (oder Boden), Schuhe, Kleidung. Tisch und Stuhl sind vielleicht verzichtbar, aber nicht das Werkzeug, ein Leben zu fristen...“ (SELLE 1997, 281).

Im Rahmen der Praktiken multilokalen Wohnens werden die erwähnten Abstimmungen zwischen Körper und Dingwelt zu einer zentralen Herausforderung. Auch KRAMER (2012) betont die Bedeutung sowohl körperlicher, als auch materieller Aspekte, wenn es um die Etablierung eines multilokalen Wohnarrangements geht. Fragen nach der Kopräsenz bzw. nach der Abwesenheit von Akteuren und Gegenständen sind im Kontext der Praxis des Wohnens an mehreren Orten zentral. Vor allem in Bezug auf die „Bindungswirkungen“ von Wohnstandorten werden Dinge zu wichtigen Faktoren, welche die Ausgestaltung von multilokalen Wohnarrangement beeinflussen, indem sie „personalisierte“ Orte und Territorien konstruieren, die wiederrum eine Verankerung und Verwurzelung mobiler Akteure bewirken (vgl. KRAMER 2012, 101).

Wie bereits erwähnt kann abschließend festgehalten werden, dass (multilokale) Praktiken *sowohl* mit einem materiellen Körper, *als* auch mit materiellen Dingen, Objekten und Artefakten verbunden sind. Im Netzwerk fallen Köper und Objekt zusammen und bedingen sich gegenseitig, bzw. tragen gleichermaßen dazu bei, soziale „Wirklichkeiten“ performativ zu produzieren. Ein *multilokaler Habitus* ist in Bezug auf soziale Praktiken und auf die Bewirkung von Veränderungen in der Welt immer auch auf *multilokale Werknetze* angewiesen, Wohnpraktiken stehen sowohl mit habituell geprägten Körpern und deren inkorporierten Wissensbeständen in Beziehung, als auch mit der Welt der Dinge, Artefakte und sonstiger relevanter Entitäten, die in Assoziationen zusammengebunden sind (Materialitäten).

****

Dieses Kapitel hatte zum Ziel den theoretischen Rahmen der Arbeit aufzuspannen. Hierzu wurden in einem ersten Teil die Charakteristika einer praxistheoretischen Grundperspektive näher erörtert (vgl. Kapitel 3.1). Die Praxistheorien wurden hierbei von

anderen Sozialtheorien abgegrenzt und ihre Bezugnahme auf die Körperlichkeit der Akteure und die Materialität der Artefakte näher analysiert. Anschließend wurden ausführlich zwei spezifische Praxistheorien vorgestellt: einerseits die *Theorie der Praxis nach PIERRE BOURDIEU* mit den zentralen Konzepten des „Kapitals“, des „Feldes“, des „sozialen Raumes“ und des „Habitus“ (vgl. Kapitel 3.2), andererseits die *Akteur-Netzwerk Theorie* (primär nach BRUNO LATOUR), mit ihrem zentralen Konzept der Akteur-Netzwerke, bzw. Werknetze und einer anti-dualistischen Konzeption von Mikro/Mikro, Natur/Kultur und Subjekt/Objekt (vgl. Kapitel 3.3).

Ausgehend von diesen beiden Theorien wurden die zentralen Konzepte dieser Arbeit, *multilokaler Habitus* und *multilokale Werknetze*, systematisch weiterentwickelt. Mit Hilfe dieser beiden theoretisch-konzeptionellen „Fokussierungspunkte“ soll ein näherer Zugriff auf die Körperlichkeit und die Materialität multilokaler Wohnpraktiken möglich werden. Abschließend wurden Überlegungen zu einer Kombination beider Ansätze vorgestellt (vgl. Kapitel 3.4), wobei vor allem auch auf neuere Arbeiten und Konzepte mit Bezug auf die Zeitgeographie eingegangen wurde. Im folgenden Kapitel stehen nun primär methodologische und methodische Fragen im Mittelpunkt.

4 Methodischer Rahmen: *Erfassung* multilokaler Wohnpraktiken mittels „reflexiver Autofotografie“

Nachdem ausführlich der theoretische Rahmen der Arbeit aufgespannt wurde (vgl. Kapitel 3), stehen in diesem Kapitel nun methodologische und methodische Fragen im Zentrum. Es gilt zu erörtern, wie allgemein multilokale Wohnpraktiken empirisch zu erfassen sind und wie im Detail einem *multilokalen Habitus* und den *multilokalen Werknetzen* der Akteure methodisch nachzugehen ist.

In einem ersten Teil werden dabei methodologische Grundfragen erörtert, wobei auf den Einsatz qualitativer Methoden zur Rekonstruktion von „gemachten“ (multilokalen) Raumkonstruktionen näher eingegangen wird, sowie auch auf die Frage nach der grundsätzlichen Erfassbarkeit „sozialer Praktiken“. In einem zweiten Teil des Kapitels wird anschließend die Methode der *reflexiven Autofotografie* erörtert und in Bezug zur Analyse des Habitus und den damit verbundenen inkorporierten Dispositionen und Schemata, sowie zur Beschreibung von Werknetzen bzw. von Akteur-Netzwerk-Konfigurationen gesetzt.

4.1 Methodologische Grundfragen – Möglichkeiten der Erfassung multilokaler Wohnpraktiken

Die Beschäftigung mit Möglichkeiten der Erfassung multilokaler Wohnpraktiken, mit möglichen Beschreibungen der Praktiken des „aktiven“ Wohnens an mehreren Orten, wirft grundlegende Fragen auf, welche es entsprechend zu klären gilt, bevor eine nähere Auseinandersetzung mit konkreten, empirisch anwendbaren Methoden vorgenommen werden kann. Diese grundlegende Auseinandersetzung soll im folgenden Kapitel vorgenommen werden.

Die Frage, wie multilokale Wohnpraktiken eigentlich zu beschreiben, wie zu analysieren und wie zu deuten sind, kann in zwei Unterfragen aufgespalten werden: einerseits in die Frage, wie das sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens allgemein zu analysieren, in seinen Formen und Ausprägungen festzumachen ist (vgl. Kapitel 1) und andererseits in die Frage, welche methodologischen Anforderungen an die Erfassung „sozialer Praktiken“ gestellt werden, bzw. mit welchen methodologischen Herausforderungen die Erforschung sozialer Praktiken als „Orte des Sozialen“, bzw. von Praktiken „an sich“, konfrontiert sind (vgl. Kapitel 3.1). Beide Fragen, sowohl nach den Möglichkeiten der allgemeinen Analyse des Phänomens des multilokalen Wohnens, als auch nach den speziellen methodologischen Herausforderungen einer praxistheoretischen Zugangsperspektive zur „Wirklichkeit“, gilt es hier kurz zu klären.

4.1.1 Erfassung des Phänomens „multilokales Wohnen“

Das Phänomen des multilokalen Wohnens wie es in Kapitel 1 beschrieben wurde, ist gegenwärtig in der Bevölkerung durchaus weit verbreitet. Immer mehr Menschen leben für längere oder oft auch kürzere Zeitspannen multilokal, verteilen ihren „aktiven“ Lebens- und Wohnalltag über mehrere Orte und Räume. Damit verbunden ist eine große Heterogenität und Komplexität des Phänomens. So sind die Formen und Begründungen multilokalen Wohnens (z.B. berufsbedingt, freizeitbedingt, lebensformbedingt) äußerst vielschichtig, sowie die Alltagspraktiken und die spezifischen, akteursbezogenen Wahrnehmungen und Routinen, die mit einem multilokalem Wohnen in Zusammenhang stehen, in hohem Maße durch Vielfalt geprägt. Aus diesen Gründen erscheint eine *qualitativ-verstehende Annäherung* an das Phänomen besonders hilfreich zu sein, vor allem auch in Hinblick darauf, dass multilokales Wohnen ein noch nicht besonders intensiv erforschtes Feld darstellt, für dessen explorative Bearbeitung sich qualitative Zugänge besonders eignen (vgl. HILTI 2013, 90). Die Anwendung standardisierter Methoden setzt nämlich vielfach voraus, dass feste Vorstellungen über das zu untersuchende Phänomen bzw. das relevante Erkenntnisobjekt vorhanden sind, auf deren Basis empirische Erhebungen dann ansetzen können. Qualitative Forschung hingegen ist prinzipiell offen „...für das Neue im Untersuchten, das Unbekannte im scheinbar Bekannten...“ (FLICK, VON KARDORFF und STEINKE 2005, 16) und versucht „... weniger, Bekanntes [...] zu überprüfen, als Neues zu entdecken und empirisch begründete Theorien zu entwickeln“ (FLICK 2000, 14 zit. nach REUBER und PFAFFENBACH 2005, 107).

Vor allem die im Rahmen dieser Arbeit (neu) im Zentrum stehenden Aspekte der Körperlichkeit und Körperbezogenheit multilokaler Wohnpraktiken, sowie der „Materialität“ multilokalen Wohnens, scheinen damit durch eine qualitative Forschungsperspektive deutlich besser erfassbar, als mit Hilfe einer analytisch-quantitativ orientierten Zugangsweise[15]. Die verstehende Rekonstruktion multilokaler Ortsbindungen, akteursbezogener Raumkonstruktionen und sozial-räumlicher (Wohn-)Praktiken kann sinnvoll nur an der einzelfallorientierten, subjektzentrierten Interpretation sinnhafter und auch „materialisierter“ Lebenswelten ansetzen. Es gilt alltägliche multilokale Lebenswelten „dicht“ zu beschreiben, genau offenzulegen, wie die Akteure sozial-räumliche „Wirklichkeiten“ und Raumkonstruktionen hervorbringen und zu verstehen wie die

[15] Eine quantitative Annäherung an das Phänomen des multilokalen Wohnens kann aber durchaus im Lichte bestimmter anderer Fragestellungen, wo die Gewinnung standardisierter und „objektiver“ Daten angestrebt wird, sinnvoll sein. Zu beachten ist jedoch allgemein, dass eine genaue statistische und quantitative Erfassung des Phänomens multilokalen Wohnens mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist, welche beispielsweise mit dem Meldeverhalten der Bevölkerung und den Meldestatistiken der öffentlichen Verwaltung in Verbindung stehen (vgl. HILTI 2013, 60ff; PETZOLD 2013, 44ff). Die Gewinnung von Primärdaten mittels standardisierter Befragung eines gewählten Samples kann jedoch durchaus auch zu fruchtbaren Erkenntnissen führen.

vielfältigen Praktiken multilokalen Wohnens zustande kommen, aufrechterhalten und reproduziert werden.

Die vorliegende Arbeit geht somit davon aus, dass das Phänomen des multilokalen Wohnens, im Hinblick auf die hier relevanten Forschungsfragen, nur über einen *qualitativen Zugang* erforschbar ist, der auf Basis einer plausiblen Fallanalyse ein Verstehen der Vielfalt und Differenzierungen multilokaler Wohnpraktiken und den damit in Zusammenhang stehenden multilokalen, sozio-materiellen Raumkonstruktionen möglich macht. Konkret setzt die Arbeit demnach bei *verstehenden Beschreibungen* und weniger an allgemeinen Erklärungen an. Die Beschreibungen sollen dabei vor allem auch dazu dienen, nicht nur subjektive Sinnzusammenhänge der Akteure aufzuzeigen, sondern auch die Rolle des kompetenten Körpers und der materiellen Artefakte im Vollzug von Alltagswirklichkeiten darzustellen.

4.1.2 Erfassung von sozialen Praktiken

Beschreibungen, die ein „Verstehen“ von (sinnlichen wie materiellen) Lebenswelten, sowohl für Außenstehende („Forscher“) als auch für die Akteure selbst („Beforschte“) ermöglichen wollen, sind im Lichte einer praxistheoretischen Perspektive vor allem darauf angewiesen, soziale Praktiken „an sich“ zu erfassen, d.h. das konkrete menschliche „Tun“ als zentrale „Bau- und Schauplätze des Sozialen“ (SCHMIDT 2012, 217) entsprechend festzuhalten. Demzufolge rücken vor allem unmittelbar, sinnlich wahrnehmbare *Beobachtungen* im Rahmen der Erfassung sozialer Praktiken in den Mittelpunkt, da davon ausgegangen werden kann, dass Praktiken an sich „öffentlich“ und damit auch prinzipiell beobachtbar sind. (vgl. SCHMIDT 2012, 226f). In den sozialen Praktiken zeigt sich neben einer Verknüpfung und damit auch einer Überwindung der Dichotomie zwischen Individuum und Kollektiv, bzw. zwischen einer Mikroebene und einer Makroebene des Sozialen, weiters auch eine anti-dualistische Konzeption von Körper und Geist (vgl. ebd., 220). So wird das „Mentale“ nicht als abgetrennt oder herausgehoben vom realen Körper interpretiert, vielmehr steht es mit diesem in einer engen nicht-hierarchisch strukturierten Verbindung. Das „Mentale“ offenbart sich in körperlich vollzogenen Praktiken und ist damit unmittelbar und konstituierend eingebunden in einen „skilled body“. Im Rahmen von Beobachtungen lässt sich dieser „skilled body“, der kompetente Körper, in seiner öffentlichen Wirksamkeit sinnlich wahrnehmen, womit auch nähere Rückschlüsse auf soziale Praktiken möglich werden und ein interpretatives Verständnis „praktischen Tuns“.

Anzumerken ist jedoch, dass die beobachtbaren und öffentlichen körperlichen Tätigkeiten im Rahmen bestimmter Alltagssituationen nicht im Sinne einer behavioristischen Logik als direkte Folgewirkungen bestimmter äußere Reize anzusehen

sind[16] (vgl. ebd., 227). Vielmehr ist jede Tätigkeit, jedes Tun, jede Praktik durch eine implizite Logik, durch einen praktischen Sinn und ein praktisches Verstehen (vgl. Kapitel 3.2) charakterisiert. Damit sind wahrnehmbare und öffentliche Praktiken immer „sinnhaft strukturiert“. „Die durch Praktiken aufgespannte Öffentlichkeit ist somit immer an einen Hintergrund praktisch erworbener Fähigkeiten und Wahrnehmungsweisen geknüpft.“ (ebd., 227).

Demnach sind Beobachtungen sozialer Praktiken konsequent darauf angewiesen, die köperbezogene, implizite und praktische Logik der Praktiken zu erfassen und nicht nur körperliche Tätigkeiten naturalisierend zu beschreiben. In der vorliegenden Arbeit wird dabei davon ausgegangen, dass die Erfassung der Logik(en) der Praxis vor allem über eine Verlagerung der Beobachtung vom Forscher zum Beforschten möglich wird. Die Öffentlichkeit sozialer Praktiken wird dabei nicht von einem neutralen Punkt aus durch einen außenstehenden Beobachter aufgespannt, vielmehr führen erst konkrete Praktiken dazu, dass eine spezifische Öffentlichkeit ausgebildet wird, anhand welcher sich dann auch Beobachtungen festmachen lassen, die jedoch immer rückgebunden an einen kompetenten Körper und die in ihm gebundenen praktischen Kompetenzen sind, sowie auch an (materielle) Kontexte, an Ordnungen und Strukturen (vgl. ebd., 238). Die verstehende Beschreibung sozialer Praktiken setzt demnach nicht an der rein beschreibenden Beobachtung von sichtbaren körperlichen Aktivtäten an, an einem „ selbstgenügsamen, situativen Deskriptivismus“ (ebd., 231), vielmehr wird versucht, über die *in* sozialen Praktiken „gemachten“ Öffentlichkeiten, Rückschlüsse auf die *in* den Praktiken gebundenen Kompetenzen, Kontexte, Materialitäten und Logiken zu vollziehen. Die grundsätzliche Beobachtbarkeit von Praktiken liegt demnach primär darin begründet, dass im Rahmen sozialer Praktiken akteursbezogene und praktische „Öffentlichkeiten“ hergestellt werden, welche dann potenziell, vom „Forscher“ beobachtet werden können.

Die zentrale methodologische Frage in Bezug auf die Erfassung sozialer Praktiken lautet daher: Wie werden beobachtbare „Öffentlichkeiten“ im Rahmen von Praktiken eigentlich durch die Akteure („Beforschten“) hervorgebracht, welche praktische Logik verbirgt sich hinter dem wahrnehmbaren und öffentlichen „Tun“ in spezifischen materiellen Kontexten, Dingwelten und Artefaktkonfigurationen?

Konkret bedeutet dies, dass in Bezug auf die Erfassung von habituellen Praktiken auf Basis der *Theorie der Praxis* nach BOURDIEU (vgl. Kapitel 3.2), die von den Akteuren hervorgebrachten und „gezeigten“ Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata im Mittelpunkt stehen. Sie stellen gewissermaßen die „Öffentlichkeit“ von Praktiken dar und lassen sich auch mit Hilfe bestimmter Methoden empirisch erfassen. Ausgehend von den Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata können in weiterer Folge dann, so wie es in dieser Arbeit auch geschehen soll, Rückschlüsse auf einen möglichen (*multilokalen)*

[16] Zur Kritik an der These der „Öffentlichkeit“ und der grundsätzlichen Möglichkeit direkter visueller Beobachtungen von Praktiken vgl. SCHMIDT 2012, 230-231.

Habitus gezogen werden, auf die inkorporierten Dispositionen der Akteure und die „praktische“ Logik, den „Spiel-Sinn“.

Die Wahrnehmungs-, Denk und Handlungsschemata werden nicht dadurch öffentlich, dass ein außenstehender Beobachter sie visuell beobachtet, vielmehr sind es die Akteure selbst, die ihre inkorporierten Schemata „zeigen“, sie „öffentlich“ machen und damit auch einen Blick auf ihre eigenen Dispositionen und damit auch auf ihre inkorporierten sozial-räumlichen Strukturen zulassen. Die Körper der Akteure mainifestieren demnach „Öffentlichkeit“, „Sie [die Körper, M.S.] sind nicht nur das Ziel sozialer Einschreibungen, sie verweisen auch auf vergangene und gegenwärtige Formen ihres Gebrauches und fungieren als ‚displays‘, die permanent veröffentlichen.“ (SCHMIDT 2012, 246). Das „Öffentlich machen“ wird in der vorliegenden Arbeit dabei mit Hilfe des Einsatzes einer fotografischen Methode unterstützt. Indem die Akteure in ihrem multilokalen Wohnalltag selbstständig Fotos anfertigen, kann die praktische Logik ihrer Wohnaktivitäten, welche sich in spezifisch inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata und damit auch in der Auswahl der Fotomotive und der Reflexionen über diese niederschlägt, von den sozialen Praktiken ausgehend, erfasst werden.

Auch in Bezug auf die *Akteur-Netzwerk Theorie* (vgl. Kapitel 3.3) wird konkret davon ausgegangen, dass Praktiken nicht nur durch außenstehende Beobachter erfasst werden können, sondern dass sich ein näheres Verständnis für die vielfältigen Formen von hybriden Versammlungen bzw. Assoziationen (vgl. Kapitel 3.3) und speziell von *multilokalen Werknetzen* nur *innerhalb* eines Netzwerkes von verschiedenen Dingen und Objekten, *humans* und *non-humans,* entwickeln kann. Daher wird auch hier das „Öffentlich machen“ von Konfiguration materieller wie auch immaterieller Entitäten zu den Akteuren bzw. „Aktanten“ selbst verlagert. Durch das selbständige Anfertigen von Fotografien wird ein Einblick in die Werknetze multilokalen Wohnens möglich, wobei aber die Referenzpunkte für diesen Einblick durch die Akteure über die Auswahl bestimmter Fotomotive selbst festgelegt werden. Hiermit wird es möglich, anstatt einer in Bezug auf die Akteur-Netzwerk Theorie oft zu kritisierenden holistischen Beschreibung (vgl. zur Kritik an der ANT SCHULZ-SCHÄFFER 2000, 204-209, WIESER 2006), vielmehr spezifisch die relevanten Punkte der „Übersetzungen“ auszumachen, d.h. festzuhalten wo Menschen als Akteure und Aktanten mit bestimmten Artefakten bzw. anderen Entitäten interagieren und mit diesen dann ein hybrides Arrangement, ein Akteur-Netzwerk zur Stabilisierung von Alltagspraktiken, eingehen. Auch können dabei Aspekte der „Rahmung“, d.h. der Isolierung und Lokalisierung aber auch der Verkettung und Verknüpfung bestimmter Praktiken beobachtet werden.

Generell spielen Artefakte im Konzept der Öffentlichkeit sozialer Praktiken eine wichtige Rolle, in dem sie als Träger auch die zeitliche und räumliche Ausdehnung der Praktiken bestimmen und über ihre Materialität auch eine Form von „Verweisungscharakter“ transportieren. Der öffentliche Raum sozialer Praktiken tut sich

demnach vor allem über die Verbindung von Praktiken mit ihren Trägern (Artefakte, materielle Settings), Kontexten und Verknüpfungen auf (vgl. SCHMIDT 2012, 249). „[Die] ‚vermittelnden Handlungen‘ von Objekten, Artefakten und Techniken sind demnach für die Strukturierung des öffentlichen Raumes menschlicher Sozialität entscheidend“ (ebd., 252). Über die Analyse von Artefakten sowie von diversen materiellen wie auch immateriellen Entitäten erscheint ein fruchtbares Verständnis, ausgehend von Beobachtungen und Beschreibungen bestimmter Praktiken und Konfigurationen in ihrem Wechselspiel an und zwischen verschiedenen Wohnorten möglich, und somit auch ein „Verstehen“ der Rolle von Materialitäten im Rahmen einer multilokalen Wohnorganisation.

Zusammenfassend wird demnach davon ausgegangen, dass soziale Praktiken durch Beobachtungen erfassbar sind. Was jedoch einer konkreten Beobachtung zugänglich ist, die „Öffentlichkeit“ von Praktiken, wird nicht alleine von einem außenstehenden Beobachter vorab festgelegt, vielmehr sind es die Akteure selbst, die *in* ihren Praktiken eine spezifische Öffentlichkeit herstellten, sei es in der Anwendung spezifischer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata oder in der Ausbildung von spezifischen Akteurs-Netzwerk Konfiguration, „Übersetzungen“ und „Rahmungen“. In dieser Arbeit wird diesen akteursbezogenen „Öffentlichkeiten“, die sich quasi „in praxi“ bilden, methodisch näher nachgegangen, mit dem übergeordneten Ziel, ein Verständnis über multilokale Wohnpraktiken in ihren köperbezogenen und materiellen Wirklichkeiten zu gewinnen. Mit dieser Betrachtung „...*vom Gegenstand her*...“ (ebd., 234; Hervorhebung im Original), also von den Akteuren ausgehend und demnach einer „*perspektivische[n]* Pluralität“ (ebd., 248; Hervorhebung im Original) folgend, wird auch eine Überwindung des oft postulierten Gegensatzes zwischen sichtbaren lokalen Tätigkeiten auf einer Mikroebene und unsichtbaren strukturellen Ordnungsmustern auf einer Makroebene möglich. Akteure mit ihrem Habitus und ihren Einbindungen in Akteurs-Netzwerke sind nämlich immer auch strukturell „prädeterminiert“, durch Zwänge, Kontexte und Verkettungen geprägt. Folglich zeigen sich auch in den *akteursbezogenen* Öffentlichkeiten strukturelle Wirkprinzipien und Ordnungsmuster, welche potentiell beobachtbar sind. In den „Öffentlichkeiten“ welche durch Praktiken konstituiert werden, fallen demnach Makro- und Mikroebene zusammen (vgl. ebd., 234ff). Auch Makrophänomene können, über ihre Einbindung in soziale Praktiken, damit beobachtet werden.

Die Beobachtung gilt somit als die zentrale kognitive Operation im Rahmen eines praxistheoretischen Zuganges, wobei sich das „Beobachten“ nicht nur auf visuelle Wahrnehmungsoperationen bezieht, sondern vor allem darauf, die „praktische Logik“, bzw. das „sinnhafte Verstehen“ *in* Praktiken und ausgehend von verschiedenen Blickwinkeln, offenzulegen (vgl. ebd., 252ff).

Mit Hilfe einer fotografiebasierten qualitativen Methode wird in dieser Arbeit versucht, die von den Akteuren selbst aufgespannten „Öffentlichkeiten“ zu beobachten sowie zu „fixieren“ und damit eine genaueres „Bild“ bestimmter Praktiken bzw. von

Aspekten alltäglicher Wohnpraktiken zu gewinnen. Die Interpretation dieser „Bilder“ erfolgt dann anschließend auf Basis eigener Reflexionen der Akteure in Interviews. Die Methode der *reflexiven Autofotografie* wird im folgenden Kapitel 4.2 nun im Detail vorgestellt und auch in Bezug zum theoretischen Rahmen der Arbeit gesetzt.

4.2 Reflexive Autofotografie als Methode

Die Methode der *reflexiven Autofotografie* (vgl. DIRKSMEIER 2013, 2009a, 2007) umfasst sowohl den Einsatz von Fotografien, als auch den Einsatz von qualitativen Interviews und den daraus resultierenden Texten zur Erfassung sozial-räumlicher Phänomene. Sie kann demnach als „*hybride*“ Methode bezeichnet werden, welche Bilder und Texte als Datenquellen kombiniert. Die Kombination von unterschiedlichen Formen von Daten scheint in Bezug auf die Erfassung von multilokalen Wohnpraktiken angebracht, da so – vor allem über die Heranziehung von Bildmaterial – die Herstellung der Beobachtbarkeit von Praktiken besser gelingen und ein tieferer Einblick in die „Öffentlichkeit“ derselben (vgl. Kapitel 4.1) gewonnen werden kann. Auch erscheinen „klassische“ Interviews, wo Akteure reflexive Auskünfte über ihr vergangenes Tun geben, in Bezug auf soziale Praktiken die mit einer oft unbewussten, vorreflexiven und inkorporierten „praktischen Logik“ verbunden sind, alleine nicht zielführend zu sein. So merkt z.B. SCHLÜTER (2012) mit explizitem Bezug auf das Konzept des Habitus an: „Die Rekonstruktion und Interpretation von alltäglichen Bedeutungszuschreibungen mit komplexen Raumbezügen stößt durch eine rein auf Verschriftlichung verbaler Äußerungen gestützte Analyse an ihre Grenzen. Die Kombination mit Fotografien als eine Methode der Datenerhebung bietet hingegen eine Möglichkeit, die praktische Verkörperung der Habitus der Akteure mit zu registrieren und so einem theoretischen Interesse an komplexen Beziehungen zwischen Subjekt und Raum gerecht zu werden.“ (SCHLÜTER 2012, 1).

Auch KAZIG und WEICHHART (2009, 121ff) betonen, dass eine Beschäftigung mit sozialen Praktiken und eine konzeptionelle Blickrichtung, welche konsequent die „Materialitäten“ alltäglichen „Tuns“ in den Blick nimmt, eine methodische Erweiterung und Neuausrichtung erforderlich macht, die von einer reinen Zentrierung auf sprachliche, textuelle Daten Abstand nimmt. Der Einsatz von hybriden Methoden, die auch *visuelle Aspekte* berücksichtigen und damit unterschiedliche Datenformate erheben, scheint hier eine angemessene Ergänzung darzustellen (vgl. KAZIG und WEICHHART 2009, 123).

Die Beschäftigung mit *Fotografien* im Rahmen der Untersuchung sozial-räumlicher Phänomene ist allgemein tief mit den konzeptionellen und historischen Wurzeln der Geographie (aber auch der Soziologie) verbunden. Die Geographie war und ist eine visuelle Wissenschaft, „... der Bildgebrauch [ist] in der Geographie ein selbstverständlicher Teil des Forschens und Arbeitens“ (DIRKSMEIER 2013, 85). Hierbei war jedoch lange Zeit eine theoretisch-methodisch eher unreflektierte Vorgehensweise festzustellen, bei welcher

Bilder vielfach naiv als „wirkliche Abbilder“ der Welt verstanden wurden und die Basis wenig fundierter Interpretationen bildeten (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 152). Vor allem die Kartographie als Teilbereich der Geographie beschäftigt sich seit jeher mit den vielfältigen Visualisierungen der erdräumlichen „Realität“ und schafft dabei Bilder, Images und Repräsentationen, welche jedoch nicht die Welt einfach nur „wiedergeben“, sie gewissermaßen neutral abbilden, sondern sie vielmehr performativ erst „hervorbringen“, also „Wirklichkeit“ produzieren. Bilder, Fotografien und Visualisierungen sind somit auch als „machtvolle Mittel der Welterzeugung“ (SCHLOTTMANN und MIGGELBRINK 2009, 14) anzusehen und immer kritisch, in ihren Wirkungen und Implikationen zu hinterfragen.

Seit Mitte der 1990iger Jahre hat ein breiter *Visual Turn* die gesamte Geographie erfasst. So wendet sich auch die Humangeographie heute vermehrt der kritischen und theoriegeleiteten Analyse von Bildern und Fotografien zu, betrachtet deren (semiotische) Rolle in sozialen und politischen Produktions- und Konstruktionsprozessen von „Räumlichkeit“ und verwendet (konventionell) Bilder im Rahmen der Erhebung von Datenmaterial im „Feld“. Hierbei haben sich unterschiedliche qualitative visuelle Methoden entwickelt, bzw. wurden aus anderen Disziplinen importiert (v.a. aus dem Bereich der *Visual Sociology* (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 152f und 163f)), die über die Kombination von Fotografie und Interviews neue Einsichten in das Verhältnis von sozialer Welt und „Raum“ ermöglichen und zur Datengewinnung beitragen sollen[17]. Zu diesen (konventionellen und weniger semiotischen) Methoden zählt auch die hier näher ausgeführte und empirisch angewandte reflexive Autofotografie (vgl. zu Fotografien als visuelle Daten auch FLICK 2007, 304-311).

Generell gehen fotografiebasierte qualitative Methoden zentral davon aus, „... dass der Beobachter sich durch die Fotografie selbst beobachtbar macht.“ (DIRKSMEIER 2013, 88). Indem ein Akteur als Fotograf eine Fotografie anfertigt, offenbart er seine Sicht auf die Umwelt und gibt Informationen über sich selbst preis. Über den Auswahlprozess, was durch die Fotografie als Fotomotiv festgehalten werden soll und was nicht, wird eine Unterscheidung hergestellt, über welche wiederrum Informationen über den Fotografen gewonnen werden können (vgl. ebd., 88). Indem im Kontext von Praktiken fotografiert wird, werden die akteursbezogenen „Öffentlichkeiten“ die *in* den Praktiken hergestellt werden (vgl. Kapitel 4.1), beobachtbar gemacht und damit auch die Praktiken selbst, als soziales Tun „an sich“ im Rückschluss beobachtbar. Fotografien und Bilder sind somit konsequent als soziale Konstruktionen (vgl. HARPER 2005, 406ff) zu verstehen, über welche Hinweise auf den Konstruktionsprozess und damit das „Machen“ sozial-räumlicher „Wirklichkeiten“ gewonnen werden können. Mit HARPER (2005) ist demnach für die

[17] Für eine nähere Beschreibung der unterschiedlichen qualitativen visuellen Verfahren (Photoelizitation, Photo Novella, Autodriving, Reflexive Fotografie, Autofotografie) vgl. DIRKSMEIER 2013, 86f und DIRKSMEIER 2009a, 164-166.

empirische Forschung festzuhalten: „Wenn wir uns dessen bewusst sind, wie Fotos konstruiert werden, können wir sie mit Gewinn verwenden.“ (HARPER 2005, 406).

Die Methode der reflexiven Autofotografie setzt folglich daran an, über die Aufnahme von Fotografien Rückschlüsse auf das soziale Tun der Akteure ziehen zu können. Die Akteure treten als Fotografen auf, welche in einem ersten Schritt selbständig Fotografien anfertigen und damit Unterscheidungen hervorbringen (reflexive *Autofotografie*), welche dann interpretiert werden können. Diese an die Fotoaufnahmen anschließende Interpretationsleistung liegt jedoch nicht bei einem außenstehenden Forscher, vielmehr setzen sich in einem zweiten Schritt die Akteure selbst mit den von ihnen angefertigten Fotografien auseinander und stellen Reflexionen über diese an (*reflexive* Autofotografie). Die Methode der reflexiven Autofotografie gliedert sich somit in zwei Teile, in einen autofotografischen Teil wo die individuellen und selbstständigen Fotoaufnahmen im Mittelpunkt stehen (Autofotografie[18]) und in einen nachfolgenden zweiten Teil, wo die Reflexionen über die zuvor gemachten Fotoaufnahmen und ihre Motive in Form von qualitativen Interviews in den Vordergrund treten (reflexive Fotografie)[19].

Mit Hilfe der Methode der reflexiven Autofotografie werden somit auch zwei verschiedene Datenformen erhoben: Zum einen werden Bilder bzw. Fotografien als visuelle, bildliche Daten gewonnen, welche Auskunft über die vom Fotografen visuell wahrgenommene Umwelt und die von ihm getroffenen Unterscheidungen in Bezug auf die Fotomotive geben. Zum anderen werden weiters auch textuelle Daten mit Hilfe von qualitativen Interviews im Rahmen der Reflexion über die ausgewählten Fotomotive hervorgebracht (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 165).

Zur Gewinnung der visuellen Daten, der Bilder und Fotografien im ersten, autofotografischen Teil der Methode, werden die Proband_innen gebeten, unabhängig vom Forscher selbstständig Fotografien anzufertigen um primär festzuhalten, „... how participants understand and interpret the world and their place within it.“ (JOHNSON, MAY und CLOKE 2008, 195). Durch die Verlagerung des Prozesses des Fotografierens zu den Proband_innen selbst, tritt der Forscher bewusst in den Hintergrund und ermöglicht den „Beforschten“ ihre eigene Geschichte in Form von ausgewählten Bildern unabhängig zu erzählen, ohne in eine stark hierarchische Struktur eingebunden zu sein (vgl. ebd., 195).

[18] Zur Methode der Autofotografie, ihrer Geschichte und ihrer Potentiale für die Geographie vgl. auch JOHNSTON, MAY und CLOKE 2008 und DIRKSMEIER 2013, 88f.

[19] DIRKSMEIER (2013) beschreibt die Autofotografie und die reflexive Fotografie als getrennte Methoden (vgl. 88-91), zwischen welchen aber fließende Übergänge existieren – vor allem dahingehend, dass die reflexive Fotografie eigentlich nur eine Weiterentwicklung bzw. Ergänzung autofotografischer Verfahren darstellt. Die Autofotografie kann aber weiters auch als Teil der Methode der reflexiven Fotografie angesehen werden. In dieser Arbeit wird die Bezeichnung *reflexive Autofotografie* bevorzugt verwendet um darauf hinzuweisen, dass sowohl autofotografische als auch reflexive Elemente zur methodischen Anwendung kommen.

Dabei sind die Vorgaben[20] in Bezug auf die zu fotografierenden Motive sehr offen zu gestalten, wodurch den Proband_innen ein großer Entscheidungsspielraum in Bezug auf die zu erstellenden Fotografien gewährt wird. Dies dient einerseits dazu, die vielfältigen Beziehungen der Menschen zu ihrer Umwelt adäquat abbilden zu können, andererseits wirkt eine sehr offene und breite Vorgabe an die Proband_innen auch motivierend (vgl. DIRKSMEIER 2013, 90). Die Methode der reflexiven Autofotografie lässt somit „... aufgrund ihrer Offenheit ein hohes Maß an Kontingenz zu, anstatt eine erwartete Ordnung mit empirisch kontrollierten Methoden aufzuzeigen.“ (ebd., 90). Eingeschränkt kann die prinzipielle Offenheit der Methode aber durch eine Begrenzung der Anzahl der zu erstellenden Fotografien werden, wie es auch im Rahmen dieser Arbeit geschieht. Indem die Proband_innen angewiesen werden eine bestimmte Zahl an Bildern aufzunehmen, kann – bei Beibehaltung der Offenheit in Bezug auf die auszuwählenden Motive – eine Fokussierung und notwendige Reduktion der Fotografien erreicht werden.

In einem zweiten Teil der Methode werden zur Gewinnung textueller Daten Interviews über die aufgenommenen Fotomotive geführt. Dabei wird ein grundlegender Perspektivenwechsel vollzogen (vgl. ebd., 90): der Proband wird zum eigentlichen „Experten“, welcher über seine eigenen Fotografien Auskunft gibt. Die zuvor angefertigten Bilder tragen dabei zu einem reflexiven Nachdenken beim Probanden bei, der nun die Gründe für seine Auswahl der Motive, für seine angewandten Unterscheidungen in Bezug auf seine Umwelt offenlegt. Mit Hilfe der Fotografien werden so Einsichten offenbart und relevante Informationen geschaffen, welche ohne Bilder nicht zu erwarten wären (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 168). Auch dienen die in einem ersten Schritt erstellten Bilder als wichtige „Erzählstimuli“ im Rahmen des Interviews, denn mit Hilfe von Fotografien können die Proband_innen zu relevanten und informativen Interpretationen angeregt werden („fotogeleitete Hervorlockung“: vgl. HARPER 2005, 414f).

Die Methode der *reflexiven Autofotografie,* wie sie hier näher erörtert wurde, eignet sich in ihrer sehr offenen Form auch für die Analyse des kontingenten und komplexen Phänomens des multilokalen Wohnens und speziell für die Analyse multilokaler Wohnpraktiken. Indem multilokal lebende Akteure an ihren einzelnen Wohnstandorten selbständig Fotografien anfertigen über welche sie im Anschluss im Rahmen eines Interviews auch näher Auskunft geben, kann vordergründig die akteursbezogene und als gemachte Raumkonstruktion aufzufassende *Relationalität* der Wohnorte zueinander, über die Auseinandersetzung mit den fotografierten Motiven und die mit ihnen verbundenen Begründungen, erfasst werden. Auch bietet eine fotografiebasierte Methode in Verbindung mit Interviews gute Ansatzpunkte für eine Habitusanalyse (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 169ff), wie sie mit Verweis auf einen *multilokalen Habitus* auch in dieser Arbeit angestrebt wird. Weiters lassen sich auch Einblicke in *multilokale Werknetze*, in die „hybriden“

[20] Die konkreten Vorgaben welche in dieser Arbeit verwendet und den Proband_innen zur Verfügung gestellt wurden, werden in Kapitel 5 besprochen. Sie sind weiters auch im Anhang der Arbeit zu finden.

Konfigurationen verschiedenster Entitäten, die die Praktik(en) des multilokalen Wohnens (mit)hervorbringen, gewinnen. Wie die Methode der *reflexiven Autofotografie* dabei konkret in Bezug zum theoretischen Rahmen (vgl. Kapitel 3) und zu den konzeptionellen Fokussierungspunkten der Arbeit (Körperlichkeit und Materialität) steht, wird dabei in den folgenden zwei Kapiteln näher erläutert.

4.2.1 Reflexive Autofotografie und Habitus: Habitusanalyse

Wie in Kapitel 3.2 ausgeführt, geht diese Arbeit einem möglichen *multilokalen Habitus* nach, wie er sich auf Basis der Erfahrung einer multilokalen Wohnpraxis ausbilden kann. Über die alltägliche Praxis eines Lebens an mehreren Orten, des eingespannt Seins in ein „räumliches Feld“ welches durch erhebliche Kontingenzen der sozialen und räumlichen Umwelt geprägt ist und in welchem Kapital, vor allem in der Form des „residenziellen Kapitals“ akkumuliert wird, ergeben sich körperlich fixierte Dispositionen, die sich in spezifischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen, so eine zentrale Annahme. Die inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata sind dabei einerseits eine Konsequenz einer zeitlich zurückliegenden alltäglichen multilokalen Praxis, sie strukturieren gleichzeitig aber auch gegenwärtige (Wohn-)Praktiken, indem an den einzelnen Wohnorten unterschiedliche Schemata der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns praktisch angewandt werden, um die Kontingenz eines (gleichzeitigen) Lebens an mehreren (materiell wie auch „sozial“ unterschiedlich strukturierten) Orten bewältigen zu können.

Es gilt demnach diese Schemata der Umweltbewältigung sowie den inkorporierten Habitus, der als der im „Leib sedimentierte Handlungseffekt oft wiederholter Handlungen“ (DIRKSMEIER 2007, 85) verstanden werden kann, in Bezug auf eine multilokale Wohnpraxis der Akteure offenzulegen und zu analysieren. Dabei stellt sich die Frage, wie methodisch angemessen bei einer Analyse des Habitus vorzugehen ist.

PIERRE BOURDIEU hat selbst keine systematisch ausgearbeitete Methodologie zur Analyse des Habitus vorgelegt. Vielmehr hat er sich zuerst primär mit quantitativen Verfahren im Kontext einer positivistisch geprägten Perspektive beschäftigt, später dann vor allem mit einer qualitativ-hermeneutischen Methodologie, wo das „Verstehen“ der Praxis im Mittelpunkt stand (vgl. DIRKSMEIER 2007, 75). Auch andere Autoren im Anschluss an BOURDIEU haben eine Vielzahl von Methoden zur empirischen Analyse des Habitus angewandt (vgl. DIRKSMEIER 2009a, 169).

Im Rahmen der Hinwendung zu einem qualitativen Forschungsprogramm hat sich BOURDIEU später speziell auch näher mit der Fotografie als eine Möglichkeit der Habitusanalyse auseinander gesetzt (vgl. DIRKSMEIER 2007, 79f). Dabei ist sein Verständnis von Bild und Fotografie semiotisch geprägt. So betont er, dass jede Fotografie das Ergebnis eines Auswahlprozesses darstellt, welcher durch den Habitus erheblich geprägt wird. Der Habitus strukturiert das Fotografieren und bringt damit die Absichten des Fotografen zum

Ausdruck, wie auch das System von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, welches die Akteure „praktisch“ anleitet und ihren Auswahlprozessen in Bezug auf die Bildmotive zugrunde liegt. Die Fotografie fungiert somit als ein Zeichen, welches „... als ein Werkzeug zur Rekapitulierung des praktischen Sinns, der die Aufnahme lenkt“ (ebd., 79) herangezogen werden kann.

DIRKSMEIER (2007, 2009a) merkt zum semiotischen Bildverständnis von BOURDIEU allerdings kritisch an, dass hier das gesamte Potential für eine Habitusanalyse nicht vollständig ausgeschöpft wird. So wird vor allem die Annahme in Frage gestellt, das ein außenstehender Beobachter („Forscher“) aus einem aufgenommenen Bild die Intentionen der Akteure und das „Transzendenzverhältnis zwischen Sujet und Bedeutung aus der Fotografie, genauer der Darstellung, herauslesen könne“ (vgl. DIRKSMEIER 2007, 80). Auf Basis der Bildtheorie nach HUSSERL (vgl. ebd., 86f) ist von einer Trennung zwischen dem Bildobjekt, dem Sichtbaren und dem Dargestellten auf der einen Seite und dem Bildsujet, dem Darstellenden, auf der anderen Seite auszugehen. Nach DIRKSMEIER (2007, 2009a) sind im Rahmen einer empirischen Habitusanalyse demzufolge immer beide Seiten der Fotografie zu erheben, um relevante Daten zu erhalten. Durch die oben beschriebene Methode der reflexiven Autofotografie wird dies möglich, indem die Interpretation der aufgenommenen Fotografien zu den Proband_innen selbst verlagert wird, wodurch sich in weiterer Folge eine Zusammenführung von Dargestelltem und Darstellendem ergibt. „Diese Integration von Bildobjekt und Bildsujet als Bildinterpretation der ProbandIn stellt die [...] empirische Datengewinnung im Kontext der Habitusanalyse dar. Auf Basis der Trennung von Bildobjekt und Bildsubjekt leistet die Fotografie damit die Objektivierung der habituellen Wahrnehmungsschemata.“ (DIRKSMEIER 2007, 87). Die Kombination von bildlicher Objektivierung und subjektiver Interpretationsleistung schafft die Möglichkeit eines umfassenden Zugriffs auf die habituell geprägten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata der Akteure. Die Zusammenführung von Bildobjekt und Bildsujet wird durch die reflexive Fotografie möglich, wo sowohl die unabhängige, aber habituell geprägte Aufnahme von Fotografien (Bildobjekt) Teil der Methode ist, wie auch eine Befragung der Subjekte zur Motivwahl (Auswahlentscheidung der Bildsujets).

Die Methode der reflexiven Autofotografie baut somit zentral auf BOURDIEUS Überlegungen zur Fotografie als Methode der Habitusanalyse auf, ergänzt sie jedoch in wichtigen Punkten. „Sie nutzt die Existenz der habitusgesteuerten Auswahlentscheidungen im Zusammenhang mit der Fotografie“ (DIRKSMEIER 2009a, 176), lehnt jedoch ein ausschließlich semiotisches Bildverständnis ab. Nicht ein externer Beobachter („Forscher“) interpretiert die aufgenommenen Fotografien als Bildobjekte, vielmehr werden die Akteure selbst zu „Experten“, welche in qualitativen Interviews Auskunft über die Motive für die Auswahl der Bildsujets geben und damit das Transzendenzverhältnis zwischen Sujet und Bedeutung rekonstruieren. Im Gegensatz zu rein textuellen Verfahren wird beim Einsatz der Methode der reflexiven Autofotografie dabei „...die Entscheidung, was

Gegenstand des Forschungsdialoges ist, allein auf Seiten der Probanden oder genauer: ihrer Habitus“ (ebd., 176) verlagert.

Für die Analyse eines *multilokalen Habitus* scheint die Methode der reflexiven Autofotografie demnach gut geeignet. Mit Hilfe der Fotografien werden die für die Akteure relevanten Umwelten an den einzelnen Wohnorten „fixiert“. In einem weiteren Schritt kann anschließend, über die „..Objektivierung des menschlichen Blicks im Bildobjekt...“ (ebd., 176) auf körperlich fixierte Dispositionen der Akteure, die sich in spezifischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zeigen und in Auswahlprozessen ausdrücken, rückgeschlossen werden. Die Dispositionen sind Teil eines multilokalen Habitus, welcher als eine Bewältigungsstrategie für die Kontingenzen einer multilokalen Wohnorganisation betrachtet werden kann und die Akteure in ihrem routinisierten „praktischen Tun“ anleitet. Von Interesse sind dabei die Fragen nach der *Relationalität* der einzelnen Wohnorte zueinander, d.h. nach den spezifischen Formen der Kontingenzbewältigung und ob sich die von den Akteuren angewandten Schemata der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns folglich an den einzelnen Wohnstandorten unterscheiden oder nicht (vgl. Kapitel 3.2). Die empirischen Ergebnisse zur multilokalen Habitusanalyse werden in Kapitel 5 näher vorgestellt.

4.2.2 Reflexive Autofotografie und Aktanten: Analyse von Akteur-Netzwerken

Ähnlich wie in Bezug auf den multilokalen Habitus im vorangehend Kapitel, gilt es nun auch für die *multilokalen Werknetze* die Frage zu klären, wie diese konkret zu analysieren, methodisch in den Blick zu bekommen sind. Akteur-Netzwerke oder Werknetze entstehen in komplexen Prozessen der Netzwerkbildung, wo durch sog. „Übersetzungen“, heterogene Entitäten zu Assoziationen zusammengebunden werden (vgl. Kapitel 3.3). Die Aktanten übernehmen dabei bestimmte „Rollen“ und werden durch ihre relationale Zusammenführung zu handlungsfähigen Konstellationen, die als „hybrid“ anzusehen sind, d.h. sowohl „natürliche“ (materielle) Aspekte, als auch „kulturelle“ (immaterielle) Aspekte umfassen. Veränderungen in der „Realität“ haben ihren Ursprung demnach nicht in einzelnen, handlungsfähigen Akteuren, sondern in Netzwerken, in den Assoziationen von Aktanten (Dingen, Menschen, Techniken etc.). Auch werden wahrnehmbare Entitäten oder Phänomene als Effekte eines vorübergehend stabilisierten Netzwerkes angesehen und nicht als vorab „gegeben“ oder unveränderbar feststehend. (vgl. SCHAD 2012, 29ff).

Es gilt demnach gezielt den Prozessen der Netzwerkbildung und der „Übersetzung“ nachzugehen, wenn ein näheres Verständnis darüber erreicht werden soll, wie bestimmte Phänomene, wie beispielsweise die Praktiken multilokalen Wohnens, überhaupt als „Netzwerkeffekte“ zustande kommen. Akteur-Netzwerke sind in ihrer Ausdehnung dabei vorerst unbestimmt zu lassen, eine Begrenzung der Reichweite ist methodologisch zu vermeiden. Mikroebene und Makroebene sind nicht voneinander abzugrenzen, „Umfang“

und „Ende“ eines Netzwerkes sind vor der Untersuchung nicht zu bestimmen und somit auch nicht bekannt (vgl. SCHAD 2012, 29ff und 32). Die Akteur-Netzwerk Theorie stellt damit keine „positive“ Theorie dar, die von bestehenden Dingen und Begrenzungen ausgeht, sondern mehr eine beschreibende Methode: „ANT ist eine Methode und außerdem meistens eine negative; sie sagt nichts über die *Gestalt* dessen, was mit ihr beschrieben wird“ (LATOUR 2007, 246; Hervorhebung im Original). Die Akteur-Netzwerk Theorie kann als eine spezifische Methode der Weltbeschreibung verstanden werden, nicht als generalisierte „Theorie“ die Hypothesen testet. (vgl. RUMING 2009, 453).

Akteur-Netzwerke sind im Prozess ihrer performativen Hervorbringung, in ihren konkreten Relationen zwischen materiellen und immateriellen Entitäten, und in ihren spezifischen Formen der Übersetzung demnach „dicht“ zu beschreiben (vgl. NEISSER und POHL 2013, 31). Nach SCHAD (2012, 31) ist dabei primär eine einzelfallorientierte Vorgehensweise anzuwenden, wo speziellen Werknetzen, beispielsweise denen eines multilokalen Haushaltes oder eines multilokal wohnenden Akteurs, im Detail nachgegangen wird. Generell ist hier eine große methodische Offenheit erforderlich, um die Heterogenität des Netzwerkes und seine „Unbestimmbarkeit“ entsprechend einfangen zu können (vgl. SCHAD 2012, 32). So ist primär den Aktanten in ihren Verknüpfungsbemühungen „zu folgen“, damit ausgemacht werden kann, wo relevante Unterschiede und Veränderungen entstehen, welche dann in weiterer Folge die jeweiligen Praktiken (mit)konstituieren.

Die Akteur-Netzwerk Theorie setzt somit an einer einzelfall- und prozessorientierten Beschreibung von Werknetzen an. Die Ableitung allgemeiner Gesetz- und Regelmäßigkeit wird nicht angestrebt. Damit liefert die Akteur-Netzwerk Theorie keine Erklärungen in einem streng positivistischen Sinne, sondern *vielfältige Beschreibungen* von komplexen Assozierungsprozessen (vgl. SCHAD 2012, 34), welche, wenn sie „tief“ genug in das Netzwerk eindringen, jegliche Form von Erklärung obsolet machen. Gute Beschreibungen benötigen keine Erklärungen, so die Meinung LATOURS (2007, 254). Es gilt vielmehr den „Akteuren zu folgen“ und entsprechend zu beobachten, wie sie Verbindungen herstellen: „...versuche der Verbindung zu folgen, die die Akteure zwischen [den] Elementen herstellen, auch wenn sie dir vollkommen inkommensurabel erschienen wäre, wenn du dich an die üblichen Verfahren gehalten hättest. Das ist alles.“ (LATOUR 2007, 245). Die ANT zielt somit methodologisch auf das Nachzeichnen des Prozesses der Assoziierung und des Herstellens von Verbindungen ab. „Working with ANT as a methodological premise, researchers are required to follow the network, to trace the circulation that constitutes an identity or reality, or to follow the actors.“ (RUMING 2009, 453).

Untersuchungen im Kontext der Akteur-Netzwerk Theorie sind nach LATOUR (2007) dabei als Form von „Feldforschung“ zu konzipieren: „... wir gehen hin, hören zu, lernen, praktizieren, wir werden kompetent, wir ändern unsere Konzeptionen. Sehr einfach,

wirklich: Man nennt es Feldforschung. Gute Untersuchungen produzieren eine Menge neuer Beschreibungen.“ (LATOUR 2007, 253). Diese Beschreibungen verlangen primär nach dem Einsatz von *qualitativ-ethnographischen Methoden*, die einen Zugriff auf multilokale Werknetze in ihrer prinzipiellen Offenheit und Unbestimmtheit zulassen. Rein quantitative Methoden hingegen, die auf der Grundlage eines positivistischen Weltbildes von bestehenden Kategorien ausgehen und vorab formulierte Hypothesen testen, scheinen zur näheren Erfassung von Akteur-Netzwerk Konstellationen weniger geeignet (vgl. SCHAD 2012, 34f).

Mit RUMING (2009) können Untersuchungen im Lichte der Akteur-Netzwerk Theorie folgend zusammengefasst werden: „The study of actor-networks is [...] the study of associations between different materials and relations through which orders and hierarchies are made (and unmade) and through which society is held together and made durable. It is these associations that any ANT methodology must recognise and follow.“ (RUMING 2009, 454).

Der Einsatz von Fotografien, bzw. von fotografischen Methoden, kann in Bezug auf eine Untersuchung auf Basis der Akteur-Netzwerk Theorie hilfreich sein und wertvolle Einblicke ermöglichen (vgl. SCHAD 2012, 35f). Durch den Einsatz von Bildern können Beschreibungen vielfältiger und tiefgründiger werden, sie können als „ethnographische Daten“ viel zu einem besseren Verständnis der „Logik“ der Vernetzung von Aktanten in Werknetzen beitragen. Die oben vorgestellte Methode der *reflexiven Autofotografie* ermöglicht durch ihre äußerst offene Konzeption hierbei, gezielt die Punkte der „Übersetzungen“ auszumachen, das Zusammenwirken von Aktanten und das „Handlungsprogramm“ des multilokalen Wohnens näher zu erfassen. So kann die Praxis eines „aktiven“ Wohnens an mehreren Orten, in ihrer Relationalität und Vielfältigkeit, und unter gezielter Berücksichtigung auch *materieller Aspekte*, untersucht werden.

Die von den Proband_innen in einem ersten Schritt selbst angefertigten Fotografien (reflexive *Autofotografie*) schaffen einen ersten Einblick in die Konfiguration der Werknetze an den einzelnen Wohnorten („Rahmungen“) und auch in mögliche „ortsübergreifende“, globalisierte Werknetze. Die Praxis des multilokalen Wohnens, die ganz wesentlich als ein Effekt von spezifischen Akteur-Netzwerk Konfiguration anzusehen ist, wird durch die Fotografien gleichsam „transparent“ und öffentlich gemacht. Indem die im Handlungsprogramm „multilokales Wohnen“ relevanten Aktanten über einen „fotografischen Blick“ sichtbar werden, kann die verstehende Rekonstruktion der Praxis des „aktiven“ Lebens an mehreren Orten in Angriff genommen werden, wobei hierbei die Heterogenität der beteiligten Aktanten und Entitäten besonders im Zentrum steht. Indem durch die Fotografien jegliche Art von Aktant im Handlungsprogramm „zu Wort kommen“, Teil der Beschreibung werden kann, kann auch die Hybridität und die vorab nicht feststehende Komplexität der Assoziationen, welche die performativen Wohnpraktiken konstituieren, untersucht und näher beschrieben werden.

Über die im zweiten Teil der Methode durchgeführten Reflexionen über die aufgenommenen Fotomotive (*reflexive* Autofotografie), wird anschließend der Prozess der „Übersetzung“ (vgl. Kapitel 3.3) näher thematisiert. Die zuvor angefertigten Fotografien können dazu dienen, gezielt zu ergründen, wie Aktanten in das jeweilige Handlungsprogramm eingebunden werden, welche „Rolle“ sie spielen und auch welche Widerstände von ihnen ausgehen können. Die Akteure geben über die relevanten Punkte der Übersetzung Auskunft und zeigen damit auf, wo Unterscheidungen und Veränderungen ihre Ursprünge haben.

Der Zugriff auf die Werknetze erfolgt dabei durch selbstständige Festlegungen der Akteure, die mit ihrem Körper und ihren habituell geprägten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata selbst Teil des multilokalen Akteur-Netzwerkes sind. Nicht der „Forscher“ als außenstehender Beobachter entscheidet auf welche Art und Weise die Werknetze „öffentlich“ gemacht werden sollen, vielmehr geht diese Entscheidung von den multilokal lebenden und wohnenden Akteuren, über die Auswahl der entsprechenden Fotomotive, selbst aus. Somit wird direkt die Konfiguration des multilokalen Werknetzes aus einer „Innenperspektive“ thematisiert und nicht nur von „Außen“ beschrieben. Die Herstellung von „Öffentlichkeit“ wird zu den Akteuren verlagert, die *in* ihren Wohnpraktiken Einblicke in die Assoziierungen heterogener Entitäten geben (vgl. Kapitel 4.1).

SCHAD (2012, 32ff) beschreibt unterschiedliche Zugänge wie konkret Analysen im Kontext einer akteur-netzwerktheoretischen Perspektive anzugehen sind und wo mögliche Ausgangspunkte liegen könnten. In der vorliegenden Arbeit wird als Ausgangspunkt der multilokal lebende Akteur in seiner konkreten Körperlichkeit gewählt. Der Akteur wird mit seinem sozial geprägten Körper und auch mit den damit verbundenen Wahrnehmungen und Handlungen dabei bereits als Teil eines multilokalen Werknetzes verstanden. Die ihn umgebende Welt der Artefakte, Dinge und Objekte stellt in weiterer Folge dann einen zusätzlich relevanten Zugang dar, wobei jedoch das Handlungsprogramm vom einzelnen Akteur aus betrachtet wird. Dies bedeutet, dass die einzelnen Akteure festlegen, wie die Prozesse der Übersetzung zu Stande kommen und dass weiters auch die Rollenverteilung zwischen den Aktanten mit dem auf die Akteure ausgerichteten Handlungsprogramm des multilokalen Wohnens in enger Beziehung steht. Die Analyse zielt hier somit auf die „... Rekonstruktion [...] ihrer [der Artefakte, M.S.] Rolle als potenzielle, das multilokale Wohnen ermöglichende und stabilisierende Aktanten.“ (SCHAD 2012, 33).

Untersuchungen im Lichte der Akteur-Netzwerk Theorie sind *relational* zu konzipieren. Die Aktanten im Netzwerk definieren sich in ihren „Rollen“ gegenseitig durch die komplexen Beziehungen die zwischen ihnen bestehen, die eingebundenen Entitäten sind durch die Verbindungen zu anderen Entitäten einem ständigen und nicht abschließbaren Prozess der Re-Konfiguration unterworfen. Somit wird erst auf Basis von

Verknüpfungen der Stellenwert der Aktanten und Entitäten im jeweiligen Werknetz, relational und auch nur temporär, festgelegt.

In Bezug auf die alltäglichen Praktiken des multilokalen Wohnens stehen ebenfalls *relationale* Beziehungen im Mittelpunkt (vgl. SCHAD 2012, 40ff). Ein „aktives“ Leben an mehreren Orten schafft multiple Ortsbindungen und Ortsbezüge, die sich auch in multiplen multilokalen Werknetzen niederschlagen. An jedem Ort des Wohnens bilden die Akteure im Kontext ihres jeweiligen Handlungsprogrammes (z.B. „Arbeitswohnsitz“ oder „Freizeitwohnsitz“) bzw. der jeweiligen „Nutzungen“ an den Wohnorten spezifische Akteur-Netzwerk Konstellation aus, welche die alltäglichen Wohnpraktiken stabilisieren und zugleich in eine „Rahmung“ bringen.

Im Rahmen empirischer Untersuchungen stellt demnach die Frage nach möglichen Unterschieden zwischen den Werknetzen an den einzelnen Wohnorten einen interessanten Ansatzpunkt dar, wie er auch in der vorliegenden Arbeit weiter verfolgt wird. Im folgenden Kapitel (vgl. Kapitel 5) werden erste empirische Erhebungen vorgestellt, die die Relationalität des multilokalen Wohnens, die komplexen Beziehungen zwischen den heterogenen Aktanten und Entitäten und die Praktiken der Assoziierung derselben, näher beschreiben wollen.

****

Das vorliegende Kapitel hatte zum Ziel den methodologischen und methodischen Rahmen der Arbeit aufzuspannen, sowie die zentralen Konzepte des *multilokalen Habitus* und der *multilokalen Werknetze* weiter zu konkretisieren. Zu Beginn wurde allgemein die Erfassbarkeit des Phänomens des multilokalen Wohnens thematisiert, wobei explizit auf die Bedeutung qualitativer Methoden hingewiesen wurde (vgl. Kapitel 4.1.1). Auch wurden methodologische Aspekte der generellen Möglichkeit der Erfassung von sozialen Praktiken, und damit auch von multilokalen Wohnpraktiken, angesprochen. Eine *Beschreibung* von Praktiken hat, so die zentrale Linie der Argumentation, primär an *Öffentlichkeiten* anzusetzen die direkt *in* den Praktiken „produziert“ werden. Eine rein „äußere“ Beschreibung in Form eines simplen Deskriptivismus ist hingegen abzulehnen (vgl. Kapitel 4.1.2).

Die vorgestellte Methode der „*reflexiven Autofotografie*“ (vgl. Kapitel 4.2), bei welcher die Proband_innen zuerst selbständig Fotografien an ihren Wohnorten anfertigen und über die Fotomotive anschließend in Interviews näher Auskunft geben, bietet einen möglichen Ansatzpunkt zu einer offenen Beschreibung von multilokalen Wohnpraktiken. So wurde in den abschließenden Teilen des Kapitels auch detailliert ausgeführt, wie allgemein und über die *Methode der reflexiven Autofotografie* im Speziellen, einerseits ein *multilokaler Habitus* und andererseits *multilokale Werknetze*, methodologisch in den (fotografischen) Blick genommen werden können.

5 Empirischer Rahmen: *multilokaler Habitus* und *multilokale Werknetze*

Nach der ausführlichen Entwicklung eines theoretischen (vgl. Kapitel 3) und eines methodologischen bzw. methodischen Rahmens (vgl. Kapitel 4), soll nun abschließend auch der empirische Rahmen der Arbeit aufgespannt werden. Ziel ist es, die vorgestellten Konzepte des *multilokalen Habitus* und der *multilokalen Werknetze* einer empirischen Prüfung zu unterziehen, bzw. eine Anwendung neuer theoretisch-konzeptioneller Ansätze in der Perspektive der *Theorie der Praxis* und der *Akteur-Netzwerk Theorie* auf das sozialräumliche Phänomen des multilokalen Wohnens vorzunehmen. Es wird somit versucht, mit Hilfe konzeptioneller „Fokussierungspunkte" (*Körperlichkeit und Materialität*) und im Lichte bestimmter (praxis-)theoretischer „Scheinwerfer", spezifische Aspekte einer multilokalen Wohnpraxis zu erfassen und zu analysieren. Vor allem soll mit dem Konzept des multilokalen Habitus dabei die soziale Körperlichkeit der Akteure in Form von inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata in den Mittelpunkt gerückt werden, und mit dem Konzept der multilokalen Werknetze zusätzlich die materielle Dimension eines „aktiven" Lebens an mehreren Orten.

Der empirische Rahmen der Arbeit wird konkret durch die Betrachtung unterschiedlicher multilokaler Lebenswelten aufgespannt. Auf Basis einer einzelfallbezogenen, qualitativ-verstehenden Zugangsweise soll mit Hilfe der Methode der *reflexiven Autofotografie* ein Einblick in die „Logik" der Praxis des Wohnens an mehreren Orten gewonnen werden. Die angestellten empirischen Erhebungen sollen dazu dienen, die *Relationalität* der einzelnen Wohnstandorte näher zu ergründen, indem danach gefragt wird, wie die Akteure in ihrem multilokalen Alltag ihre Wohnorte aufeinander beziehen: Sind praxisbezogene Differenzen zwischen den Wohnorten aufzumachen, kommen unterschiedliche Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zur Anwendung oder können unterschiedliche Werknetze an den Wohnorten ausgemacht werden? Diese Fragen werden im Hinblick auf die erhobenen Daten geklärt.

Die vorgenommenen empirischen Erhebungen dienen dabei einer vorwiegend *exemplarischen Veranschaulichung* der vorgestellten Konzepte: Es gilt die in der Arbeit angewandten Theorieansätze mit ersten empirisch erhobenen Daten zu verschneiden und so das mögliche Potential der Ansätze für weitere Untersuchungen zum komplexen sozialräumlichen Phänomen des multilokalen Wohnens zu illustrieren. Im Rahmen dieser Arbeit ist jedoch keine vollständige empirische Aufarbeitung der entwickelten theoretisch-konzeptionellen Ansätze möglich, vielmehr gilt es im Hinblick auf die formulierten Forschungsfragen (vgl. Kapitel 2), mögliche Wege der empirischen Bearbeitung in einem ersten Schritt aufzuzeigen und neue Perspektiven, die auch neue Aspekte des Phänomens des multilokalen Wohnens in den Vordergrund stellen, in die Diskussion einzubringen. Die

Anwendung neuer Theorien und Konzepte auf „bekannte" Phänomene bewirkt eine Offenlegung neuer, unbekannter Aspekte, die mit den „alten" Theorien nicht auszumachen waren. Ein neues Erkenntnisobjekt, eine *andere* Sichtweise wird durch neue theoretische Zugänge etabliert, das Verständnis über ein Phänomen erweitert. Die vorliegende Arbeit hat demzufolge primär zum Ziel, die wissenschaftliche Diskussionen über das Phänomen des multilokalen Wohnens auf neue Aspekte (soziale Körperlichkeit und Materialität) und Perspektiven (Praxistheorien) hinzuweisen und auszurichten.

Im folgenden Kapitel wird zuerst auf die Rahmenbedingungen der Datenerhebung und der Vorgehensweise bei der empirischen Untersuchung eingegangen (vgl. Kapitel 5.1). Anschließend erfolgt eine genaue Vorstellung der gesammelten Daten im Lichte des theoretischen Rahmens der Arbeit (vgl. Kapitel 5.2 und 5.3).

5.1 Erhebung der fotografischen und textuellen Daten

Die empirischen Daten wurden anhand konkreter Lebenswelten multilokal lebender Akteure erhoben. Insgesamt werden hier vier Lebenswelten von Akteuren, die multilokal Wohnen, vorgestellt, wobei die Auswahl primär darauf ausgerichtet war, die Vielfältigkeit und die Komplexität des Phänomens des multilokalen Wohnens einzufangen. Somit lässt die Rekrutierung der Proband_innen Ansätze eines „theoretischen Samplings" (vgl. REUBER und PFAFFENBACH 2005, 152) erkennen. Im Forschungsprozess wurden schrittweise mögliche Proband_innen neu in die Erhebung eingebunden, wobei ausgehend von persönlichen Kontakten und bekannten Personen, mittels „Schneeballverfahren" vorgegangen wurde. Ein vereinbartes Interview konnte leider aufgrund von Terminproblemen, die durchaus auch auf den multilokalen Lebensalltag der Probandin zurückzuführen waren, sowie als Konsequenz ihrer Hochzeit und einer längeren Auslandsreise entstanden sind, nicht mehr durchgeführt werden.

Im Rahmen der ersten Kontaktaufnahme bezüglich der Untersuchung wurde den Proband_innen dabei eine Anleitung, wie sie im Anhang angeführt ist, für die zu erstellenden Fotografien übermittelt. Dies geschah per E-Mail, einmal wurde die Anleitung jedoch auch persönlich übergeben.

Die Datenerhebung fand, wie bereits bei der Vorstellung der Methode der reflexiven Autofotografie beschrieben, in *zwei Schritten* statt: Zuerst wurden von den Proband_innen selbständig, auf Basis der zuvor ausgehändigten Anleitung Fotos an den einzelnen Wohnorten aufgenommen. Die Zahl der Fotografien war dabei auf drei pro Wohnsitz beschränkt, die Gesamtanzahl der Fotos richtete sich folglich nach der Anzahl der Wohnsitze. Aufgenommen wurden die Fotografien dabei mittels Digitalkameras sowie mit Smartphone- und Handykameras. Die Fotografien wurden im Anschluss von den Proband_innen per E-Mail übermittelt.

In der *Anleitung* (vgl. Anhang) zu den zu erstellenden Fotografien waren die Vorgaben bewusst sehr offen und frei gehalten. Die Proband_innen wurden lediglich dazu aufgefordert bildlich festzuhalten, *was für sie an ihren Wohnorten persönlich besonders wichtig ist*. Über die Auswahl „persönlich wichtiger" Motive sollen v.a. die inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata in den Mittelpunkt rücken und damit habituelle Prägungen offenbart werden. Angeführt wurden hierzu z.B. Personen, Dinge, Alltagsgegenstände, Orte, Plätze oder Aktivitäten, welche als relevante Bildmotive ausgewählt werden können. Die Fotoaufnahmen konnten sowohl innerhalb der eigenen Wohnungen, als auch im Umkreis um die Wohnungen aufgenommen werden. Damit war auch im Hinblick auf eine akteurnetzwerk-theoretisch inspirierte Methodologie keine „räumliche" a-priori Begrenzung vorgegeben. Was als „Wohnort" zählt war somit den multilokal lebenden Akteuren überlassen, die Werknetze konnten sich sowohl auf die Wohnung als „Rahmung" beziehen, als auch auf Quartiere, Stadtteile und die jeweiligen „Wohnumwelten".

In einer *zweiten Phase* wurden die Proband_innen dann in Interviews über die Auswahl der aufgenommenen Fotomotive näher befragt. Die Interviews waren dabei sehr offen strukturiert. Zu Beginn wurden die Proband_innen lediglich mit der Frage konfrontiert, warum genau jene Fotomotive ausgewählt und aufgenommen wurden. Sie wurden hierbei aufgefordert zu erzählen, was die Bilder für sie persönlich zeigen, was ihnen daran wichtig ist und was die Bilder jeweils ausdrücken. Der Reihe nach wurden dann im Interview die einzelnen Fotoaufnahmen an den Wohnorten durchbesprochen. Somit lassen sich die Interviews als Variante des Typs der „narrativen Interviews" (vgl. REUBER und PFAFFENBACHER 2005, 139-144) anführen, wo die Proband_innen vom Interviewer zu Beginn aufgefordert werden, über ein bestimmtes Thema einfach frei zu sprechen, zu erzählen. Im vorliegenden Fall bezog sich das Thema, das gleichsam als generierender „Erzählimpuls" wirken soll, auf die aufgenommenen Fotografien in und um die eigenen Wohnungen und die Motive, welche dem Auswahlprozess der Bildaufnahme zugrunde lagen. Dabei wurde meist auch direkt Bezug genommen auf Aspekte des multilokalen Lebens, d.h. von den Proband_innen wurden konkret Beweggründe angesprochen, die mit dem Wohnen und Leben an mehreren Orten in Beziehung stehen, es wurden Alltagsprobleme und das Wohnen „an sich" im Verlauf der Erzählungen thematisiert. Hierbei wurde zu bestimmten Aspekten auch gezielt nachgefragt. Die aufgenommenen Bilder und die Reflexionen der Proband_innen führten demnach zu Erzählungen über ein „aktives" Leben an mehreren Orten, wobei jedoch primär eine „Wohnperspektive" vorherrschend war, d.h. Aspekte der Mobilität, des Unterwegs-Seins zwischen den Wohnorten wurden nicht im Detail erörtert, jedoch oberflächlich angesprochen.

Die Interviews dauerten zwischen 30 und 45 Minuten und wurden in zwei Fällen in einer der Wohnungen der Proband_innen geführt, einmal in einer Gaststätte und ein

Interview wurde als Telefon-Gespräch geführt. Sie wurden mittels Diktiergerät aufgenommen und anschließend vollständig transkribiert.

Festzuhalten ist dabei, dass die Proband_innen die Untersuchung sehr interessant fanden und auch entsprechend motiviert waren. Vor allem die Aufnahme der Fotos löste bei den Proband_innen einen durchaus intensiven Reflexionsprozess über die eigenen „Wohnpraktiken" und über die jeweilige multilokale Lebensweise aus.

5.2 Der *multilokale Habitus* und die *körperliche Relationalität* des multilokalen Wohnens

Das Konzept des multilokalen Habitus beschreibt die inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die sich aus der Praxis eines Lebens und Wohnens an mehreren Orten ergeben und die gegenwärtige Praxis multilokalen Wohnens dabei strukturieren (vgl. Kapitel 3.2). Die im „sozialisierten" Körper fixierten Dispositionen führen zu einem bestimmten Habitus, der in Wohnpraktiken sichtbar wird und die Akteure, in dem eine „praktische Logik" zur Anwendung kommt, in ihrem alltäglichen „Tun" anleitet. Der Habitus hilft die Umwelt intuitiv zu erfassen, er schafft und weitet Handlungsspielräume, wirkt aber gleichzeitig auch einschränkend und „disziplinierend", da die „Welt" außerhalb des jeweiligen Habitus den Akteuren unzugänglich bleibt.

Ein multilokaler Habitus kann dabei als eine *Bewältigungsstrategie* interpretiert werden, die dazu dient, die Kontingenzen, die sich durch ein „aktives" Leben an mehreren Orten ergeben können (sozial wie physisch unterschiedliche Umwelten), erfolgreich zu bewältigen. Die Akteure besitzen demnach ein inkorporiertes Wissen, das ihre Wahrnehmungen, ihr Denken und ihr Handeln strukturiert und damit in konkreten Praktiken als „Spiel-Sinn" zum Ausdruck kommt.

Bei einem Wohnalltag der über mehrere Orte hinweg verteilt ist, stellt sich dabei die Frage, ob sich an jedem Wohnort unterschiedliche Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zeigen, oder nicht. Im erstgenannten Fall wäre von „Gegenwelten" (vgl. HILTI 2013) zu sprechen, es gibt hier einen starken Kontrast zwischen den Orten und den Praktiken des Wohnens und die Akteure interpretieren, auf Basis ihres Habitus, die Umwelten gänzlich unterschiedlich und handeln folglich auch differenziert. Ist dies nicht der Fall, dann ist der multilokale Habitus weniger auf Gegensätzlichkeit hin ausgerichtet, sondern wirkt vielmehr „integrativ". Es sind die inkorporierten Dispositionen hier als „Verschmelzung" zu verstehen, es kommen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zur Anwendung die nicht auf einen Ort, sondern vielmehr auf *alle* Wohnorte bezogen sind. Die Wohnpraktiken sind folglich an den Wohnorten der multilokal lebenden Proband_innen nicht deutlich differenziert.

Diese spezifische, körperbezogene *Relationalität* des multilokalen Habitus wurde anhand der erhobenen textuellen und visuellen Daten näher untersucht.

5.2.1 Fall 1

Eine weibliche, 45-jährige Interviewpartnerin (IVW1) lebt als „Shuttle“ (vgl. Kapitel 1) multilokal. Sie besitzt eine 70 m² große Mietwohnung in Wien (Wohnort A) und gleichzeitig eine 95 m² große Mietwohnung in Pörtschach am Wörthersee (Wohnort B), der Arbeitsort befindet sich in Klagenfurt. Seit drei Jahren wohnt sie damit unter der Woche primär in Pörtschach, an den Wochenenden hingegen in Wien. Dabei ist es aber auch oft der Fall, dass sie am Wochenende ebenfalls in Pörtschach bleibt, insgesamt fährt sie demnach ca. alle zwei Wochen für ein Wochenende oder auch mehrere Tage nach Wien. Dabei benutzt sie ausschließlich ihren PKW und ist ca. drei Stunden in eine Richtung unterwegs. Das Leben an mehreren Orten findet sie im Allgemeinen eher nicht als Belastung („bringt Abwechslung“), das Hin-und-her-Fahren aber stört sie, da hier für sie wertvolle Zeit verloren geht und finanzielle Kosten entstehen.

Die inkorporierten Wahrnehmungsschemata und habituellen Interpretationen der Wohnumwelten im Rahmen dieser konkreten multilokalen Lebenswelt lassen sich dabei anhand der erhobenen Daten veranschaulichen.

Abbildung 1: Wohnort A, IVW1

Abbildung 2: Wohnort A, IVW1

Abbildung 3: Wohnort B, IVW1

An beiden Wohnorten der Probandin werden Bezüge zwischen Innen und Außen der Wohnung deutlich in den Mittelpunkt gerückt. Der Blick aus der Wohnung ist vorherrschend, die Bilder sind nicht nach „Innen", in die Wohnung gerichtet, sondern mehr nach „Außen", in die umgebende Umwelt. Die (ästhetische) Wahrnehmung der umgebenden Umwelt, der „Landschaft", der „Stimmung" und der Einfall des Sonnenlichtes sind wichtige Aspekte. Dies wird auch in den Reflexionen über die Fotografien deutlich gemacht:

> IVW1: Ja genau, das ist eben da draußen auf dem Plätzchen, das ist auch mein Frühstücksplätzchen, ja oder wo man sich, man sich gern hinsetzt und einfach nur schaut. Und, ja genau. Auf dem nächsten Foto ist der Platz. Das hab ich gewählt weil mir beim Wohnen wichtig ist, erstens, dass ich auch rausgehen kann, also wohnen ohne dass ich irgendwo in den Garten oder auf die Terrasse gehen kann, ... mag ich nicht mehr. Also das ist genau das, genau. Dann hab ich auch sehr gern im Sommer natürlich die Integration von Drinnen und Draußen. Dann ist mir auch der Blick wichtig, auch Pflanzen sind mir wichtig,...
> MS: Ja
> IVW1: ... und auch ein freier Blick, also so. Das ist vom Oberdach, also im obersten Stock, da ist auch diese Freiheit, kein vis-a-vis, da kann man atmen. (vgl. Abb. 1 und 2, A).
>
> IVW1: Mhm. Das ist vom Wohnzimmer raus. Auch da ist es mir wichtig, genau so wie in Wien, der Ausblick, die Umgebung, dass das da einfach schön ist. Da vor allem der See. In Wien gibt's auch noch so ein Situationsbild, mit dem Licht rein. So atmosphärisch, von der Terrasse. (vgl. Abb. 3, B).

Die Verknüpfung von Innen und Außen, so betont die Probandin, ist für sie ein zentraler Aspekt des Wohnens. Praktiken des Wohnens werden hier im Zwischenfeld von „Behausung" und „Umwelt" aufgespannt, beispielsweise dahingehend, dass z.B. das Frühstück so oft als möglich auf der Terrasse eingenommen wird. Der „Blick" von der Wohnung in die Umgebung, der subjektzentrierte Ausblick, ist hier als Teil des Habitus zu verstehen, der sich in den beschriebenen Praktiken des „Hinsetzens", des „nur Schauens" und des freien „Atmens" zeigt. Inkorporierte Wahrnehmungs- und auch Handlungsschemata werden hier öffentlich, indem die reflexiven Interpretationen der eigenen Wohnung und des Wohnumfeldes der Akteure, Einblicke in das konkrete „Tun" geben und eine bestimmte „praktische Logik" wiedergeben. Diese „praktische Logik" wird im konkreten Fall daran deutlich, dass der sozial geprägte Körper sich zu seiner Umwelt entsprechend in Beziehung setzt. Die Umwelt wird auf eine spezifische Art und Weise erfasst und gedeutet (z.B. wird ein freier Ausblick mit „Freiheit" assoziiert), woran sich dann bestimmte Wohnpraktiken – z.B. die häufige Nutzung der Terrasse – anschließen.

Interessant in Bezug auf den multilokalen Habitus und die Relationalität multilokalen Wohnens ist dabei die Tatsache, dass sich die an den beiden Wohnorten angewandten Wahrnehmungs-, Denk und Handlungsschemata nicht klar voneinander unterscheiden, wie aus den oben präsentierten Daten deutlich wird. An beiden Wohnsitzen sind die „Blicke" ähnlich ausgerichtet und auch die konkreten „Wohnpraktiken" ähnlich konfiguriert. Lichtverhältnisse, „Freiheit", Bezug zur Natur sind an beiden Wohnorten vorherrschende Aspekte des Wohnens. Zwischen dem Wohnsitz der aufgrund berufliche

Erfordernisse gewählt wurde und dem Wohnsitz der vorwiegend der Erholung und der Freizeitgestaltung am Wochenende dient, können keine erheblichen Unterschiede ausgemacht werden. Auch am „Arbeitswohnsitz" sind die selben Aspekte der Probandin wichtig, wie am „Nicht-Arbeitswohnsitz". Von Gegenwelten kann hier daher nicht gesprochen werden.

So werden beispielsweise auch die Lichtverhältnisse an beiden Wohnorten als sehr wichtige eingestuft, der Einfall der Sonne und des Lichts ist für die Probandin in ihren Wohnungen zentral und führt auch zu spezifischen (materiellen) Konfigurationen der Wohnung:

> IVW1: Mhhm, ja und in Pörtschach, da war mir wichtig, was ich immer machen wollte, ich wollt in der Küche immer eine Couch haben, mhm. Ja und dann steht man oder sitzt man da irgendwie, und dann ist es auch nett, wenn einer auf der Couch ... sitzt, so. So wie beim Frühstücksplätzchen fällt da auch die Sonne rein.

Auch andere Aussagen weisen darauf hin, dass die Kontingenzen einer multilokalen Lebenswelt hier durch einen spezifischen multilokalen Habitus bewältigt werden, welcher dabei nicht nur auf einen Wohnsitz ausgerichtet ist. So betont die Probandin auch die Bedeutung von Kunst an ihren beiden Wohnsitzen. Mit Bildern und Kunstwerken werden die beiden Wohnungen „personalisiert" und mit Identität besetzt, werden aus ihnen „Orte mit Charakter". Dies führt zu einer doppelten, multilokalen „Verankerungen" als eine bestimmte Form von individueller Territorialisierung:

IVW1: ... und auch Bilder, ich hab in Wien viele Bilder hängen und da hab ich auch, bin ich gekommen und hab dann Bilder hingehängt, das ist dann gewachsen halt. Und das ist dann ein Bild was ich auf der Straße gesehen hatte, ähm, von einem 9-Jährigen. Das hat mir gut gefallen, ich habs dann sehr schön Rahmen lassen bei Slama. Und das ist dann auch so was persönliches, das ist mir auch wichtig in der Wohnung, dass es, ich mag erstens Bilder, Kunst hab ich auch sehr gern, und das ist halt so ein Teil was, was den Charakter ein bisschen so ausmacht, so was typ..., typisch ich, oder. (vgl. Abb. 4. B)

Abbildung 4: Wohnort B, IVW1

Auf einem Foto (vgl. Abb.4) der Probandin ist das angesprochene Bild als Motiv zu sehen, gemeinsam mit einer Freundin die gerade auf Besuch war (am Wohnort B). Auch der Kontakt mit anderen Menschen in der Wohnung wird davon ausgehend als äußerst wichtig thematisiert. Wohnen als Praxis bedeutet demnach auch das Herstellen und Pflegen von Beziehungen zu anderen Menschen, Freunden und Bekannten. Wohnen wird damit vor allem auch in den Kontext zu menschlichen Beziehungen gesetzt und weniger als

eine Form der „Abgrenzung“ und des Rückzugs verstanden. Auch dies weist auf entsprechende habituelle Dispositionen hin.

> IVW1: Also das, eine Freundin die zu Besuch ist und auch das find ich sehr nett, also in einem Zimmer wo nur die Couch drinnen steht, die ist dann auch das Gästebett. Wenn Freunde kommen, das taugt mir auch. Auch schön bei diesem Wohnen an zwei Orten, oder generell Wohnen, dass man einen Platz hat wo's schön ist. Weil mich auch Freunde einfach gern besuchen kommen. Vor allem im Sommer, so nach der Reihe kommens, da kommen mich viele besuchen. Das macht dann einfach auch Lebensqualität aus. (vgl. Abb. 4, B)

Die Wohnung in Wien (Wohnort A), so erzählt die Probandin weiters, wurde von ihr auch einmal an eine Freundin für zwei Monate weitervermietet. Auch eine weitere Freundin, die als Stewardess arbeitet, nutzt die Wiener Wohnung immer wieder um dort kurzfristig zu übernachten. Auch die Wohnung in Pörtschach (Wohnort B) steht Freunden offen, die dort jederzeit auch übernachten können.

> IVW1: Mhm, ja, und wenn ich in Wien bin Bezug zu Pörtschach, da wohn ich in einem, also in Wien ist es ein Wohnhaus, in Pörtschach ist es eine,... eine Villa mit drei Einheiten mit denen ich mich gut versteh. Die Wohnungstür steht da auch manchmal offen. Also da kann jeder rein und wenn Freunde kommen und ich bin nicht da dann können die rein und übernachten drinnen und gehen dann auch wieder, also das find ich auch schön, dass man da was hat. Oder auch in Wien z.B., eine Freundin die ist Stewardess und die benützt die Wohnung mitunter auch, ja...
> MS: Ja
> IVW1: ... Also dass find ich dann eigentlich nett, dass man das auch zur Verfügung stellen kann. Ja.
> MS: Interessant
> IVW1: [lacht] Ja.

Auch hier wird deutlich, dass zwischen einem „Arbeitswohnsitz“ und dem Wohnsitz „für das Wochenende“ nicht deutlich differenziert wird. Praktiken des Wohnens, die hier beispielsweise am Umgang mit dem Verhältnis von „Innen“ und „Außen“ der Wohnung (Ausblick, Licht), mit Bildern und Kunstwerken als „Charakterzeichen“ und mit der Einbindung von persönlichen Freunden in den Wohnalltag veranschaulicht werden, zeigen eine grundsätzliche Ähnlichkeit in Bezug auf die beiden Wohnungen der Probandin. Die Kontingenzen einer multilokalen Lebensumwelt werden hier also maßgeblich dadurch bewältigt, dass die habituellen Dispositionen dabei an jedem Wohnort dieselben Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zur Anwendung bringen.

Der Habitus, und speziell auch der multilokale Habitus (vgl. Kapitel 3.3), fungiert in Bezug auf die Praktiken des Wohnens allgemein als eine Vermittlungsinstanz zwischen „... self and place...“ wie EASTHOPE (2004, 133) mit Verweis auf die Arbeit von CASEY (2001) festhält. Formen der „Ortsbindung“, ein „sense of place“ und damit die routinisierte und praktische Umwandlung einer gegebenen Örtlichkeit in ein persönliches Zuhause stehen, in direktem Zusammenhang mit der Entwicklung eines bestimmten Habitus. Der Habitus hilft unsere alltäglichen Erfahrungen zu ordnen, er ermöglicht ein intuitives Zugreifen auf die „Welt“ und setzt dabei den konkreten sozialen Praktiken aber auch Grenzen.

Wohnpraktiken werden durch habituelle Dispositionen, die körperlich fixiert sind, in ihrer gegenwärtigen Performanz geleitet. Die Wohnung als materialisierter „place" nimmt dabei ein wichtige Rolle ein. Wohnen als konkretes „Tun" prägt den Habitus, wird aber auch durch den Habitus geprägt. Individuelle Praktiken des Wohnens sind damit immer habituell determiniert. „[A] given habitus is always enacted in a particular place and incorporates the regularities inherent in previous places .... A particular place gives to habitus a familiar arena for its enactment and the lack of explicit awareness oft that place as such, its very familiarity, only enhances its efficacy as a scene in which it is activated" (CASEY 2001, 410).

Innerhalb der Grenzen des Habitus werden Beziehungen zu Orten und auch zur eigenen Wohnung aufgebaut. Bei einer erforderlichen (z.B. berufsbedingten) multilokalen Wohnorganisation ergibt sich dabei die Notwendigkeit, sich von einem einzigen Wohnumfeld, das zur Ausbildung des Habitus beigetragen hat, teilweise zu entfernen und sich auf weitere, neue Orts- und Wohnverhältnisse einzulassen. Dies erfordert eine Bewältigung der dabei auftretenden Kontingenzen und auch der möglicherweise empfundenen „Ortslosigkeit". Der „monolokale" Habitus hat sich zu einem multilokalen Habitus zu wandeln (vgl. Kapitel 3.3), der das „aktive" Leben an mehreren Orten anhand einer „praktischen Logik" ausrichtet. Damit verbunden sind performative Wohnpraktiken die ein „zu Hause" an mehreren Orten schaffen, und auch „...our need to create a sense of place as ‚secure an stable' is heightened" (EASTHOPE 2004, 133). Am Beispiel der oben näher beschriebenen (berufsbedingten) multilokalen Lebenswelt, wurde dabei deutlich, wie das habituelle Herstellen von Ortsbindungen über Wohnpraktiken aussehen kann.

5.2.2 Fall 2

In einem anderen Interview (IVW2) wurde ein männlicher 25-Jähriger Student zu der Auswahl der Fotomotive an seinen beiden Wohnorten befragt. Neben einem Wohnsitz aufgrund des Studiums in Wien (Eigentumswohnung, ca. 60m², Wohnort A), wird auch der elterliche Wohnsitz in Kärnten (Einfamilienhaus, Wohnort B) weiterhin genutzt und ca. alle 2-3 Wochen aufgesucht. Auch die Ferien werden großteils an diesem Wohnsitz verbracht. Zwischen den Wohnorten wird dabei primär mit dem Zug gependelt, manchmal aber auch mit dem Auto. Auch hier wird die Zeit des „Unterweg-Seins" als größte Belastung des (ausbildungsbedingten) multilokalen Wohnalltags angesehen, ansonst wird die Tatsache dass man zwei Wohnungen „aktiv" nutzt, überwiegend positiv bewertet („...ist schon fein").

In Bezug auf das Wohnen zeigt sich hier ein deutlich differenzierter Habitus im Vergleich zum obigen Fall. Die Fotos wurden vor allem außerhalb der Wohnungen aufgenommen und zeigen Motive, die mit dem unmittelbaren Setting der eigenen Wohnung nicht in direkter Beziehung stehen. Ein „sense of place" wird damit über habituelle Praktik generiert, die sich auf Tätigkeiten außerhalb der Wohnung beziehen. Die inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zeigen eine eher funktionalistische

Ausrichtung an Elementen in der jeweiligen Wohnumwelt (Freundeskreis, Universität, Tiere). Die „praktische Logik" des Wohnens ist auf ein Herstellen einer Beziehung von „self and place" abgestimmt, wobei „place" hier nicht auf die direkten (materiellen) Begrenzungen der Wohnung bezogen ist.

Am Wohnort A wurde beispielsweise als Fotomotiv die Universität, die sich in unmittelbarer Nähe zur Wohnung befindet, ausgewählt. Dies sei der wichtigste Grund, warum überhaupt ein Wohnsitz in Wien begründet wurde, so der Proband. Der Weg zur Universität wird dabei vorwiegende mittels öffentlicher Verkehrsmittel zurück gelegt. Die beiden anderen Fotos zeigten Teile des Freundeskreises des Probanden bei Freizeitaktivtäten.

Abbildung 5: Wohnort A, IVW2

> IVW2: Ja das nächste Bild, dass steht auch für den Freundeskreis in Wien. Auch ein bisschen symbolisch. Da sitzen wir da bei Schönbrunn, und da sieht man auf die Stadt. Ein schöner Blick auch. Das war mir wichtig, eben die Freunde in Wien, ja ... also vor allem auch die Unikollegen. Das ist halt auch ein anderer Freundeskreis als in Kärnten, also zuhause. (vgl. Abb. 5)

Tätigkeiten außerhalb der Wohnung, wie hier das „Sitzen" mit Freunden, können auch als Wohnpraktiken gedeutet werden, die, auf Basis habitueller Dispositionen, dazu beitragen Ortsbindungen zu festigen und zu stabilisieren. Eine Einbindung in den Freundeskreis und damit die Akquisition sozialen Kapitals ist dem Probanden, so die Aussagen und die Fotos, wichtig und schafft damit auch eine persönliche Einbindung in die Umwelt des Wohnortes. Auch die Durchführung von Freizeitaktivitäten ist dabei ein zentrales Element. Die unmittelbare Wohnung hingegen wird eher als zweitrangig betrachtet und auf ihre Grundfunktionen reduziert.

> IVW2: Also ... ja ..., in meiner Wohnung ist mir nur wichtig, so, dass es eine Heizung gibt, einen Strom hat und so [lacht]. Aber, naja, ein bisschen halt auch wie die Wohnung aussieht, ja aber speziell wichtig ist mir dort nichts, eigentlich. Vielleicht nur noch der Computer mit Internet, was ich häufig nutze. Das ist mir persönlich wichtiger wie ein Fernseher. Was in der Wohnung noch wichtig ist, ja ... was ist noch wichtig. Naja, abgesehen von den notwendigen Basics, eigentlich nur noch das Teesortiment, meine guten Tees. Das hab ich zu Hause nicht, das geht mir wirklich ab, die sind in

Wien. Und ja ... ansonst, das Klavier vielleicht, das ist aber zuhause auch, ich spiel da aber eh nicht viel.

Die direkten Wohnverhältnisse am Wohnort A werden damit funktionalistisch interpretiert. Die eigene Wohnung ist nicht der Ort wo wichtige Tätigkeiten ablaufen, diese sind mehr auf das Wohnumfeld bezogen. Wohnen wird nicht als „Tun" *in* der Wohnung, sondern mehr als Tun *außerhalb* der „Wohnung" charakterisiert. Beispielsweise wird in der Wohnung nur das Klavier angesprochen, allerding mit dem Hinweis, dass dieses nicht intensiv genutzt wird und auch am Wohnsitz B vorhanden ist.

Im Rahmen der Reflexionen über die Bildmotive wurde dabei deutlich, dass Differenzen zwischen Wohnsitz A und Wohnsitz B hergestellt werden. So wird beispielweise betont, dass der Freundeskreis an einem Wohnort ein anderer ist als am anderen Wohnort und auch in Bezug auf die Wohnungen wurden immer wieder Differenzierungen hervorgehoben. So wird Wohnsitz B auch immer wieder als eigentliches „zu Hause" bezeichnet.

Auch am Wohnsitz B sind aber ähnliche Motive wie am Wohnsitz A vorherrschend, es werden demnach ähnliche Schemata zur Wahrnehmung und Ordnung der Umwelt angewandt. Auch hier gibt es eine starke „Außenorientierung", die Wohnung wird eher funktionalistisch als „zukünftiger Arbeitsplatz" gedeutet. Weiters wird auch hier die große Bedeutung des sozialen Umfeldes und des Freundeskreises betont, der jedoch ein anderer ist als am Wohnort A.

Abbildung 6: Wohnort B, IVW2

MS: Okay, das nächste Bild.
IVW2: Das ist die Ordination. Da ist wichtig, dass die Ordination gleich daneben, oder ja im Haus ist. Die ist gleich dem Haus angeschlossen. Das heißt, dass ist dann sozusagen mein Arbeitsplatz, fast. Naja noch nicht so richtig, früher oder später wird's so weit. Zur Zeit ist ja mein Arbeitsplatz noch eher in Wien, aber zukünftig, wird's eher da sein, ja. Ähm, ja das ist wichtig im Haus. Was noch fein ist, das ist nicht am Foto, ist einfach der Keller. Da ist es schön kühl im Sommer und ich hab dort so eine Art Heimkino, ja. Ein guter Grund nach Hause zu kommen [lacht]. (vgl. Abb. 6)

IVW2: Ja, okay, das nächste Bild ist auch so ein Gruppenbild mit Freunden. So das soziale Umfeld. Es geht eben darum, vor allem in Kärnten, das ist in Kärnten und in Wien, da war eben auch das Bild in

> Wien äh, ja, und es geht eben darum dass da ein soziales Umfeld in Wien und in Kärnten ist. Das in Wien ist halt eigentlich nur in Wien...
> IVW2: oder einen Teil davon seh ich halt nur in Wien und in Kärnten seh ich dann wieder andere Leute, was, was in Graz zum Beispiel auch sind. In Kärnten ist halt der Punkt wo man sich trifft. Ja. Der Punkt kann irgendwo da sein, nicht bei mir, kommt aber öfters auch vor. Mhm, ja

Am Wohnort B wird die Bedeutung des Wohnumfeldes noch expliziter durch den Verweis auf die „Natur" und auch auf Aktivtäten außerhalb der Wohnung herausgestrichen.

Abbildung 7: Wohnort B, IVW 2

> IVW2: Ja, ähm. Ja, okay. Das erste Foto ist ein schönes Foto für mich, finde ich. Ein schönes Panorama, weil da zuhause ist einfach die Natur, das zeigt das Foto halt. Das gibt die Natur unmittelbar wieder, ja, so find ich. Ansonst hab ich da halt auch noch andere Möglichkeiten, so z.B. wandern zu gehen, oder, oder eben zu reiten. Das ist auch ein wichtiger Grund warum ich oft nach Hause fahre. Weil dort meine Pferde sind, ja. Und ... ja, nicht nur dass ich in die Berge wandern gehen kann, sondern generell, die ganzen Aktivitäten ... einfach, ja z.B. auch zum See, der ist halt auch nahe da. Da brauch ich von da, vom Haus nur so 10 Minuten. Ja, und eben die Pferde, die sind so eine viertel Stunde von unserem Haus weg, entfernt. Aber ich fahr da mindestens sicher einmal am Tag hinauf. Oft sogar zwei-, dreimal. Oder so... (vgl. Abb.7).

Der Vollzug von Aktivitäten in der „Natur", wie das erwähnte Reiten, das Besuchen der Pferde, kann hier als ein wichtiger Faktor identifiziert werden, der dazu beiträgt eine Beziehung zwischen „self and place", auf Basis der entsprechenden Dispositionen, aufzubauen. Das Gefühl des „zu Hause-Seins" wird durch konkrete Praktiken gefestigt, die dabei jedoch nicht auf die Wohnung im engeren Sinne bezogen sind, sondern mehr auf das Umfeld um die Wohnung, sowie auf die Aktivitäten im Freundes- und Bekanntenkreis. Das Reiten in der „freien Natur" schafft Bindungen an den Wohnort.

Zusammenfassend kann hier damit festgehalten werden, dass sich die habituellen Prägungen in diesem Falle dahingehend ausdrücken, dass Praktiken *außerhalb*, im Umfeld der Wohnungen, das „Wohnen" an beiden Orten konstituieren. Die Lebenswelten werden an beiden Orten demzufolge vom Probanden nicht auf die eigentlichen Wohnungen begrenzt, vielmehr wird über diese hinaus eine Form der „Ortsbindung" vollzogen. Die Wohnungen dienen an beiden Orten eher als zweckmäßige „Behausungen", die vorherrschend unter funktionalistischen Gesichtspunkten (als Arbeitsplatz oder Schlafstätte) gesehen und charakterisiert werden. Auch ist die konsequente Einbindung

der persönlichen Freunde und Bekannten an den beiden Wohnorten ein zentraler Teil des Wohnalltags, wobei die Wohnungen selbst als „Setting" oder „Plattform" hierbei weniger wichtig erscheinen.

In Bezug auf einen *multilokalen Habitus* ist festzuhalten, dass auch hier an beiden Wohnorten ähnliche Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zur Anwendung kommen. Die „Logik der Wohnpraxis" ist an beiden Wohnorten auf ein „Wohnen außerhalb der Wohnung" ausgerichtet und funktionalistisch geprägt. Jedoch werden in diesem Falle deutlich auch die Differenzen zwischen den Wohnorten vom Probanden herausgestrichen. So z.B. dahingehend, dass an jedem der Wohnorte Fotos von Freunden aufgenommen wurden (Hinweis auf die Akkumulation sozialen Kapitals), hierbei aber gleichzeitig auch betont wird, dass sich die Freundeskreise voneinander unterscheiden. Auch wird die Bedeutung der „Natur" betont, wo eine strikte Trennlinie zwischen Wien und dem Wohnort in Kärnten gezogen wird. Die Praktiken in der „Natur" sind auf den Wohnort B beschränkt, wo Aktivitäten wie „reiten" und „schwimmen" wichtig sind. Zusammenfassend kann demnach argumentiert werden, dass die habituellen Prägungen hier dazu führen, dass die jeweiligen Wohnumwelten an beiden Wohnorten ähnlich gedeutet und praktisch ausgefüllt werden, dass aber gleichzeitig auch eine Form der Differenzierung vorherrschend ist, welche die Wohnorte voneinander trennt. Die Kontingenz multilokaler Wohnarrangements wird hier durch die Anwendung eines Habitus bewältigt, der sich in einer ähnlichen Praxis des Wohnens niederschlägt, genauso aber auch ein Prinzip der Differenzierung beinhaltet.

5.2.3 Fall 3

In einem weiteren Interview (IVW3) wurden die ausgewählten Fotomotive eines männlichen 27-Jährigen Studenten reflektiert, der auch freiberuflich tätig ist. Auch er nutzt aufgrund der Ausbildung und der beruflichen Erfordernisse zwei Wohnsitze. Einer davon befindet sich in Wien (Eigentumswohnung, Wohnort A), der andere in Niederösterreich, in der Nähe von Baden, südlich von Wien (Wohnort B). Die räumliche Distanz ist damit deutlich geringer als im obigen Fall, der Proband benötigt hier nur ca. eine Stunde, oft auch nur eine dreiviertel Stunde, um zwischen den Wohnorten zu pendeln. Am Wohnort B lebt die Familie des Probanden in einem Einfamilienhaus und er bezeichnet diesen Wohnsitz als seinen jetzigen „Freizeitwohnsitz". Zwischen den beiden Wohnorten wird hauptsächlich mit dem Zug und den öffentlichen Verkehrsmitteln gependelt, manchmal auch mit dem Auto. Der zeitliche Rhythmus ist auch hier auf ca. 2-3 Wochen ausgerichtet, wobei Wohnort B nicht nur am Wochenende, sondern auch unter der Woche besucht wird.

Im Gegensatz zum oben beschriebenen Fall ist hier eine eindeutige „Innenorientierung" vorherrschend, „aktiv gewohnt" wird damit gewissermaßen nur *in* der Wohnung. Die ausgewählten Fotomotive und die Reflexionen über diese verweisen auf die Bedeutung der Wohnung als „Rahmung" für alltägliche Praktiken. Das direkte Wohnumfeld

ist von eher geringerer Bedeutung, nur am Wohnort A, in Wien, wird auch die Umgebung um die Wohnung vom Probanden weiter thematisiert. Hier sind demnach primär Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata in Bezug auf das „Wohnen" vorherrschend, die vor allem die Wohnung selbst in den Mittelpunkt rücken, die „Logik der Praxis" ist damit vorwiegend am materiellen „Setting" der beiden Wohnungen orientiert.

So wird beispielsweise am Wohnort B, der auch der Wohnort der Familie des Probanden ist, das Wohnzimmer als wichtiger und zentraler „Platz" im Haus beschrieben. Dort trifft sich die Familie, dort finden gemeinsame Aktivitäten statt, wie beispielsweise das Spielen von Brettspielen am großen Tisch, gemeinsames Fernsehen usw. Die Praktiken des Wohnens sind hier demnach stark an Alltags-Praktiken und Aktivtäten gemeinsam mit der Familie orientiert, die auch als „gerahmte Interaktionen" im Sinne LATOURS (vgl. SCHMIDT 2012, 145) verstanden werden können.

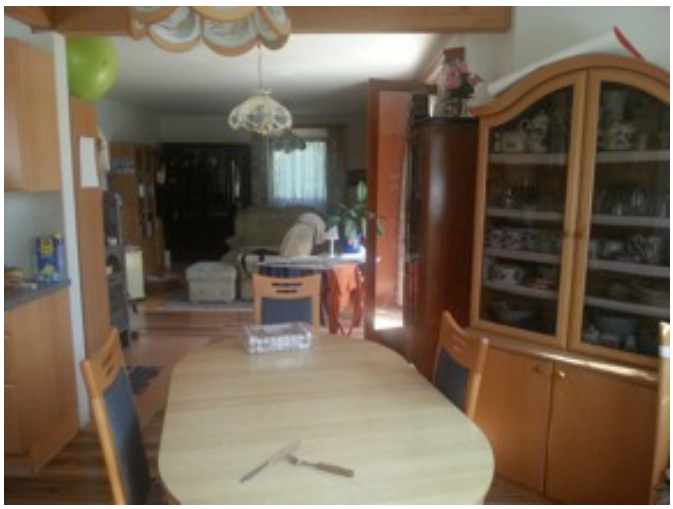

Abbildung 8: Wohnort B, IVW3

MS: Okay, also das erste Bild, zeigt einen Tisch und so, ja. Warum hast du das Bild ausgewählt?
IVW3: Weil, wenn ich in Unterwaltersdorf bin, der Tisch da im Wohnzimmer eigentlich ganz wichtig ist, so vor allem für die Familie. Und auch das Wohnzimmer halt. Auf dem Tisch spielen wir oft etwas gemeinsam, zum Beispiel, ja das ist für mich eine, äh, ... das ist eine wichtige Tätigkeit wenn ich in Unterwaltersdorf bin. Vor allem so zusammen mit der Familie, ja. Und im Wohnzimmer macht die Familie eben auch viel gemeinsam, einfach nur fernschauen, ein Fußball Spiel anschauen, oder ...., ja
MS: Okay.
IVW3: ...ja, eben was im Fernsehen anschauen, oder dann am Esstisch ein Brettspiel spielen, DKT zum Beispiel, oder die Siedler von Catan, ja so etwas. Da sitzen wir dann da am Tisch.
MS; Okay, gut.
IVW3: Generell will ich in Unterwaltersdorf, weil ich dort nicht so studiere, was mit der Familie machen. Das ist mir wichtig, und da der Raum ist halt so ein Treffpunkt im Haus. Da wird eben mit der Familie was gemacht.

Die Praktiken des Wohnens sind primär auf das Herstellen familiärer Beziehungen ausgerichtet, die im Wohnort B für den Probanden vorrangig sind. Somit wäre anzunehmen, dass es eine praxisbezogene Trennung zwischen den beiden Wohnsitzen (Arbeit vs. Freizeit-Familie) gibt, dass die Praktiken folglich „räumlich" differenziert sind.

Dies ist jedoch bei genauerer Betrachtung nicht der Fall, da auch am zweiten Wohnsitz in Wien ein ähnliches Fotomotiv gewählt und beschrieben wurde.

Auch hier wird das Wohnzimmer als Ort der Freizeit und der abendlichen Erholung deutlich thematisiert, wo auch gemeinsame Aktivitäten mit den Geschwistern des Probanden stattfinden, welche z.T. ebenfalls in der Wohnung leben. Ein Bruder übernachtet alle drei Wochen in der Wohnung, die Schwester wohnt hingegen dauerhaft am Wohnort A. Hier kann davon ausgegangen werden, dass die grundsätzlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata sich nicht nach den Wohnorten unterscheiden, dass die „praktische Logik" des Wohnens, sowohl am „Arbeitsort" als auch am „Freizeitort", sehr ähnlich ist, auch wenn sich konkrete Aktivtäten vielleicht unterscheiden. Auch wenn an einem Ort mehr „gearbeitet" und am anderen Ort mehr der Erholung und diversen Freizeitaktivitäten nachgegangen wird, so wird innerhalb der Wohnung die Praxis der Umweltstrukturierung, Ordnung und der Handlungsausrichtung weitestgehend ähnlich vollzogen.

Abbildung 9: Wohnort A, IVW3

> MS: Okay, gut. Das nächste ist glaub ich ein Bild vom Wohnzimmer, oder?
> IVW3: Ja, da tu ich halt auch gern, gern fernschauen, meist am Abend halt. Lese da oder unterhalte mich mit meinen Geschwistern dort. Weil meine Schwester wohnt auch dort, also in der Wohnung, und jede dritte Woche auch mein Bruder. Wenn er Spät-Dienst hat dann wohnt der auch dort. Er übernachtet dann auf der Couch im Wohnzimmer.
> MS: Ja okay,
> IVW3: Ja das Foto steht eben ... äh für die Freizeit am Abend halt, so kann man sagen. Die Bilder im Hintergrund sind von meiner Schwester gemalt, oder gemacht, die eine Grafik-Designerin ist. Die hat die eben gemacht für die Wohnung. (vgl. Abb. 9)

Besonders deutlich wird die grundsätzliche Kohärenz der multilokalen Lebenswelt auch anhand der unten angeführten Abbildungen. An beiden Wohnorten wurde der konkrete Computer-Arbeitsplatz in der Wohnung als Motiv gewählt (vgl. Abb. 10 und 11).

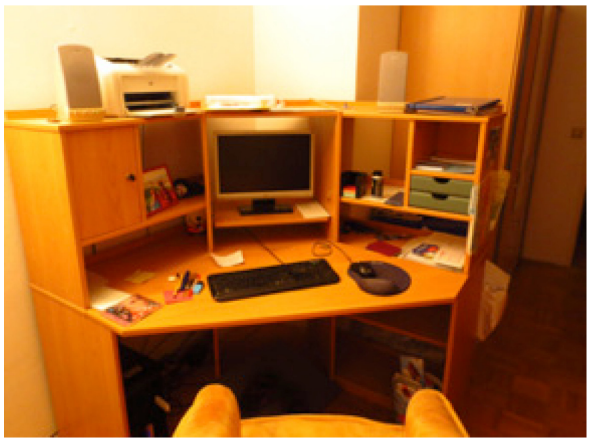

Abbildung 10: Wohnort A, IVW3

Abbildung 11: Wohnort B, IVW3

> IVW3: Und dann die Wohnungsfotos, ja hier mein Schreibtisch in Wien. Das ist eben der Schreibtisch wo ich meine ganzen Arbeiten für die Universität mach, und ... ja dann liegt da recht viel Zeug herum, weil ich da eigentlich nie so, so aufräume. ... Mir ist in der Wohnung halt wichtig, dass ich da eben einen guten Arbeitsplatz hab. (vgl. Abb. 10)

> IVW3: Das ist mein Zimmer, da steht mein Computer. Der ist sehr wichtig für mich, weil wenn ich dann doch was zu tun hab am Computer dann ist der eben auch dort. Und, ja dann bin ich eben zum Beispiel im Internet .... ja und, ja. Man sieht hier auch noch das Bett wo ich schlafe dann, ja. Ja das ist eben in Unterwaltersdorf auch wichtig, dass ich das tun kann auch. (vgl. Abb. 11).

Obwohl der Proband eine Trennung von „Arbeiten" und „Freizeit" andeutet, ist doch deutlich zu erkennen, dass eine völlige Trennung nicht gegeben ist, da auch am Freizeitwohnsitz der Computer ein wichtiges im Element im Wohnalltag darstellt. Dies wird auch noch dadurch unterstrichen, dass der Proband erzählt, immer einen USB-Stick mit „Daten" und einen Stick für die Internetverbindung von einem Wohnsitz zum anderen mitzunehmen, wodurch ein „Arbeiten" an beiden Wohnsitzen möglich wird. Eine Ausrichtung der Praktiken des Wohnens am „Heimarbeitsplatz", am Computer, am „im Internet sein" ist demnach an beiden Orten auszumachen.

Wie bereits erwähnt, erfolgt in diesem Fall keine vordergründige Bezugnahme auf das nähere Wohnumfeld. In Wien, am Wohnort A, ist eine Straßenbahn-Haltestelle fotografisch aufgenommen worden, wobei in der Reflexion auch auf die Geschäfte und Lokale in der Nähe dieser Haltestelle vom Probanden verwiesen wurde. Am Wohnort B werden Freizeitaktivitäten, vor allem das Radfahren, außerhalb des Hauses erwähnt, die auch oft mit Familienmitglieder gemeinsam bestritten werden. Im Vergleich zum zuvor präsentierten Fall ist hier jedoch eine habituell geprägte „Innenperspektive" vorherrschend, das „Wohnen" wird vor allem auf die „materielle Rahmung" der eigentlichen Wohnung bezogen.

Ähnlich wie SCHMIDT (2012) Büropraktiken auf das Büro als „konkreter Ort", als „... räumlich-materielle und symbolische Rahmung von Tätigkeiten...." (vgl. SCHMIDT 2012, 131) bezieht, so können davon ausgehend auch die „Praktiken des Wohnens" auf die Wohnung als konkret ausmachbare „Rahmung" (von Tätigkeiten) bezogen werden. SCHMIDT betont,

dass der Habitus (z.B. eines „Büromenschen“) an konkreten Räumlichkeiten und Artefakten geformt wird und sich darin auch entfaltet. Diese Artefakte, Dinge und Räumen sind an den Praktiken (z.B. der Büroarbeit) konstituierend beteiligt und regen auch zu bestimmten „.... Haltungen, Vorgehens-, Denk- und Beurteilungsweisen ....“ (SCHMIDT 2012, 132) an. Dasselbe kann auch für die Praktiken des Wohnens angenommen werden. Ein Habitus steht mit Artefakten, Raumaufteilungen, Gegenständen etc. in Beziehung, wird durch diese geformt, kann sich „in“ ihnen aber auch entfalten. Die „praktische Performativität“ von Wohnverhältnissen, die spezifische „Praxis“ des individuellen Wohnens ist auf die „körperliche Mobilisierung“ (ebd., 155) der Subjekte angewiesen. Ein körperlicher Habitus, der an sein materielles „Habitat“ angepasst ist, ist sowohl ein Resultat von Wohnpraktiken, als auch eine Voraussetzung für ihren erfolgreichen Ablauf (vgl. ebd., 155). Im obigen Fall ist hierbei die wechselseitige Verbindung von Habitus und dem „Habitat“ der Wohnung als konkreter Ort, aufgrund der vorherrschenden „Innenperspektive“, besonders deutlich geworden.

5.2.4 Fall 4

Weitere Fotomotive wurden von einem männlichen 69-Jährigen Pensionisten aufgenommen und reflektiert (IVW4), welcher neben einer Eigentumswohnung „in der Stadt“ (Wohnort A) auch sein Ferienhaus (Wohnort B) in einem Tourismusgebiet auf 1.700m Seehöhe regelmäßig nutzt. Hier handelt es sich folglich um eine freizeitbedingte Form des multilokalen Wohnens (vgl. Kapitel 1). Die Distanz zwischen den beiden Wohnsitzen beträgt ca. 60 km und wird ausschließlich mit dem eigenen PKW überbrückt, wobei hier mit einer Stunde Fahrzeit pro Richtung zu rechnen ist. Der Zweitwohnsitz wird, obwohl der Akteur nicht mehr berufstätig ist, vor allem an den Wochenenden genutzt, was auch mit den familiären Beziehungen in Zusammenhang steht. Oft werden aber auch mehrere Tage am Freizeitwohnsitz verbracht, vor allem rund um Feiertage. Eine Nutzung findet dabei sowohl im Sommer, als auch im Winter statt. Der Freizeitwohnsitz wird jetzt nicht mehr als „Belastung“ angesehen, während der beruflichen Tätigkeit war jedoch, aufgrund der fehlenden zeitlichen Ressourcen, vielfach eine Belastung durch die zwei Wohnsitze gegeben.

Die Praktiken des Wohnens sind hier durchaus stark auf das Wohnumfeld bezogen. Aktivitäten in der „freien Natur“ und in der „Landschaft“ sind vor allem am Ort des genutzten Ferienhauses (Wohnort B) relevant. Das „Innenleben“ der Wohnung wird hier vom Probanden im Kontext der angewandten habituellen Schemata der Wahrnehmung und des Handelns nicht explizit hervorgehoben, wichtige Aktivitäten finden außerhalb der eigentlichen baulichen Begrenzung der Wohnung statt. Eine „Ortsbindung“ wird somit über Praktiken des Wohnens in der Umwelt um die Wohnung, die mehr als „Behausung“ dient, hergestellt.

Am Hauptwohnsitz (Wohnort A) wird deutlich die siedlungsstrukturelle Lage der Wohnung thematisiert, die Nähe zur „Stadt“ und die ruhige Umgebung. Somit ist auch eine starke Außenorientierung vorherrschend, das „Außen“ der Wohnung wird als bedeutender eingestuft als die Gegebenheiten in der Wohnung selbst. So wird auch die Terrasse angesprochen, wo der Blick in die Umgebung wichtig ist.

> IVW4: Ja die Wohnung so wie sie jetzt ist gibt es erst, nicht ganz ein Jahr, also so wie ich sie nütze, da war mir insofern wichtig, dass sie eine schöne Terrasse hat und vor allem auch einen Blick. Man sieht die Berge, bei relativ klarer Sicht und es ist genau so eine Ruhezone. Das war mir enorm wichtig, dass es..., dass die Wohnung eben eine schöne große Terrasse hat. Und ja, am Zweitwohnsitz brauchen wir keine Terrasse, weil da haben wird die Terrasse vor der Tür. Also wir sitzen mehr oder weniger direkt im Grünen. Und ... ja. Da haben wir auch alle Annehmlichkeiten zur Verfügung, ja. (vgl. Abb. 12),

> IVW4: Also die Wohnung, wo ich jetzt mehr oder weniger bin, das ist das erste Foto. Da ist mir insofern wichtig, dass sie in einer sehr zentralen Lage ist. Die Infrastruktur ist perfekt hier, Stadtnähe, es ist alles, ich hoffe das ich es nicht brauch, auch rollstuhlgerecht hergerichtet. Und, ja ruhig. Und da es nahe dem Krankenhaus liegt, dadurch, ist der Autoverkehr auch sehr ein..., ja ist das eingeschränkt.

Abbildung 12: Wohnort A, IVW4

Am Wohnort A wird vom Probanden das Radfahren als wichtige Aktivität angesprochen, wobei hierzu auch ein Foto angefertigt wurde. Dabei werden aber auch Bezüge zum Wohnort B deutlich, da an beiden Wohnorten mit dem Rad gefahren wird, auch wenn sich das in den letzten Jahren verändert hat.

> IVW4: Ja das Rad fahren ist jetzt, ist eigentlich schon recht lang meine große Leidenschaft. Ich hoffe dass es, dass ich es noch lang genug ausüben kann. Man wird natürlich auf Grund des Alters etwas „träger“, aber trotzdem derweil geht’s noch ganz gut.
> MS: Ja okay,

> IVW4: Naja, das Rad fahren geht natürlich oben genau so, nur ist es dort etwas beschwerlicher, weil ja doch die Höhe eine große Rolle spielt. Und die Wege auch nicht dementsprechend sind. Und so ist halt, hat sich das eher, kann man sagen, in den letzten Jahren nach her unten verlagert. Obwohl wir eigentlich oben auch schon ziemlich auch schon alles mögliche abgefahren sind. Aber wie gesagt das ist natürlich oben aufgrund der Gegebenheiten etwas anstrengender.

Somit nehmen wie bereits erwähnt im Wohnalltag des Probanden die Aktivitäten in der „freien Natur“ eine wichtige Rolle ein, sowohl am Wohnort A, als auch am Wohnort B. Die Natur um die Wohnung wird am Freizeitwohnsitz besonders hervorgehoben, die Landschaft bietet Erholungswert und dient als „Setting“ für diverse Aktivitäten (Schifahren, Wandern). Anhand zweier Fotomotive, wobei eines bereits vor einiger Zeit im Winter aufgenommen wurde, werden diese Bezüge zur Landschaft deutlich.

Abbildung 13: Wohnort B, IVW4

Abbildung 14: Wohnort B, IVW4

> IVW4: Der Zweitwohnsitz hat früher, wo ich noch tätig war, vielleicht noch größere Bedeutung gehabt wie jetzt. Weils einfach eine Ruhezone war, wo man sich echt erholen hat können und alle möglichen Sportarten die halt, sie sich halt angeboten haben ausüben hat können.
>
> IVW4: Genau so ist es beim Schifahren, da hab ich auch ein Bild. Was mir natürlich auch immer noch irrsinnig viel Spaß macht, im Winter eben, am Freizeitwohnsitz. Und das Wandern ist auch ein Faktor was man natürlich schon sehr viele Jahre jetzt total ausgenutzt haben. Die Gegend kennen wir jetzt wunderbar. Und jetzt machen wir es halt vielleicht ein bisschen gemütlicher, ja .... so kann man sagen.
> MS: Verstehe, mhm, es gibt zwei Bilder, Sommer und Winter, ist das für dich gleich?
> IVW4: Sommer und Winter ja. Es ist natürlich, die Nutzungsmöglichkeiten, die Sportarten die man machen kann sind natürlich andere. Aber im Grunde genommen der Erholungswert ist für beide Saisonen eigentlich perfekt, ja. (vgl. Abb. 13 und 14).

Zusammenfassend kann hier festgehalten werden, dass in diesem Fall eine starke „Außenorientierung“ an beiden Wohnsitzen auszumachen ist. (Sportliche) Aktivtäten nehmen eine wichtige Rolle ein. Vor allem am Freizeitwohnsitz (Wohnort B) wird dies sehr deutlich, wo das Wohnen scheinbar vor allem auf die Erholung, das Erleben von „Landschaft“ und auf Freizeitaktivitäten hin ausgereichtet ist. Am „normalen“ Wohnsitz hingegen rücken verstärkt auch andere Aspekte in den Vordergrund, wie die Lage der Wohnung, die Ausrichtung, der „Blick“. Jedoch sind auch hier die konkreten Praktiken des Wohnens stark außenorientiert.

In Bezug auf einen multilokalen Habitus kann demnach abgeleitet werden, dass hier eine „praktische Logik“ an beiden Wohnorten vorherrschend ist, die zu einer „Mobilisierung“ des Körpers außerhalb der Wohnung beiträgt. Wohnen wird nicht als „Sein“ in der Wohnung verstanden, sondern mehr als Aktivität und über Nutzungen und Tätigkeiten definiert. Der Habitus ordnet und strukturiert hier die Praktiken der

Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns entsprechend der Aktivitäten an den einzelnen Wohnorten, bzw. tragen diese zu einer Festigung des Habitus bei.

5.3 *Multilokale Werknetze* und die *materielle Relationalität* des multilokalen Wohnens

Werknetze sind als Assoziationen heterogener Entitäten zu verstehen, die „Effekte" hervorbringen, Praktiken stabilisieren und in ihrer Performanz anleiten. Die Zusammenbindung von materiellen und immateriellen Elementen in einem Netzwerk, unter der Perspektive eines bestimmten Handlungsprogrammes (z.B. „Wohnen"), ermöglicht einen routinehaften, performativen Ablauf von Praktiken. Multilokale Wohnpraktiken sind demnach auch dadurch gekennzeichnet, dass sie in ihrem „Funktionieren" auf spezifische, multilokale Akteur-Netzwerk Konstellationen angewiesen sind. An jedem Wohnort schaffen die Werknetze „Verankerungen", „lokalisieren" sie Praktiken, beispielsweise anhand der materiellen „Rahmung" der Wohnung, der Einrichtungsgegenstände etc., andererseits verbinden sie auch die Wohnorte, in dem Dinge transportiert und Infrastrukturen genutzt werden, sowie diverse Formen der Kommunikation stattfinden. Damit wirken Werknetze auch „globalisierend", ohne dabei jedoch völlig „entankert" zu sein. Vielmehr ist eine ständige „Zirkulation" gegeben, von lokal zu global und umgekehrt. Den Dingen, Akteuren und Aktanten kann dabei auf dieser zirkulären Reise „gefolgt werden".

Multilokale Werknetze sind auf die Wohnorte multilokal lebender Akteure bezogen, wobei hierbei davon ausgegangen werden kann, dass die Werknetze an den einzelnen Wohnsitzen unterschiedlich konfiguriert sind, dass unterschiedliche „Aktanten" relevant werden. Demnach ist eine spezifische *Relationalität* gegeben, die empirisch von Interesse ist und im Folgenden auch empirisch untersucht wird.

Dabei wird an die oben ausgeführten Beschreibungen des multilokalen Habitus (vgl. Kapitel 5.2) und den damit verbundenen Wahrnehmungs-, Denk und Handlungsschemata der Akteure in Bezug auf eine „praktische Logik" des Wohnens, direkt angeschlossen. Wie in Kapitel 3.4 thematisiert, sind Praktiken, und speziell auch Wohnpraktiken, *sowohl* auf den Körper und die Körperlichkeit bezogen, was sich beispielsweise in körperlich fixierten, habituellen Dispositionen ausdrückt, *als auch* auf die Dingwelt rund um den Körper, auf die Artefakte, Techniken etc., die im Vollzug und in der Performanz von Praktiken eine konstituierende Rolle einnehmen (vgl. auch RECKWITZ 2003, 290). Damit werden die obigen Beschreibungen nun durch Ausführungen zu den Artefakten und Dingen im Rahmen des Vollzugs von konkreten, alltäglichen Wohnpraktiken ergänzt.

Im Rahmen der darstellenden Beschreibung der obigen Fälle (vgl. Kapitel 5.2) wurde bereits deutlich, dass an den einzelnen Wohnorten eine Vielzahl von „Aktanten" in Erscheinung tritt und unterschiedliche Assoziierungsprozesse und Netzwerkbildungen auszumachen sind. Im Folgenden soll nun im Detail v.a. den *materiellen Aktanten* im Rahmen der Praxis eines Wohnens an mehreren Orten nachgegangen werden. Dabei

bleiben die Ausführungen eng an die oben dargestellten Ergebnisse der multilokalen Habitusanalyse angebunden, sie stehen mit diesen in enger Verbindung und können nur gemeinsam interpretiert werden. Allein aus Gründen der Übersichtlichkeit wird hier eine analytische Trennung vollzogen.

5.3.1 Fall 1

Im Falle des multilokal lebenden weiblichen „Shuttles" (vgl. Kapitel 5.2.1; IVW1) kann die ästhetisierende *Wahrnehmung der Umwelt* um die Wohnungen an den beiden Wohnorten als ein eigenes Werknetz angesehen werden (vgl. SCHAD 2012, 32). Der Ausblick, die praktische Kombination von „Innen und Außen" und die Lichtverhältnisse sind als spezifische Konfigurationen von Entitäten anzusehen die dann in weiterer Folge die Praxis des Wohnens in der jeweiligen Wohnung „rahmen". Hierzu gehören als Aktanten beispielsweise die räumliche Ausrichtung der Wohnung, die baulichen Verhältnisse, Pflanzen auf der Terrasse, Sitzmöbel und die einfallenden Lichtstrahlen („Sonnenlicht"). Ihre Zusammenführung und Einbindung in das „Handlungsprogramm Wohnen" schafft im konkreten Fall ein stabilisiertes Wohnarrangement. Hierbei ist, wie aus den fotografischen Daten (vgl. Abb. 1 bis 3) und den Reflexionen entnommen werden kann, keine Differenzierung zwischen den beiden Wohnsitzen auszumachen.

Eine wichtige Rolle in der beschriebenen multilokalen Lebenswelt spielen *Pflanzen* die vor allem in der Wohnung in Wien (Wohnort A) vorhanden sind und die von der Probandin ausführlich in den Reflektionen beschrieben werden.

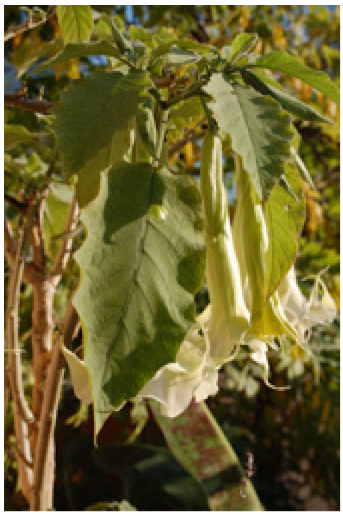

Abbildung 15: Wohnort A, IVW1

IVW1: Mm, ja das ist auch Wien, und zwar ist das, ähm, das ist auch das Sonnenlicht. Was mir beim Wohnen wichtig ist, ist wie sind die Lichtverhältnisse. Erstens dass es hell ist, wann kommt die Sonne wo rein, und das ist am Nachmittag, ähm, eben auf der Terrasse, wo einfach so ein goldiges Licht ist, und da ist halt diese Engelstrompete. Ja ich freu mich einfach auch wenn in meinem Bereich Pflanzen blühen, wenn ich zusehe wie sie größer werden
MS: Also etwas „Grünes" ist dir auch sehr wichtig.
IVW1: Ja genau, ja. Und auch Pflanzen die hab ich auch mehrere Jahre gehabt, also so ja, also ja Pflanzen über einen längeren Zeitraum eben. Die Pflanzen sind auch Wien, die Pflanze ist Wien. So wie der Bananenbaum, der auch in Wien ist, da sind in der Wohnung Bananen gewachsen auf der Bananenstaude.
MS: Okay

IVW1: Ja und dann, dann war das noch ein zweites Mal, da hab ich umgesetzt, also diese riesigen Pflanzen kriegen ja Babys und die muss man dann trennen. Ich hab dann die einmal getrennt, eben auf der Terrasse draußen, und da sind die aber umgefallen vom Wind. Und hat sich entwurzelt praktisch. Und ich hab also echt, ich hab da echt geweint. Weil das war damals mein Baby. Ich hab dann, okay, die Erde wieder reingestopft, habs angebunden irgendwo. Dann ist sie dort gestanden, und dann ist irgendwie da gestanden, hat aber ziemlich nicht schön ausgeschaut. Und ich hab dann gesagt na okay, dann halt nicht. Und geh ich hin und sehe dass die auch Bananen bekommen hat. Das tun sie nämlich, ja. Wenn sie Früchte bekommen...

MS: Ja
IVW1: ..., dann hören sie eigentlich von den Blättern her auf zu wachsen, und die hat dann, obwohl sie entwurzelt war, hat sie in dem Zustand sogar noch einmal Bananen bekommen und das ist auch eine Sache, dass man mit Pflanzen, dass die sehr reagieren darauf wie man, wie man zu ihnen ist. Also das merken die, wenn man viel zu Haus ist oder wie ich jetzt nicht zu Haus bin, dann ist ein riesen Unterschied. Mhhm.

Zur Realisierung des spezifischen (Wohn-)Habitus der Probandin sind die Pflanzen als Teil des „Habitats" ein Bestandteil der materiellen Konfiguration der Wohnung (vgl. Abb. 15). Die Pflanzen sind in den Prozess der „Übersetzung" am Wohnort A eingebunden, die Probandin ist im Kontext der performativen Wohnpraxis mit ihren Pflanzen „in Beziehung gesetzt".

Als möglicher relevanter Aktant am Wohnort B der Probandin kann der *See* und das *Wasser* ausgemacht werden, da hier eine „Unterscheidung" provoziert wird. Der Wohnstandort wurde gezielt nahe des Sees und am Seezugang ausgerichtet, nicht in der Nähe des Arbeitsplatzes.

Abbildung 16: Wohnort B, IVW1

IVW1: So jetzt sind wir in |lacht], ja in Pörtschach, genau. In Pörtschach. Da war mir wichtig wie ich hergekommen bin, dass ich wo wohne, wo ich Seezugang hab. Weil ich unbedingt schwimmen wollte, in der Früh. Das find ich auch an Wien so schade, dass dort kein Wasser ist, na. In Wien hab ich nur ein großes Bild hängen mit Meerblick, ja, wo ich wirklich nur Wasser seh, okay ... und wo ich hier her gezogen bin wollt ich einen Seezugang. Das ist eben dieser, dieser Teil, ähm, vom Steg, also der Steg...
MS: Ja
IVW1: ... äh, wo ich auch reingehen konnte.
MS: Okay, ja
IVW1: Ja, also eben der Zugang zum See, das ist mir sehr wichtig, ja. (vgl. Abb. 16)

Am Wohnort wird die Praxis des Wohnens demnach stark am See und an Aktivtäten am Wasser ausgerichtet. Der Steg, das Wasser, die Badesachen sind wichtige Elemente, die im Rahmen des „aktiven Wohnens" als Handlungsprogramm zusammengebunden werden und eine „Lokalisierung" bewirken. Ihr Zusammenwirken schafft eine Konfiguration („Werknetz"), in welche die Probandin mit ihrem Körper und ihren habituellen

Dispositionen eingebunden ist. Eine „Verankerung" am Wohnort wird also ganz erheblich durch den See als „Aktant" bedingt, die Bindung an die Wohnung, als „Arbeits- und Freizeitwohnsitz", kann auch als eine Konsequenz der materiellen Netzwerkkonfiguration interpretiert werden.

Somit kann zusammenfassend festgehalten werden, dass in diesem Fall von nach den Wohnorten differenzierten Werknetzen auszugehen ist. Die Pflanzen in Wien, die „Veränderungen" provozieren und der See am Wohnort in Kärnten. Die Pflanzen bewirken eine „Mobilisierung" weiterer Akteure in dem z.B. Personen in die Wohnungen kommen die die Pflanzen gießen, wenn die Probandin nicht zu Hause ist. Dadurch wird die Wohnung auch „offen" und zugänglich, wie es auch dem Habitus der Probandin entspricht. Der See bewirkt hingegen eine „Lokalisierung" von Praktiken. Das „Wohnen" am zweiten Wohnsitz ist ganz erheblich auf den Seezugang und auf Aktivitäten am See ausgerichtet, die materielle Konfiguration des Badestegs schafft eine Form von „materialisierter Ortsbindung".

Verknüpfungen zwischen den Wohnorten werden hier durch den Transport von Sachen und Dingen offensichtlich. Dabei wird in diesem Fall vor allem Kleidung zwischen den Wohnsitzen ausgetauscht, der Hauptteil der Utensilien befindet sich gegenwärtig am Wohnort B. An beiden Wohnsitzen ist aber ein „Grundequipment" an Wohnungsausstattung vorhanden, wobei es der Probandin wichtig war, keine Wohnung zu „filetieren", keine „Rumpfwohnung" zu haben. An beiden Wohnorten realisiert sich der Habitus demnach nur in der Umgebung einer entsprechenden Wohnungsausstattung. Auch vorhandene Bilder und Kunstwerke bewirken an beiden Wohnorten eine persönliche „Charakterisierung" der Wohnung. Sie sind hier für eine „erfolgreiche" Wohnperformanz von Relevanz.

> IVW1: Nein, das ist eigentlich nur praktisch Kleidung, na. Weil, ja einfach das was ich jetzt so für 2-3 Tage brauch, ja. Von den Utensilien die ich hab ist der Hauptteil in, also in Pörtschach ist der Hauptteil und das nehm ich mit, ja.

> IVW1: Das Grundequipment ist in beiden Wohnungen vorhanden. Ich hab auch bewusst, das ist interessant, ich habs bewusst nicht so gemacht, dass ich die Wiener Wohnung filetiert hab, und gesagt hab so, also ich tu jetzt die Sachen daher, weil wenn ich dann nach Wien komme denk ich, ich bin in einer Rumpfwohnung jetzt, hab alles dann da, sondern ich hatte in Pörtschach einfach wirklich nur das Rudimentärste, was ich immer grad gebraucht hab, bzw. war es interessant weil das sehr wenig ist eigentlich, ja. Ah, auch interessant so das Aussortieren und was man halt doppelt wieder zusammensammelt. Ah, aber das war mir wichtig, dass ich das nicht mach, dass ich so... In Wien hab ich wenn ich hinkomm, wenn ich hinkomm, da ist es da. Da denk ich nicht, ah jetzt fehlt mir das oder das. Da weiß ich wenn ich hin komm da ist alles so wie es ist. Ja.

5.3.2 Fall 2

Im Vergleich zum obigen Fall kann hier, im zweiten beschriebenen Fall (vgl. Kapitel 5.2.2; IVW2), anstatt der Pflanzen der Aktant „Tier" angeführt werden. Wohnpraktiken am Wohnort B sind ganz zentral an den dort vorhandenen Pferden ausgerichtet, die Tätigkeit

des Reitens schafft eine entsprechende Form der „materiellen Ortsbindung“ (vgl. Abb. 7). Die Tiere werden somit in das Handlungsprogramm des Wohnens eingebunden. Die habituelle „Außenorientierung“ des Probanden wird hiermit entsprechend gestützt, ihre Entfaltung wäre ohne die „Landschaft“ und die Tiere nicht möglich. Die Realisierung der habituellen Dispositionen in Form von konkreten Praktiken ist nicht nur auf den eigenen Körper bezogen, sondern auch auf die ihn umgebende Welt der Dinge, Objekte und – wie in diesem Fall – auch auf anderer Lebewesen. Ein Werknetz wird hier demnach durch das „in Beziehung setzen“ des Körpers mit den Pferden und mit der umgebenden Landschaft etabliert.

Am Wohnort A hingegen sind relevante Aktanten und mögliche Netzwerkkonfigurationen nur schwer auszumachen. Die Wohnung als „materielle“ Rahmung ist von eher untergeordneter Bedeutung, bzw. sind aus den Daten keine Erkenntnisse über Vernetzungspraktiken abzuleiten. Die „Universität“ kann als ein möglicher Aktant gedeutet werden, der auch die Standortwahl der Wohnung beeinflusst hat.

> IVW2: Und wichtig war mir da vor allem die Nähe zur Uni, weil ich ja doch oft auf die Uni fahr und so, ja. Und, ja da ist mir die Nähe doch einfach wichtig. Das war eigentlich auch das Hauptkriterium nach dem ich meine Wohnung ausgesucht hab. Gut, ja. Jetzt bin ich aber nicht lang auf der Uni, bin eigentlich bald weg.

An beiden Wohnorten spielen für den Probanden Freunde und Bekannte ein wichtige Rolle, die Einbindung in ein entsprechendes soziales Netzwerk ist an beiden Wohnorten zentral (vgl. Kapitel 5.2.2). Die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen setzt dabei jedoch voraus, dass die materiellen Körper der sozialen Akteure auch zueinander in Beziehung gesetzt werden. Sie sind einer bestimmten „Choreographie“ und bestimmten Aktivtäten folgend auch „materiell“ in ein gemeinsames Netzwerk einzubringen, wobei Interessen ausgeglichen und Handlungen abgestimmt werden müssen. Die Realisierung von Praktiken die sich auf soziale Aktivitäten („Fortgehen“) beziehen, setzt demnach sowohl eine habituelle Bereitschaft, als auch eine materielle „Verfügbarkeit“ der Köper anderer sozialer Akteure voraus. Wenn sich folglich die Wohnpraktiken aufgrund des strukturierenden Habitus mehr auf das Wohnumfeld und die Interaktionen mit anderen Menschen beziehen, so sind deren physisch-materielle Körper entsprechend auch als „Aktanten“ im „Wohnnetzwerk“ zu verstehen.

5.3.3 Fall 3

Im dritten beschriebenen Fall (vgl. Kapitel 5.2.3; IVW3) konnte im Rahmen der Analyse des Habitus vor allem eine „Innenorientierung“ des Probanden ausgemacht werden, die eigentliche Wohnung als „materielles Setting“ tritt hier in den Vordergrund. Praktiken des Wohnens sind an beiden Wohnorten stark auf die Wohnung selbst bezogen. Damit treten hier vor allem die materiellen Artefakte innerhalb der Wohnung, die

Einrichtungsgegenstände und Dinge, aber auch die Mitbewohner (Familie) mit ihrer Körperlichkeit in das Zentrum der Netzwerkkonfigurationen und Assoziierungsprozesse.

So spielt beispielsweis der vom Proband beschriebene Esstisch im Wohnzimmer (vgl. Abb. 8) eine wichtige Rolle, er ermöglicht die Ausübung von Praktiken (Aktivitäten mit der Familie), die für den Probanden den Wohnalltag am Wohnort B entsprechend strukturieren und damit auch als „Praktiken des Wohnens" zu bezeichnen sind. Er dient als „Plattform" (vgl. SCHAD 2012, 44) der Versammlung der Familienmitglieder zu bestimmten Aktivitäten (z.B. das Spielen von Brettspielen), die den Vollzug des Wohnens am Wohnort mitkonstituieren. Die Praxis des Wohnens ist an beiden Wohnorten auf entsprechende Gegenstände und Dinge angewiesen, um dauerhaft und routinisiert ablaufen zu können. Besonders zu erwähnen sind hierbei die Schreibtische und Computer die an beiden Wohnorten als Bildmotive ausgewählt wurden (vgl. Abb. 10 und 11). Sie dienen als „materielle Basis" der Durchführung von Tätigkeiten, ermöglichen den routinisierten Ablauf bestimmter Praktiken („Arbeiten", „im Internet surfen"). Sie sind demnach auch als „Aktanten" zu verstehen, in netzwerkartiger Zusammenführung mit dem sozialisierten und materiellen Körper ermöglichen sie konkretes „Tun". „... artefacts are indispensable to human behaviour; human agents usually have to associate themselves with artefacts to overcome capability constraints and make action possible." (SCHWANEN 2007, 16).

Im vorliegenden Fall können Artefakte aber auch „globalisierend" wirken. Beispielsweise transportiert der Proband immer einen USB-Stick und einen Stick für die Internetverbindungen zwischen den beiden Wohnsitzen hin und her.

> IVW3: Ich nehme immer mit, äh .... einen USB-Stick, um eben was zu transportieren, Daten, und ich nehme mit einen, einen, wie heißt so was, einen so einen USB-Internet Stick, also zum reinstecken. Da hab ich nur einen, den nehm ich auch immer hin und her. Sonst, ähh... ich weiß nicht was ich sonst noch mit nehme, immer ähm, immer mit nehmen tu ich sonst eigentlich nix.

Damit kann an beiden Wohnsitzen „gearbeitet" werden, wobei hier aber wieder eine technische Verknüpfung zu den „lokalisierten" Arbeitsplätzen notwendig wird. Gehen die „mobilen" Dinge eine Verbindung mit den „immobilen" Dingen ein, so werden spezifische Praktiken, z.B. das Arbeiten am Computer, möglich. Technische Artefakte wie die USB-Sticks ermöglichen das Überwinden von zeit-räumlichen „Constraints" und sind an praktischen Handlungsvollzügen an den beiden Wohnorten beteiligt. Durch sie wird auch eine strikte Funktionsteilung zwischen den Wohnsitzen brüchig und überwindbar.

5.3.4 Fall 4

Im vierten Fall, wo die multilokale Lebenswelt eines 69-Jährigen Pensionisten beschrieben wird (vgl. Kapitel 5.2.4, IVW4), sind die multilokalen Werknetze stark an der „Landschaft" orientiert, sowie auch an der siedlungsstrukturellen Lage der Wohnung (Wohnort A). Artefakte in der Wohnung und Einrichtungsgegenstände können nicht direkt

zu Praktiken des Wohnens in Beziehung gesetzt werden, bzw. lassen sich aus den erhobenen Daten hierzu keine Erkenntnisse ableiten.

Am Wohnort B, dem Freizeitwohnsitz, wurde über die aufgenommenen Bildmotive deutlich, dass hier die konkrete „Landschaft" um die Wohnung als „materielle Rahmung" dient. Sie ermöglicht den Ablauf, die Performanz von bestimmten Praktiken (Schifahren, Wandern, Radfahren) und trägt damit auch zu einer entsprechend „materialisierten Ortsbindung" bei, wirkt „lokalisierend". Aktivitäten wie das Schifahren am Zweitwohnsitz (vgl. Abb. 17) sind auch ganz erheblich an spezifische Konfigurationen von materiellen, aber auch von nicht-materiellen Entitäten, angewiesen, von den Schneeverhältnissen, über die Betriebszeiten der Lifte bis hin zur persönlichen Sportausrüstung. Wenn die Praktiken des Wohnens ganz stark auf Aktivitäten außerhalb der eigenen Wohnung bezogen sind, dann ergeben sich Einbindungen in komplexe Werknetze, die in weiterer Folge das multilokale Wohnen als „Effekt" hervorbringen. So wird die Nutzung des Zweitwohnsitzes (Wohnort B) eher unterbleiben, wenn bestimmte Aktivitäten nicht durchführbar sind. Ist z.B. ein Schifahren aufgrund bestimmter Umstände nicht möglich, so wird auch die Nutzung des Zweitwohnsitzes eher unterbleiben bzw. auch unterbrochen werden. Aufgrund der habituellen Prägungen ist hier nämlich nicht davon auszugehen, dass sich die Praktiken des Wohnens auf Tätigkeiten in der Wohnung konzentrieren, bzw. umleiten lassen. „Gewohnt" wird im beschriebenen Fall nämlich primär außerhalb der Wohnung, im Vollzug von bestimmten Aktivitäten. Werden diese Aktivitäten in ihrer Durchführung behindert, so kann auch die Praxis des Wohnens am Wohnort entsprechend scheitern. Fehlender Schnee, gesperrte oder schlechte Pisten-Infrastruktur, fehlende Ausrüstung können hier als „Aktanten" wirken, die eine Unterscheidung hervorrufen und Praktiken entweder stabilisieren, oder sie behindern und unterbinden. Die Einbindung in entsprechende Werknetze *außerhalb* der Wohnung, die auch eine Folge der habituell eingeprägten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata des Akteurs ist, kann die Praxis des multilokalen Wohnens stützen (schafft „praktische" Möglichkeiten), oder sie aber, aufgrund der verhindernden Wirkungen bestimmter „Aktanten", auch destabilisieren (behindert „praktische" Möglichkeiten).

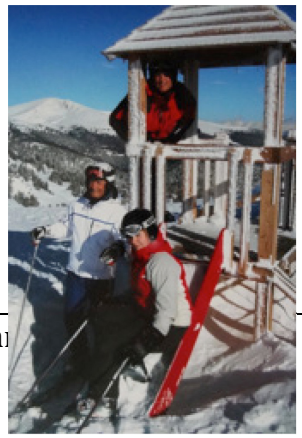

Abbildung 17: Wohnort B, IVW4

So wurde zum Beispiel auch die Praxis des Radfahrens, die der Proband als wichtige Aktivität angeführt hat, früher auch am Wohnort B ausgeübt. Aufgrund der „materiellen Gegebenheiten" vor Ort, der Höhen- und Geländeverhältnisse der Landschaft, ist dort das Radfahren aber „recht beschwerlich" geworden, wodurch sich die Aktivität nun zum Wohnort A („Hauptwohnort") verlagert hat und so „monolokal" geworden ist. Damit hat sich auch die „Praxis des Wohnens" an beiden Orten gewandelt. Die „Landschaft" als Aktant hat hier im Werknetz des Radfahrens demnach ein „verändernde" Rolle gespielt und die Praxis des multilokalen Wohnens verändert.

****

Das vorliegende abschließende Kapitel der Arbeit hatte zum Ziel, anhand exemplarischer empirischer Untersuchungen aufzuzeigen, wie die Konzepte des *multilokalen Habitus* und der *multilokalen Werknetze* zur Beschreibung multilokaler Wohnarrangements eingesetzt werden können. So wurde versucht, anhand von vier autofotografisch-reflexiven Interviews mit multilokal lebenden Akteuren, die inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata offenzulegen. Hiermit wurde ein Einblick in die „praktische Logik" des Wohnens an den einzelnen Wohnorten ermöglicht und es wurden einzelne Wohnpraktiken, in und außerhalb der Wohnungen, veranschaulicht. Dabei wurde vor allem deutlich, dass die Wohnsitze weitestgehend an einer einheitlichen Logik ausgerichtet sind. Dies bedeutet, dass die habituellen Dispositionen der Akteure zu ähnlichen Praktiken des Wohnens an den einzelnen Wohnsitzen führen. Die Kontingenz eines multilokalen Lebens wird also primär dadurch bewältigt, dass an mehreren Wohnsitzen eine einheitliche Gestaltung der vielfältigen Wohnpraktiken (über arbeitsbezogen bis freizeitbezogen) vorherrscht. Diese sind entsprechend als eine Folge der in den sozialen Körpern eingeprägten habituellen Strukturen zu interpretieren, wobei der Habitus aber nicht determiniert, sondern vielmehr Praktiken strukturiert.

Auch wurde versucht einen Einblick in die Konfiguration *multilokaler Werknetze* zu geben. Dabei wurde vor allem auf die Assoziierung von verschiedenen Entitäten hingewiesen, es wurden mögliche „Aktanten" identifiziert und das „in Beziehung setzen" des Körpers der Akteure mit den ihn umgebenden Dingen und Artefakten thematisiert. Artefakte, Objekte und Dinge (auch Tiere und Pflanzen) ermöglichen einerseits die „Lokalisierung" von Praktiken, ihre „Rahmung", andererseits können sie aber auch

„globalisierend“ wirken. An den Wohnorten eines multilokalen Wohnarrangements können dabei unterschiedliche Aktanten wirksam werden und auch unterschiedliche Werknetze zur Ausbildung kommen. Die Praxis eines „aktiven“ Wohnens an mehreren Orten ist somit ganz erheblich eingebunden in die materielle Dingwelt, in Artefaktkonfigurationen, „Landschaften“, Techniken und Infrastrukturen, wie hier zu zeigen versucht worden ist.

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die vorliegende Arbeit hatte zum Ziel, das sozial-räumliche Phänomen des multilokalen Wohnens aus eine *praxistheoretischen Blickrichtung* zu beleuchten. Es galt, neue theoretische Ansätze für eine Untersuchung eines „aktiven" Lebens an mehreren Orten fruchtbar zu machen. Dabei wurde ein Schwerpunkt auf *multilokale Wohnpraktiken* gelegt, durch welche spezifische multilokale Lebenswelten konstruiert werden und die den Alltag an verschiedenen Wohnorten strukturieren. Konkret wurden auf Basis der *Theorie der Praxis* nach PIERRE BOURDIEU und der *Akteur-Netzwerk Theorie* die Konzepte des *multilokalen Habitus* und der *multilokalen Werknetze* systematisch entwickelt, mit denen ein Zugriff auf die *soziale Körperlichkeit* und die *Materialitäten* von multilokalen Wohnpraktiken versucht wurde. Mit Hilfe der „hybriden" Methode der *reflexiven Autofotografie*, wo sowohl visuelle Daten als auch textuelle Daten erhoben werden (vgl. Kapitel 4), wurde dabei ein Zugriff auf den Habitus mittels Habitusanalyse und auf Akteur-Netzwerke durch ethnographisch ausgerichtete Beschreibungen vorgenommen.

Ein *multilokaler Habitus* fungiert als eine *Bewältigungsstrategie der Kontingenzen* eines multilokalen Wohnalltags (vgl. Kapitel 3.2). Die Anwendung einer spezifischen „Logik der Praxis" dient dazu, den multilokalen Wohnalltag zu bewältigen, wobei mit Hilfe von inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata die (soziale und physische) multilokale Umwelt gleichzeitig geordnet und strukturiert wird. Eine multilokale Wohnerfahrung schlägt sich in einem Habitus nieder, der die aktuellen Praktiken des Wohnens an mehreren Orten anleitet. Dabei besteht grundsätzlich die Möglichkeit, dass an den einzelnen Wohnorten unterschiedliche Praktiken, mit einer spezifischen „Logik", zur Anwendung kommen oder aber nicht. Somit kann einerseits von multilokalen „Gegenwelten oder Parallelwelten" (HILTI 2013) gesprochen werden, andererseits hingen von einheitlichen Wohnpraktiken, die sich nicht („räumlich") differenzieren lassen. Anhand der vorgenommenen empirischen Untersuchungen wurde dabei vor allem festgestellt, dass die multilokalen Lebenswelten sich eher als kohärente „Gesamtheit" offenbaren und die inkorporierten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata nicht nach Wohnort differenziert sind. Damit ist auch eine mögliche Hierarchisierung der einzelnen Wohnsitze, ein strikte und ausschließende Nutzungstrennung und damit auch eine Trennung alltäglicher Praktiken nicht gegeben. Der Wohnalltag wird an den einzelnen Wohnorten auf Basis der habituellen Dispositionen ähnlich gestaltet.

Das Konzept des multilokalen Habitus bietet dabei die Möglichkeit, ähnlich wie es DIRKSMEIER (2006, 2009a) in Bezug auf eine „habituelle Urbanität" gezeigt hat, das Phänomen des multilokalen Wohnens nicht nur räumlich festzumachen, sondern es als in den sozialen Akteuren und ihren „Körpern" verankert zu verstehen. Es besteht hier die

Möglichkeit in weiteren Arbeiten dieses Konzept weiter zu entwickeln und auch näher empirisch zu untersuchen. Die hier, im Rahmen dieser Arbeit, angestellten ersten empirischen Analyse hatten dabei primär einen exemplarischen und explorativen Charakter

Neben dem Konzept des multilokalen Habitus wurde auch das Konzept der *multilokalen Werknetze* näher vorgestellt. Auf Basis der zentralen Argumentationslinien der *Akteur-Netzwerk Theori*e (vgl. Kapitel 3.3) wird hier argumentiert, dass die Praxis des multilokalen Wohnens als ein hybrider „Netzwerk-Effekt" zu verstehen ist, der aufgrund der Assoziierung heterogener Entitäten, immaterieller und vor allem materieller Art, zu Stande kommt. Exemplarisch wurden mögliche Aktanten an den Wohnorten identifiziert und mögliche Werknetztkonfigurationen, die die „Praxis des Wohnens" an den jeweiligen Wohnorten „rahmen" und stabilisieren, ausgemacht. Im Rahmen eines ersten Versuches der Fruchtbarmachung der zentralen Gedanken und Argumente der Akteur-Netzwerk Theorie für eine Untersuchung multilokaler Wohnpraktiken, ging es jedoch im Wesentlichen um die Etablierung neuer theoretisch-konzeptioneller Sichtweisen und Zugänge zum Phänomen des multilokalen Wohnens. So kann beispielsweise die Untersuchung der Rolle von technischen, materiellen Artefakten an den einzelnen Wohnorten und die Analyse ihrer Konsequenzen für die Performanz alltäglicher Wohnpraktiken wertvolle Einblicke in komplexe multilokale Wohnarrangements ermöglichen.

Für ein näheres, empirisches Verständnis der multilokalen Werknetze scheinen jedoch in Zukunft noch weitere detaillierte ethnographische Beschreibungen erforderlich, die z.B. mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung vorgenommen werden können (vgl. allgemein SCHAD 2012). Die hier angewandte Kombination von textuellen und visuellen Daten bietet jedoch auch für weitere Arbeiten einen guten Anknüpfungspunkt.

Literaturverzeichnis

ALKEMEYER, T., K. BRÜMMER und T. PILLE, 2010, Praktiken sozialer Abstimmung. Kooperative Arbeit aus der praxeologischen Perspektive Pierre Bourdieus. In: BÖHLE, F. und M. WEIHRICH (Hrsg.), Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen. – Bielefeld (= Materialitäten, 13). S. 229-261.

BAUMAN, Z., 2003, Flüchtige Moderne. – Frankfurt/Main. (= edition suhrkamp, 2447).

BECK, U., 1995, Die „Individualisierungsdebatte". In: SCHÄFERS, B. (Hrsg.), Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, Theoretische Kontroversen. – Opladen. S. 185-198.

BECK, U., 1997, Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. – Frankfurt/Main.

BELLIGER, A. und D. J. KRIEGER, 2006, Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. In: BELLIGER, A. und D. J. KRIEGER (Hrsg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. – Bielefeld (= Science Studies). S. 13-50.

BOECKLER, M. und A. STRÜVER, 2011, Geographien des Performativen. In: GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.), Geographie. Physische Geographie und Humangeographie. – Heidelberg. S. 663-667.

BOSCO, F. J., 2006, Actor-Network Theory, Networks, and relational Approaches in Human Geography. In: AITKEN, S. und G. VALENTINE (Hrsg.), Approaches to Human Geography. – London. S. 136-146.

BOURDIEU, P., 1979, Entwurf einer Theorie der Praxis. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 291).

BOURDIEU, P., 1983, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: KRECKEL, R. (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten. – Göttingen (= Soziale Welt Sonderband 2). S. 183-198.

BOURDIEU, P., 1985, Sozialer Raum und „Klassen". Leçon sur la leçon. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 500).

BOURDIEU, P., 1987a, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 658).

BOURDIEU, P., 1987b, Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. – Frankfurt/Main.

BOURDIEU, P., 1989/2006, Sozialer Raum, Symbolischer Raum. In: DÜNNE, J. und S. GÜNZEL (Hrsg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1800).

BOURDIEU, P., 1991, Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: WENTZ, M. (Hrsg.), Stadt-Räume. – Frankfurt/Main, New York. S. 25-34.

BOURDIEU, P., 1992, Rede und Antwort. – Frankfurt/Main (= edition suhrkamp, 1547).

BOURDIEU, P. und WACQUANT L. J. D., 1996, Reflexive Anthropologie. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1793)

BOURDIEU, P., 1998, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. – Frankfurt/Main (= edition suhrkamp, 1985).

BRIDGE, G., 2011, Pierre Bourdieu. In: HUBBARD, P. und R. KITCHIN (Hrsg.), Key Thinkers on Space and Place. – London. S. 76-81.

CADMAN, L., 2009, Nonrepresentational Theory/ Nonrepresentational Geographies. http://www.elsevierdirect.com/brochures/hugy/SampleContent/Nonrepresentational-Theory-and-Geographies.pdf, 09/2013.

CASEY, E. S. ,2001, Body, Self and Landscape: A Geophilosophical Inquiry into the Place-World. In: ADAMS, P.C., S. HOELSCHER und K. E. TILL (Hrsg.), Textures of Place: Exploring Humanist Geographies. – Minneapolis. S. 403–425.

CASTELLS, M., 2001, Das Informationszeitalter Band 1. Die Netzwerkgesellschaft. – Opladen.

CRESSWELL, T., 2006, On the Move: Mobility in the Modern Western World. – London.

CRESSWELL, T., 2013, Geographic Thought. A Critical Introduction. – Chichester (= Critical Introductions to Geography).

DEFFNER, V. und C. HAFERBURG, 2012, Raum, Stadt und Machtverhältnisse. Humangeographische Auseinandersetzungen mit Bourdieu. In: Geographische Zeitschrift, Bd. 100, Heft 3, S. 164-180.

DIRKSMEIER, P., 2006, Habituelle Urbanität. In: Erdkunde, Bd. 60, Heft 3. S. 221-230.

DIRKSMEIER, P., 2007, Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken: Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies, Bd., 6, Heft 1. S. 73-97.

DIRKSMEIER, P., 2009a, Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. – Bielefeld.

DIRKSMEIER, P., 2009b, Performanz, Performativität und Geographie. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, Bd. 83, Heft 3. S. 241-259.

DIRKSMEIER, P. 2013, Zur Methodologie und Performativität qualitativer visueller Methoden – die Beispiele der Autofotografie und reflexiven Fotografie. In: ROTHFUß, E. und T. DÖRFLER (Hrsg.), Raumbezogene qualitative Sozialforschung. – Wiesbaden. S. 83-101.

DÖRFLER, T., O. GRAEFE und D. MÜLLER-MAHN, 2003, Habitus und Feld: Anregungen für eine Neuorientierung der geographischen Entwicklungsforschung auf der Grundlage von Bourdieus „Theorie der Praxis“. In: Geographica Helvetica, Bd. 58, Heft 1. S. 11-23.

EASTHOPE, H., 2004, A place called home. In: Housing, Theory and Society, Bd. 21, Heft 3. S. 128-138.

ERNSTE, H., 2012, Action Theory after the Practice Turn. Assembling the Future. In: WEIXLBAUMER, N. (Hrsg.), Anthologie zur Sozialgeographie. – Wien (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 16). S. 52-68.

EVERTS, J., M. LAHR-KURTEN und M. WATSON, 2011, Practice Matters! Geographical Inquiry and theories of practice. In: Erdkunde, Bd. 65, Heft 4. S. 323-334.

FLICK, U., E. VON KARDORFF und I. STEINKE, 2005, Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: In: FLICK, U., E. VON KARDORFF und I. STEINKE (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. – Reinbek bei Hamburg (= rowohlts enzyklopädie). S. 12-30.

FLICK, U., 2007, Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. – Reinbek bei Hamburg (= rowohlts enzyklopädie).

FRÖHLICH, G., 1994, Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu. In: MÖRTH, I. und G. FRÖHLICH (Hrsg.), Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. – Frankfurt, New York. S. 31-54.

HÄGERSTRAND, T., 1970, What about People in Regional Science. In: Papers of the Regionale Science Association, Bd. 24. S.7-21.

HANNAM, K., M. SHELLER und J. URRY, 2006, Editorial: Mobilities, Immobilities and Moorings. In: Mobilities, Bd. 1, Heft 1. S. 1-22.

HARPER, D., 2005, Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten. In: FLICK, U., E. VON KARDORFF und I. STEINKE (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. – Reinbek bei Hamburg (= rowohlts enzyklopädie). S. 402-416.

HESSE, M. und J. SCHEINER, 2007, Räumliche Mobilität im Kontext des sozialen Wandels: eine Typologie multilokalen Wohnens. In: Geographische Zeitschrift, Bd. 95, Heft 3. S. 138-154.

HILTI, N., 2009, Multilokales Wohnen. Bewegungen und Verortungen. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2. S. 77-86.

HILTI, N., 2013, Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. – Wiesbaden (= Stadt, Raum und Gesellschaft).

HUCHLER, N., N. DIETRICH und I. MATUSCHEK, 2009, Multilokale Arrangements im Luftverkehr. Voraussetzungen, Bedingungen und Folgen multilokalen Arbeitens und Lebens. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2. S. 43-54.

JOAS, H. und W. KNÖBL, 2004, Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1669).

JÖNS, H., 2001, Akteursnetzwerktheorie. In: BRUNOTTE, E., et.al (Hrsg.), Lexikon der Geographie, Erster Band A bis Gasg. – Heidelberg, Berlin. S. 34-35.

JÖNS, H., 2003, Mensch-Umwelt-Beziehungen aus einer erweiterten Akteursnetzwerkperspektive. In: MEUSBURGER, P. und T. SCHWAN (Hrsg.), Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. – Stuttgart. S. 101-137.

JÖNS, H., 2006, Dynamic hybrids and the geographies of technoscience: discussing conceptual resources beyond the human/non-human binary. In: Social & Cultural Geography, Bd. 7, Heft 4. S. 559-580.

JOHNSON, S., J. MAY und P. CLOKE, 2008, Imag(in)ing 'homeless places': using auto-photography to (re)examine the geographies of homelessness. In: Area, Bd. 40, Heft 2. S. 194-207.

KAMLEITHNER, C. und R. MEYER, 2013, Logistik des sozialen Raumes – zu Band 2. In: HAUSER, S., C. KAMLEITHNER und R. MEYER (Hrsg.), Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften. Bd. 2 Zur Logistik des sozialen Raumes. – Bielefeld. S. 14-24.

KAZIG, R. und P. WEICHHART, 2009, Die Neuthematisierung der materiellen Welt in der Humangeographie. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, Bd. 83, Heft 2. S. 109-128.

KRAMER, C., 2012, „Alles hat seine Zeit" – die „Time Geography" im Lichte des „Material Turn". In: WEIXLBAUMER, N. (Hrsg.), Anthologie zur Sozialgeographie. – Wien (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 16). S. 83-105.

LATOUR, B., 2008, Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1861).

LATOUR, B., 2007, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1967).

LAURIER, E., 2011, Bruno Latour. In: HUBBARD, P. und R. KITCHIN (Hrsg.), Key Thinkers on Space and Place. – London. S. 272-278.

LAW, J., 2006, Notizen zur Akteur-Netzwerk-Theorie: Ordnung, Strategie und Heterogenität. In: BELLIGER, A. und D. J. KRIEGER (Hrsg.), ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. – Bielefeld (= Science Studies). S. 429-446.

LIPPUNER, R., 2005, Reflexive Sozialgeographie. Bourdieus Theorie der Praxis als Grundlage für sozial- und kulturgeographisches Arbeiten nach dem cultural turn. In: Geographische Zeitschrift, Bd. 93, Heft 5. S. 135-147.

LIPPUNER, R., 2007, Sozialer Raum und Praktiken. Elemente sozialwissenschaftlicher Topologie bei Pierre Bourdieu und Michel de Certeau. In: GÜNZEL, S. (Hrsg.), Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. – Bielefeld (= Kultur und Medientheorie). S. 265-277.

LIPPUNER, R., 2011, Theorie und Praxis einer Theorie der Praxis. Bourdieus praxeologischer Ansatz als Grundlage einer reflexiven Humangeographie. Working Paper. http://www.geographie.unijena.de/geogrmedia/Lehrstuehle/Sozialgeographie/Personal/Roland+Lippuner/Theorie_und_Praxis.pdf, 09/2013.

LÖW, M., 2001, Raumsoziologie. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1506).

LOSSAU, J. und R. LIPPUNER, 2004, Geographie und Spatial Turn. In: Erdkunde, Bd. 58, Heft 3. S. 201-211.

MAINTZ, J., 2008, Relationalität und räumliche Dynamik von Risiken – ein bioterroristisches Szenario aus Perspektive der Actor Network Theory. In: FELGENTREFF, C. und T. GLADE (Hrsg.), Naturrisiken und Sozialkatastrophen. – Berlin, Heidelberg. S. 411-419.

MOEBIUS, S., 2008, Handlung und Praxis. Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie. In: MOEBIUS, S. und A. RECKWITZ (Hrsg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1869). S. 58-74.

MURDOCH, J., 1998, The spaces of actor-network theory. In: Geoforum, Bd. 29, Heft 4. S. 357-374.

NEISSER, F. und J. POHL, 2013, „Kritische Infrastrukturen“ und „material turn“ – Eine akteur-netzwerktheoretische Betrachtung. In: Berichte. Geographie und Landeskunde, Bd. 87, Heft 1. S. 25-44.

PASSOTH, J.-H., 2011, Fragmentierung, Multiplizität und Symmetrie. Praxistheorien in post-pluraler Attitüde. In: CONRADI, T., H. DERWANZ und F. MUHLE (Hrsg.), Strukturentstehung durch Verflechtung. – München (= Schriftenreihe des Graduiertenkollegs „Automatismen“). S. 259-278.

PETZOLD, K., 2010, Wenn sich alles um den Locus dreht: Multilokalität, Multilokation, multilokales Wohnen, Inter- und Translokalität als Begriffe der Mehrfachverortung. In: HÜHN, M., D. LERP, K. PETZOLD und M. STOCK (Hrsg.), Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. – Münster (= Region-Nation-Europa, 62). S. 235-257.

PETZOLD, K., 2013, Multilokalität als Handlungssituation. Lokale Identifikation, Kosmopolitismus und ortsbezogenes Handeln unter Mobilitätsbedingungen. – Wiesbaden (= Forschung und Entwicklung in der Analytischen Soziologie).

POTTHAST, J., 2012, Terminal. In: MARQUARDT, N. und V. SCHREIBER (Hrsg.), Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart. – Bielefeld. S. 273-279.

RECKWITZ, A., 2003, Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, Bd. 32, Heft 4. S. 282-301.

REUBER, P. und C. PFAFFENBACH, 2005, Methoden der empirischen Humangeographie. Beobachtung und Befragung. – Braunschweig (= Das Geographische Seminar).

REUSCHKE, D., 2009, Raum-zeitliche Muster und Bedingungen beruflich motivierter multilokaler Haushaltsstrukturen. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2. S. 31-42.

REUSCHKE, D., 2010, Berufsbedingtes Pendeln zwischen zwei Wohnsitzen – Merkmale einer multilokalen Lebensform in der Spätmoderne. In: Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Bd. 35, Heft 1. S. 135-164.

REVILL, G., 2011, Mobility. Part II. In: AGNEW, J. A. und J. S. DUNCAN (Hrsg.), The Wiley-Blackwell Companion to Human Geography. – Chichester. S. 373- 386.

ROLSHOVEN, J., 2006, Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 102, Heft 2, S. 179-194.

ROLSHOVEN, J., 2007, Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 103, Heft 2, S. 157-179.

ROLSHOVEN, J. und J. WINKLER, 2009, Multilokalität und Mobilität. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2. S. 99-106.

ROSA, H., D. STRECKER und A. KOTTMANN, 2007, Soziologische Theorien. – Konstanz (= Reihe UTB basics).

RUMING, K., 2009, Following the Actors: mobilising an actor-network theory methodology in geography. In: Australian Geographer, Bd. 40, Heft 4. S. 451-469.

SCHAD, H., 2012, Akteur-Netzwerk-Theorie. Überlegungen zur Anwendung für die Analyse des multilokalen Wohnens. ITW Working Paper Series, Hochschule Luzern – Wirtschaft. – Luzern.

SCHÄFER, H., o.J., Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen bei Pierre Bourdieu, Judith Butler, Michel Foucault und Bruno Latour. http://www.kuwi.europauni.de/de/lehrstuhl/vs/kulsoz/promotionen/disserschaefer/Expose-Instabilitaet-Schaefer.pdf, 09/2013

SCHATZKI, T.R, 2001, Introduction: practice theory. In: SCHATZKI, T.R., K. KNORR-CETINA und E. VON SAVIGNY (Hrsg.), The Practice Turn in Contemporary Theory. – London und New York. S. 10-24.

SCHIER, M., o.J., Projekt: Multilokalität von Familien (Schumpeter-Forschungsgruppe). http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=669, 09/2013.

SCHLOTTMANN, A. und J, MIGGELBRINK, 2009, Visuelle Geographien - ein Editorial. In. Social Geography, Heft 4. S. 13-24.

SCHLOTTMANN, A., O. GRAEFE und B. KORF, 2010, Things that matter. A dialogue on interpretative and material semiotics in geography. In: Geographische Zeitschrift, Bd. 98, Heft 4. S. 226-236.

SCHLÜTER, S., 2012, „Äh, besser lässt sich der Niedergang eines Viertels eigentlich wirklich nicht dokumentieren". Die Dezentrierung des Forschenden und bebilderte Begegnungen: Reflexive Fotografie als Methode der qualitativen Sozialraumforschung. Abstract für das 7. Treffen des Nachwuchsnetzwerks Stadt, Raum, Architektur in Weimar (30./31. März 2012). http://stadtraumarch.files.wordpress.com/2012/03/nwnw7_abstract_schlc3bcter.pdf, 09/2013.

SCHMIDT, R., 2012, Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 2030).

SCHROER, M., 2006, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1761).

SCHULZ-SCHAEFFER, I., 2000, Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik. In: WEYER, J. (Hrsg.), Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung. – München u.a. S. 187-209.

SCHWANEN, T., 2007, Matter(s) of interest: Artefacts, spacing and timing. In: Geografisker Annaler B, Bd. 89, Heft 1. S. 9-22.

SCHWERTL, M., 2010, Anstelle zweier Stühle: Überlegungen zu Objekten als Zeichen von transnationalem Lebensstil und Habitus in deutsch-/türkischen Wohnungen. In: HÜHN, M., D. LERP, K. PETZOLD und M. STOCK (Hrsg.), Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. – Münster (= Region-Nation-Europa, 62). S. 259-276.

SEEBACHER, M.M., 2012, Raumkonstruktionen in der Geographie. Eine paradigmenspezifische Darstellung gesellschaftlicher und fachspezifischer Konstruktions-, Rekonstruktions- und Dekonstruktionsprozesse von „Räumlichkeit". Mit einem Beitrag von PETER WEICHHART. – Wien (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 14).

SEIDL, D., 2009, „Wir machen hier unser Italien." Multilokalität deutscher Ferienhausbesitzer. – Münster u.a.

SELLE, G., 1997, Siebensachen: ein Buch über Dinge. – Frankfurt/Main.

SHELLER, M und J. URRY, 2006, The new mobilities paradigm. In: Environment and Planning A, Bd. 38. S. 207-226.

STADELBACHER, S., 2010, Die klassische Soziologie und der Körper. Handlungstheoretische Zugänge und ihr Verhältnis zur Körperlichkeit der Akteure. In:

BÖHLE, F. und M. WEIHRICH (Hrsg.), Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen. – Bielefeld (= Materialitäten, 13). S. 35-59.

STEINBRINK, M., 2009, Leben zwischen Land und Stadt. Migration, Translokalität und Verwundbarkeit in Afrika. – Wiesbaden.

STOCK, M., 2009, Polytopisches Wohnen – ein phänomenologisch-prozessorientierter Zugang. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2. S. 107-116.

STRÜVER, A., 2011, Der Konstruktivismus lernt laufen: „Doing more-than-representational geography". In: Social Geography, Heft 6. S. 1-13.

VIELHABER, C., 2012, Freizeitwohnsitze im Zwielicht – vorgetäuschte Multilokalität versus vorgetäuschte Permanenz. In: WEIXLBAUMER, N. (Hrsg.), Anthologie zur Sozialgeographie. – Wien (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 16). S. 138-154.

WEICHHART, P., C. WEISKE und B. WERLEN, 2006, Place Identity und Images. Das Beispiel Eisenhüttenstadt. Mit Beiträgen von Gerhard Ainz und Christopher Schütz sowie Marco Mehlin. – Wien (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 9).

WEICHHART, P., 2009, Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und offene Forschungsfragen. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2. S. 1-14.

WEICHHART, P., 2010, Das „Trans-Syndrom". Wenn die Welt durch das Netz unserer Begriffe fällt. In: HÜHN, M., D. LERP, K. PETZOLD und M. STOCK (Hrsg.), Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. – Münster (= Region-Nation-Europa, 62). S. 47-70.

WEISKE, C., K. PETZOLD und D. ZIEROLD, 2009, Multilokale Haushaltstypen. Bericht aus dem DFG-Projekt „Neue multilokale Haushaltstypen" (2006-2008). In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2. S. 67-75.

WERLEN, B., 2000, Sozialgeographie. – Bern u.a.

WERLEN, B., 2010, Gesellschaftliche Räumlichkeit 1. Orte der Geographie. – Stuttgart.

WERLEN, B. und R. LIPPUNER, 2011, Sozialgeographie. In: GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.), Geographie. Physische Geographie und Humangeographie. – Heidelberg. S. 688-712.

WIESER, M., 2006, Naturen, Artefakte und Performanzen – Praxistheorie und Akteur-Netzwerk-Theorie. In: VOSS, M. und B. PEUKER (Hrsg.), Verschwindet die Natur? Die Akteur-Netzwerk-Theorie in der umweltsoziologischen Diskussion. – Bielefeld. S. 95-109.

WIESER, M., 2008, Technik/Artefakte. Mattering Matter. In: MOEBIUS, S. und A. RECKWITZ (Hrsg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. – Frankfurt/Main (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1869). S. 419-432.

ZIERHOFER, W., 1999, Geographie der Hybriden. In: Erdkunde, Bd. 53, Heft 1. S. 1-13.

ZIERHOFER, W., 2011, Natur und Kultur als Konstruktion. In: GEBHARDT, H., R. GLASER, U. RADTKE und P. REUBER (Hrsg.), Geographie. Physische Geographie und Humangeographie. – Heidelberg. S. 1080-1085.

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1: Wohnort A, IVW1 ..... **111**
Abbildung 2: Wohnort A, IVW1 ..... **111**
Abbildung 3: Wohnort B, IVW1 ..... **111**
Abbildung 4: Wohnort B, IVW1 ..... **113**
Abbildung 5: Wohnort A, IVW2 ..... **116**
Abbildung 6: Wohnort B, IVW2 ..... **117**
Abbildung 7: Wohnort B, IVW2 ..... **118**
Abbildung 8: Wohnort B, IVW3 ..... **120**
Abbildung 9: Wohnort A, IVW3 ..... **121**
Abbildung 10: Wohnort A, IVW3 ..... **122**
Abbildung 11: Wohnort B, IVW3 ..... **122**
Abbildung 12: Wohnort A, IVW4 ..... **124**
Abbildung 13: Wohnort B, IVW4 ..... **125**
Abbildung 14: Wohnort B, IVW4 ..... **125**
Abbildung 15: Wohnort A, IVW1 ..... **128**
Abbildung 16: Wohnort B, IVW1 ..... **129**
Abbildung 17: Wohnort B, IVW4 ..... **134**

(Alles Aufnahmen der Proband_innen)

Tabelle 1: Formen räumlicher Mobilität und Verankerung: Migration, multilokales Wohnen, Zirkulation. Eigene Darstellung nach WEICHHART 2009, 7f. **10**
Tabelle 2: Typologie multilokalen Wohnens nach HESSE und SCHEINER 2007, 145; leicht ergänzt. **19**

Anhang

Anleitung - Datenerhebung

Multilokales Wohnen – Ein Leben an mehreren Orten

Herzlichen Dank, dass Sie sich bereit erklären, an einer wissenschaftlichen Untersuchung zum Thema „Mulitlokales Wohnen" teilzunehmen!

Als ***mulitlokales Wohnen*** wird ein Phänomen bezeichnet, welches in der heutigen Gesellschaft weit verbreitet ist: immer mehr Menschen haben nicht nur einen Wohnsitz bzw. eine einzige Wohnung, sondern nutzen aus unterschiedlichen Gründen, z.B. aufgrund beruflicher Erfordernisse, aus Gründen der Ausbildung, aber oft auch zu Erholungszwecken, mehrere Wohnsitze und Wohnungen. Ein Leben an mehreren Orten prägt Immer mehr unseren Alltag. Damit verbunden sind aber auch spezifische individuelle („aufwendige" Alltagsorganisation, Leben in Familie und Partnerschaft) wie auch gesellschaftliche Herausforderungen (Belastung von Wohnungs- und Immobilienmärkten, Verkehrsinfrastrukturen etc.).
Die durchgeführte Untersuchung hat zum Ziel spezifische Aspekte des Phänomens des mulitlokalen Wohnens näher zu analysieren.

Hierzu gliedert sich die Untersuchung in ***zwei Teile***:

In einem **ersten Teil** geht es darum, dass Sie an jedem Ihrer Wohnorte **selbstständig Fotos anfertigen**, wobei Sie die Motive frei wählen können. *Mit den Fotografien sollen Sie festhalten, was für Sie persönlich an Ihren jeweiligen Wohnorten besonders wichtig ist*: Dies können z.B. Dinge, Alltagsgegenstände, Personen, Orte und Plätze, Wege wie auch Aktivitäten sein, welche Sie alleine oder mit anderen Personen gemeinsam (Freund/innen, Familie, Kolleg/innen) durchführen. Die Fotoaufnahmen können dabei *innerhalb* der Wohnung oder auch *im näheren Umkreis um* die Wohnung aufgenommen werden (fußläufige Distanz um die Wohnung). Insgesamt stehen Ihnen ***drei Fotoaufnahmen pro Wohnsitz/Wohnung*** zur Verfügung. Die Gesamtzahl der Fotos richtet sich folglich nach der Anzahl Ihrer Wohnsitze.

Die Fotos sollten *digital* aufgenommen werden, wobei sowohl diverse Fotokameras und Digitalkameras eingesetzt werden können als auch natürlich Handys bzw. Smartphones. Sollten Sie kein passendes Aufnahmegerät besitzen, kann eine Digitalkamera zur Verfügung gestellt werden.

In einem **zweiten Teil** der Untersuchung werden Sie dann gebeten, im Rahmen eines ca. halbstündigen **Interviews** kurz über die aufgenommenen Fotos zu sprechen. Der Termin für dieses persönliche Gespräch wird mit Ihnen individuell vereinbart.

Natürlich werden die angefertigten Fotos und Ihre Aussagen *nur für wissenschaftliche Zwecke* im Rahmen dieser Untersuchung eingesetzt und dabei *anonymisiert* ausgewertet bzw. wiedergegeben. Es erfolgt ***KEINE Weitergabe der Daten an Dritte***.
Sollten Fragen oder Unklarheiten auftreten, können Sie mich jederzeit gerne kontaktieren:
Tel. (mobil): +43 (0)676 9656768; Tel. (Büro): +43 (0)1 4277 48725
E-Mail: marc.michael.seebacher@univie.ac.at

Danke für Ihre Mithilfe!

Marc Seebacher
Universität Wien, Institut für Geographie und Regionalforschung, Arbeitsgruppe Humangeographie, Universitätsstraße 7/5, 1010 Wien

Institut für Geographie und Regionalforschung

Erklärung

Hiermit versichere ich,

- **dass ich die vorliegende Masterarbeit selbständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubter Hilfe bedient habe,**
- **dass ich dieses Masterarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe**
- **und dass diese Arbeit mit der vom Begutachter beurteilten Arbeit vollständig übereinstimmt.**

Wien, 2013

Marc M. Seebacher, e.h.

CURRICULUM VITAE

Marc Michael Seebacher, BA

Adresse: Kölnhofsiedlung 19, 9300 St. Veit an der Glan
Dienstadresse: Universitätsstraße 7/5, 1010 Wien
Telefon: +43 (0)676/9656768; Büro: +43 (0)1 4277 48725
Skype: marc.seebacher
E-Mail: seebachermarc@hotmail.com
marc.michael.seebacher@univie.ac.at

Staatsbürgerschaft: Österreich
Geburtsdatum, -ort: 25. Juli 1988, St. Veit an der Glan

Ausbildung:

- 2010 bis heute: Masterstudium der *Geographie*, Universität Wien. Schwerpunkte: Sozial- und Wirtschaftsgeographie, Regionalschwerpunkt Europa, Bevölkerungs- und Stadtforschung.
- 2011 bis heute: Masterstudium *Raumplanung und Raumordnung*, Technische Universität Wien. Schwerpunkte: Ländlicher Raum, Alpine Raumordnung, integratives Naturgefahrenmanagement, Immobilienwirtschaft.
- 2010: Abschluss Bachelorstudium Geographie, Universität Wien (*Bachelor of Arts*)
- 2006: Inskription Studienfach Geographie, Universität Wien
- 2007: Grundwehrdienst Österreichisches Bundesheer
- 1998-2006: Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium St. Veit an der Glan, naturwissenschaftlicher Schwerpunkt. Reifeprüfung im Juni 2006 (ausgezeichneter Erfolg).

Berufserfahrung:

- 2010 bis heute: *Studienassistent* Arbeitsgruppe Humangeographie (Sozial- und Wirtschaftsgeographie), Institut für Geographie und Regionalforschung, Universität Wien.
- 2009-2010: *Tutor* am Institut für Geographie und Regionalforschung, Universität Wien.
- 2010: Praktikum Amt der Kärntner Landesregierung – Abt. 20, Landesplanung und KAGIS.
- 2009: Mitarbeit als studentische Hilfskraft am Deutschen Geographentag 2009, Wien.
- 2005-2009: diverse Ferialpraktika

Veröffentlichungen und Vorträge:

SEEBACHER, M.M., 2012, Raumkonstruktionen in der Geographie. Eine paradigmenspezifische Darstellung gesellschaftlicher und fachspezifischer Konstruktions-, Rekonstruktions- und Dekonstruktionsprozesse von „Räumlichkeit". Mit einem Beitrag von Peter Weichhart. – Wien, (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, Band 14).

SEEBACHER, M.M., 2012, Die BRICS-Staaten als Raumkonstruktion. Ein konstruktivistischer Blick auf räumliche Verhältnisse. In: Medien Journal – Zeitschrift für Kommunikationskultur, Jg. 36, Heft. – Salzburg.

SEEBACHER, M.M., 2013, Das Raum-machen der Gesellschaft. Perspektiven der Geographie. In: Sammelband „Überlebensmittelsphilosophie" – Schwerpunktthema Raum. – Wien. (Manuskript eingereicht)

Vortrag (eingeladen) im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Überlebensmittelsphilosophie" der Universität für Bodenkultur, WS 2012/2013 – Titel: Das „Raum-machen" der Gesellschaft – Perspektiven der Geographie. 11.12.2012. – Wien.

EDV-Kenntnisse:

Sehr gute Kenntnisse:
Microsoft Office (Word, Excel, PowerPoint), SPSS (Statistiksoftware)

Gute Kenntnisse:
Diverse GIS-Systeme (Geographische Informationssysteme) – ArcView, ArcGIS 9.3
CAD – Programme (Auto-CAD), Grafikprogrammen: Adobe Indesign, Adobe Illustrator und Adobe Photoshop.

Sprachkenntnisse:

Deutsch: Muttersprache

Englisch: fließend in Wort und Schrift

Italienisch: Grundkenntnisse

Sonstiges:

Leistungsstipendium der Universität Wien für die Studienjahre 2010/2011 und 2011/2012.